Russ. 20-2

V

Cosmopolitische

Briefe

über die Geschichte

des

russischen Reichs.

Ein Beytrag

zur Kunde alter und neuer Zeiten.

Vom Verfasser

der

cosmopolitischen Wanderungen.

Zweyter Band.

Schluß der Statistik und Anfang der Geschichte, bis auf die Vertreibung des Großfürsten von Jsiaslaws des Zweyten.

Königsberg,

bey Goebbels und Unzer, 1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sechster Brief.

Was ich Ihnen, mein lieber Freund, bisher über das russische Reich gesagt habe, wird hoffentlich hinreichen, Ihnen eine geographische Uebersicht über alle Theile dieses ungeheuren Kolosses zu geben. Sie sehen aus dem allem, Rußland hat einen ungemeinen Ueberfluß an Quadratmeilen; wenn wir aber die ausgedehnten Wüsten, die ungeheuren Moräste, die allein schon für sich ein ganzes Reich bilden könnten, die großen, menschenleeren Steppen, und die wilden Jäger-Nationen, die weiter gar nicht als Unterthanen zu benutzen sind, außer, daß sie der Krone einen ärmlichen Tribut bezahlen — wenn wir dieses alles abrechnen, so kann sich Rußland in der That noch vor der Hand mit den südlichen und westlichen Europäischen Reichen in keinen Vergleich stellen, und die Großprahlereyen, die man so oft über dieses Land hört, müssen selbst einem vernünftig denkenden Russen am Ende zum Ekel werden. Es ist wahr, Ruß-

land erscheint gegenwärtig, an dem politischen Himmel Europas, als ein furchtbares Meteor, das überall seinen gewaltigen Einfluß zeigt; allein dieß ist mehr Folge der glücklichen Umstände, und des großen Genies einiger seiner letztern Regenten, als ein eigentlicher Beweis innerer Kraft; und Rußland kann vielleicht noch lange diese furchtbare Rolle fortspielen, ohne daß es dabey an innerer Kraft, trotz dem Bestreben seiner Regenten gewinnen wird. Die Bevölkerung dieses ungeheuren Staats hat noch immer nicht diejenige Höhe erreicht, daß er dadurch in den Stand gesetzt würde, sich mit andern Ländern zu messen. Viele natürliche Hindernisse, denen bey allem Bestreben doch nur zum Theil abgeholfen werden kann, stehen der Bevölkerung dieses Reichs im Wege. Tausend und mehrere Meilen sind der Kultur durchaus unfähig, und zu Wohnsitzen für Menschen gänzlich unbrauchbar; eine Kälte, die alle Kraft verzehrt, und durchaus unausstehlich ist, eine Gegend, wo es an den nothwendigsten Bedürfnissen, sogar an Holz und Wasser mangelt; ein völlig unfruchtbarer, und zum Theil fliegender Sand, der keine Kultur duldet; ein salzigter Boden, der keine Getreideart gedeihen läßt, höchstens ein paar elende Pflanzen hervorbringt; eine Gegend, die verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, welche allen Anbau verhindern, und alle Versuche vereiteln, sie bewohnbar zu machen — das alles sind Haupteigenschaften meh-

rerer großen, zum Theil ungeheuren Länder, die zum russischen Staate gerechnet werden. Dazu kommen nun andere große Landesstriche, die nur als Steppen von Nomadischen Völkern benutzt werden, welche sie mit ihrem Vieh durchziehen, oder die nur blos für die Jagd brauchbar sind, wo mithin nur sehr wenige Menschen ihren Unterhalt finden, und daselbst wohnen können. Und nun rechne man noch hinzu die ungeheure Menschenzahl, welche Rußland während seiner fortdauernden Kriege geopfert hat, die fürchterlichen Landplagen, die dieses Land zu wiederholtenmalen verwüstet haben, die grausamen Epochen der Tartarischen Ueberfälle, der Fehden der falschen Demetrier, und mehrerer Ereignisse, die ganze große Länder entvölkert haben, die schrecklichen Seuchen, welche noch immer daselbst wüthen, und die eine Folge thierischer Ausschweifungen sind; die Blatterverwüstungen, den Mangel an geschickten Wundärzten, den Genuß des Branntweins, die rasende Habsucht und Tyranney großer Gutsbesitzer — alles dieß zusammen genommen, läßt es wohl mit einiger Gewißheit voraussetzen, daß alle, mit so imposantem Ton verkündigte Nachrichten von der Bevölkerung dieses Landes übertrieben sind. Einige der Hindernisse könnten indessen überwunden werden, denn sie beruhen auf Meinungen, oder, auf altem Herkommen, und die Regierung würde leicht Mittel und Wege finden, diese Schwierigkeiten zu besiegen; allein,

bey den Hauptsachen hat sich die Natur selbst in den Weg geworfen, und hier finden sich Hindernisse, die niemals und durchaus nicht gehoben werden können. — Das ganze ungeheure Reich hat, aufs höchste gerechnet, etwan 600 Städte, und von diesen verdient kaum die Hälfte den Nahmen einer Stadt; über 200 waren noch vor einigen dreyßig Jahren kleine Dorfschaften, erhielten aber von der Kaiserin Nahmen und Rechte einer Stadt, weil sich nicht einmal so viel Kreisstädte vorfanden, als nach der neuern Einrichtung nöthig waren. Alle diese führen den Nahmen der Ukasenstädte, und nur einige Wenige haben sich aus ihrer Unbemerktheit einigermaßen hervorgearbeitet, die Uebrigen alle haben größtentheils nur den Nahmen verändert. — Wenn den neuesten Angaben zu trauen ist, so sollen sich gegenwärtig im russischen Reiche an 36,000000 Menschen befinden, mit Einschluß des Adels, der Geistlichkeit, der Land- und Seetruppen, und aller andern bey der Revision eximirten Personen. Indessen scheint mir diese Angabe wohl übertrieben zu seyn. Schon seit mehreren Jahren nahm man die Totalsumme der Bevölkerung auf 30,000000 Köpfe an, wobey schon das neu eroberte Polen mit eingeschlossen war. Unmöglich ist es, daß sich die Menschenmenge seit den wenigen Jahren von Pauls des Ersten Regierung so vermehrt haben sollte, eher kann man annehmen, daß sie vermindert ist. Der unglückliche französische Feld-

zug, so kurz er auch dauerte, hat eine Menge Menschen gekostet, und die Bedrückungen, während dieser Regierungszeit haben Viele aus dem Lande getrieben. Dreyßig Millionen ist also wohl noch die höchste Summe, die man vor der Hand für die Bevölkerung des russischen Reichs annehmen kann. Uebrigens sind von aller Revision ausgeschlossen der sehr zahlreiche Adel, der ungefähr aus 200000 Köpfen besteht, die ganze Geistlichkeit, die ungefähr um die Hälfte so stark ist, alle Land- und Seetruppen, die zusammen mit ihrem ganzen Anhange 500000 Mann stark sind, die irregulären Truppen der Kosaken, Kalmücken, Baschkiren, welche, statt des Kopfgeldes, Kriegsdienste thun, ungefähr 80000 Mann, die Steppenvölker, welche ihren Tribut in Pelzwerken entrichten, die ausländischen Bürger, und freyen Leute in den Städten, die Kolonisten, und alle bey den Gerichten und in Diensten der Krone stehenden Beamten. Das Kolonieſystem der vorigen Kaiserin war sehr gut berechnet, und der Bevölkerung des Landes ganz angemessen; die großen bewilligten Vortheile hatten zu viel Reiz, als daß nicht viele hundert Deutsche ihr Vaterland verließen, und nach Rußland herüberzogen; auch hatte der Plan anfangs einen sehr trefflichen Fortgang, viele verwüstete Gegenden wurden bevölkert, und angebaut, überall entstand neue Thätigkeit, neuer Erwerbfleiß; allein der Eifer legte sich in einigen Jahren wieder; die Be-

amten der Krone hielten nicht Wort, was die Kaiserin versprochen hatte; die freyen Kolonisten wurden den Sklaven gleich gemacht, und, wie sie, gemißhandelt; der Geist der Unzufriedenheit ward unter ihnen rege; und die Folge davon war, eine fast gänzliche Zersprengung. Die Meisten der Kolonisten verließen das russische Reich wieder, und die, welche zurückblieben, hielten nicht mehr zusammen, und hatten Fleiß und Lust zur Arbeit verlohren. Die Maaßregeln, welche nach Katharinens Tode von ihrem Nachfolger genommen wurden, waren noch weniger geeignet, den alten Plan zu vollenden, und das System, das Friedrich dem Großen so arbeitsame und thätige Unterthanen gab, endlich zur Reife zu bringen; vielmehr entstand eine Geistesbedrückung in Rußland, von der man seit Jahrhunderten fast kein Beyspiel kannte; der Krieg mit den Meinungen und dem sogenannten Jakobinismus ward erklärt; eine unwürdige Sklavenkette ward für das ganze Land geschmiedet, und zerbrach nur, als sich der Zerstörer aller menschlichen Unternehmungen, der Tod, ins Mittel legte! Was Kaiser Alexander thun wird, das muß die Folge lehren; wahrscheinlich wird er, der das System seiner Großmutter mit weiser Einschränkung befolgt, auch hier eine glückliche Abänderung treffen.

Was die Erzeugung der Naturprodukte anbetrift, so bedarf Rußland im Grunde keiner fremden Bey-

hülfe, um zu leben, und glücklich zu seyn; wenn eine Provinz der andern aushilft, so hat das Land nicht allein für seinen Bedarf hinlänglich, sondern es wird noch ein großer Theil an andere europäische Länder überlassen. Unter allen Beschäftigungen des mittlern und südlichen Rußlands und Siberiens nimmt der Getreidebau die Hauptstelle ein, und wird von Jahr zu Jahr mit größerer Sorgfalt und Fleiß betrieben. Die Kolonisten haben zur bessern Kultur des Bodens das Ihrige redlich beygetragen, und die natürliche Industrie der Russen hat Wüsten angebaut, Moräste ausgetrocknet, und Berge geebnet. Für den gewaltigen Umfang des Landes fehlt es an Menschen, und dieß ist die Hauptursache, daß große Landesstriche, deren Boden zum Ackerbau ganz vortrefflich inklinirt, selbst noch gegenwärtig unbenutzt liegen. Auch die nächsten Provinzen, wie Liefland, Litthauen, Ehstland, spüren das Nachtheilige dieses Menschenmangels, ohnerachtet sie, im Verhältniß gegen andere Provinzen, noch sehr stark bevölkert sind. — Die Gouvernements von Riga, Reval, Archangel, Kiow, Czernichow, Nowgorod-Seversky, Woronesch, Tula, Tambow, Kursk, Charkow, Kaluga, Rezan, Mohilow, Smolensko, Poloczk, Pleskow, Twer, Moskau, Wolodimir, Jaroslaw, Kostroma, Nischney-Nowgorod, Kasan und Pensa, haben im Ganzen einen äußerst fruchtbaren Boden,

wenn sich auch hin und wieder Sandländer, Moräste, und andere Hindernisse dabey finden. In Riga, Reval, Archangel und Litthauen wächst ein so erstaunlicher Ueberfluß von Getreide, daß selbst die mittelmäßigsten Jahre nicht allein hinlängliche Konsumtion geben, sondern noch so viel übrig lassen, daß ein ansehnlicher Theil ausgeschifft werden kann. Noch größer ist die Fruchtbarkeit im Kiowschen und in andern südlichen Provinzen; hier ist der Boden so segensreich, daß man oft nicht weiß, wo man mit dem Ueberflusse hin soll, und daß man es daher in große Gruben werfen muß, wie wir unsre Kartoffeln. Diese Gruben werden auf freyem Felde angelegt, mit Erde verschüttet, und das darin aufbewahrte Getreide wird oft vergessen, bis es ein Zufall nach Verlauf mehrerer Jahre entdeckt. Kiow versorgt mit seinem Ueberflusse alle Häfen des schwarzen Meeres, und schifft eine ungeheure Menge von Getreide aus. Mehr oder weniger Ueberfluß findet man in allen den genannten Gouvernements, wo Ackerbau überall das Hauptgeschäfte ausmacht. Selbst die nördlichen Provinzen, namentlich Wiburg, St. Petersburg, Nowgorod und Wologda, bauen wenigstens so viel Getreide, daß es zum Nothbedarf ausreicht. Dagegen giebt es aber auch andere große Landesstriche, wo der Ackerbau wenig oder gar nicht in Anschlag kommt. In den nördlichsten Gegenden ist er wegen des rauhen Klimas, und des kalten,

morastigen Bodens durchaus nicht möglich; aber auch in den südlichen Gegenden, namentlich im Neuruſſiſchen, Aſtrakanſchen, Aſowſchen und Orenburgiſchen Gouvernement giebt es vielen magern und ſalzigten Boden, und Dürre, Hitze und Heuſchrecken verzehren oft das Wenige, was noch hin und wieder gedeiht. In den untern Gegenden des Dons, der Wolga und des Uralfluſſes gedeihen zwar Getreide und Gartenfrüchte, aber man ſieht dergleichen angebaute Gegenden doch hier weit ſeltener, als in den obengenannten Statthalterſchaften. Von Siberien haben beſonders die Irkuzkiſche Provinz zwiſchen dem Jeniſey und Baikal, und das ſüdliche Daurien, guten, ergiebigen Boden, der auch mit Sorgfalt benutzt wird. Uebrigens baut man da, wo der Ackerbau herrſchende Beſchäftigung der Einwohner iſt, alle mögliche Arten von Getreide an.

Mit dem Anbau des Klees und anderer Futterkräuter hat man bisher ſich wenig beſchäftigt, und nur ſeit den letztern Jahren ſind in Liefland, Kurland und andern Gegenden, einige Verſuche gemacht worden, die zwar von dem beſten Erfolg geweſen ſind, doch aber nicht Nachahmer genug gefunden haben. Die Haupturſache liegt in dem Mangel an Menſchen, da kaum Hände zum Feldbau genug vorhanden ſind.

Küchengärten findet man überall, wo man Dorfſchaften findet; der ärmſte Bauer ſucht wenig-

stens aus seinem Garten etwas Kohl, Kartoffeln, Gurken, Lauch und Zwiebeln zu ziehen. Das Ganze ist indeß nur für den Bedarf der Familie berechnet; für den Absatz baut man wenig. Selbst Dorfschaften, die in der Nachbarschaft großer Städte liegen, vernachläßigen noch immer den Gartenbau, so vortheilhaft es auch für sie wäre, und so viel Geld sie auch für ihre Produkte gewinnen könnten. Daher sind große Gemüsegärten in Rußland durchweg eine wahre Seltenheit. Eben das ist der Fall mit dem Obste, das wenigstens in den mittlern und südlichen Provinzen weit mehr benutzt werden könnte, als es wirklich geschieht. Zwar findet man an der untern Wolga, an der Okka, und am Don einige ansehnliche Obstgärten; allein dem mittlern Rußlande fehlt dieses herrliche Produkt gänzlich, so vortheilhaft auch der Anbau desselben wäre, indem man es in Gegenden, die kein Obst haben, wie in Siberien und im nördlichen Rußlande, mit großem Vortheil absetzen könnte. Blos in der Ukraine beschäftigt man sich lebhafter, als irgendwo, mit der Obstzucht, und gewinnt davon großen Nutzen. Auch findet sich in den Gegenden zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere viel treffliches Obst, besonders Kirschen, Aepfel, Spergel und Wein. In den Gegenden von Astrakan, Uralsk und Tscherkesk, zieht man Arbusen und Melonen mit nicht geringem Vortheil.

Hopfen baut man immer noch zu wenig an, obgleich er im südlichen und nördlichen Rußlande wild wächst. Dieses für jede Haushaltung so nothwendige Produkt, das man so vortheilhaft benutzen kann, wird nur hin und wieder mit etwas mehr Fleiß angebaut; im Ganzen aber müßte man sorgfältiger damit umgehen. Sogar die Ranken dieses Gewächses sind brauchbar; in Schweden behandelt man sie, wie den Hanf, und macht davon ein sehr starkes Gespinnst zu Seilen, Netzen und andern dergleichen nothwendigen Dingen.

Hanf wird im südlichen und mittlern Rußlande in großer Menge angebaut, im nördlichen aber beschäftigt man sich gar nicht damit, ohnerachtet der Hanf auch hier wild wächst. Auch in Siberien würde dieses Produkt fortkommen, wenn man mehr Sorgfalt auf dessen Kultur verwendete. Da, wo man ihn anbaut, wird er auch auf die mannigfaltigste Weise benutzt; die Seile, und das Oel, das man daraus verfertigt, gehören zu den vorzüglichsten Ausfuhrprodukten des russischen Reichs, und der davon gezogene Gewinn steigt in die Millionen; besonders holt England viel rohen Hanf von St. Petersburg und Riga, welches die Haupthäfen dieses Ausfuhrartikels sind. Die entferntesten Gegenden des Reichs führen dieses Produkt in die beyden Häfen, und gewinnen dabey große Summen. Der Transport geschieht entweder auf Schlitten, oder zu Wasser.

Flachs gehört ebenfalls wie der Hanf mit zu den großen Ausfuhrprodukten des russischen Handels. Er wird in den Statthalterschaften Jaroslaw, Kostroma, Wolodimir, Wologda, Rezan, Kaluga, Poloczk, Liefland, Litthauen, und in andern Gegenden in ungeheurer Menge angebaut, wo man eben so große Flachsfelder als Kornfelder antrifft. Ein großer Theil davon wird zur einheimischen Konsumtion verbraucht, und man verfertigt daraus besonders viel grobe Leinwand und Seegeltuch. Das letztere macht auch einen besonders wichtigen Ausfuhrartikel aus. England holt jährlich eine ungeheure Menge Flachs von St. Petersburg und Riga ab. Von der Leinsaat allein wird über 400000 Rubel jährlich gewonnen; aber auch die Ausfuhr des rohen Flachses und des Leinöls bringt einen sehr großen Gewinn; alles in allem berechnet, so wirft dieser Artikel gewiß zwey Millionen Gewinn ab. — Und doch könnte man dieses Produkt noch weit stärker benutzen, wenn man es überall anbaute, wo es fort kommt; aber viele Gegenden haben gar keinen Flachsbau, ohnerachtet der Boden dazu inklinirt. In Siberien hat man Versuche damit gemacht, aber, außer in Daurien, wo der Wallachische Flachs recht gut fortkömmt, will es doch damit nicht recht vorwärts. Als ein wildes Gewächs sieht man im südlichen und mittlern Rußlande, so wie auch in einigen Gegenden Siberiens, den soge-

nannten perennierenden Lein, in großer Menge, den man indeß wenig beachtet, so nützlich und vortheilhaft er auch sonst ist, wie die Erfahrung belehret.

Tabak wird am häufigsten in Kleinrußland angebaut, wo man ihn sehr trefflich findet; allein er reicht zum Bedarf nicht hin. Fast alle südliche Provinzen des Reichs würden dieses Produkt vortheilhaft erziehen können, wenn sie sich mit dem Anbau desselben gehörig beschäftigten.

Pflanzungen von Fabrik- und Haushaltungsgewächsen findet man in Rußland nur sehr wenig, so nothwendig auch der Anbau derselben wäre. Peter der Große legte am Don verschiedene sogenannte Versuchsgärten an, welche die Bestimmung hatten, den Anbau solcher Pflanzen zu befördern; allein man hat sie nur wenig benutzt. Am Terek wird seit langer Zeit Färberröthe gegraben, demohngeachtet aber denken nur wenige Menschen auf den eigentlichen Anbau dieser so nützlichen Pflanze. Waid hat man in der Statthalterschaft Penfa zu bauen angefangen, und zwar mit glücklichem Erfolg. Die Kuntschutpflanze, aus der man das bekannte schöne, und dauerhafte Oel preßt, wird im Astrakanschen angebaut.

Ein zweyter Artikel des russischen Nationalvermögens sind die großen ungeheuern Waldungen in den Bezirken dieses Reichs, welche die trefflichsten

Holzarten im Ueberflusse liefern. In Rußland giebt es Waldungen, die mehrere Tagereisen weit in einem fortlaufen, und bey der schlechtesten Oekonomie doch noch immer fast undurchdringlich sind. Die grösten und weitläuftigsten Waldungen findet man in Liefland, Litthauen, Ehstland, Poloczk, Twer, Pleskow, Petersburg, Wologda, Wiätka, Nowgorod, Permien, Ufa, Smolensk, Kaluga, Rezan, Simbirsk, Mohilow, Woronesch, Charkow, Tula, Kursk, Tschernichow und Nowgorod-Seversky. Am wenigsten mit Waldungen versehen, sind Neurußland, Afow, Astrachan, Orenburg, Saratow und Taurien. In Siberien haben die Provinz Irrkuzk und Daurien die grösten und weitläuftigsten Holzungen. Die großen ungeheuren Steppen sind fast ganz waldlos. Die Provinzen Turinsk und Tiumen, Tobolsk und Tomsk haben ebenfalls große Wälder; der rauhe Felsenrücken Kamtschatka hat wenig Waldung. Die meisten Eichen, welche man zum Schiffsbau benutzt, ob sie gleich nicht von der besten Art sind, wachsen längst der Wolga hin, und hier findet man auch die vortrefflichsten Arten von Bauholz, Masten und Balken.

Alle diese Waldungen werden auf die mannigfaltigste Weise benutzt, indessen bleiben doch immer Wünsche einer bessern Benutzung zurück. Schon die Art,

wie

wie man bisher mit diesen Waldungen umgegangen, ist als die abscheulichste Undankbarkeit gegen die Geschenke der Natur laut zu tadeln. Beil und Säge hat man bis jetzt, troz den wiederholten Befehlen der Regierung noch immer nur wenig gebraucht, statt dessen hat man die Bäume niedergebrannt, und durch die strafwürdigste Nachläßigkeit ganze große Striche in Brand gesteckt. Vieles Holz ist unbenutzt liegen geblieben, und verfault, indeß man gesunde Bäume niederschlägt. Diese abscheuliche Wirthschaft bemerkt man überall, wo die Regierung nicht ganz strenge auf die Finger sieht. Indessen fängt man doch jetzt nach und nach an, vernünftiger zu Werke zu gehen, besonders in Gegenden, wo der Holzmangel schon sichtbar einreißt, statt daß bey einer vernünftigern Wirthschaft noch an keinen Mangel zu denken seyn würde.

Harz und Pech wird in großer Menge, und fast überall gesammelt, wo Wälder sind, besonders aber schifft man in Archangel eine sehr große Menge davon aus. Den gemeinen Terpentin sammelt man in den großen Nadelwäldern, in den Lärchenwäldern sammelt man hin und wieder den venedischen, und in den siberischen Cedernwäldern den sogenannten cyprischen Terpentin. Recht fleißige Landleute sieden auch wohl Kalifonium, und destilliren Kien- und Terpentinöl, wobey sie ansehnlich gewinnen. — Den Theer nimmt man von

Fichten, und er wird besonders in Archangel in großer Menge ausgeführt. Gewöhnlich aber bedient man sich bey dem Theerschwelen nicht der in Deutschland üblichen ordentlichen Theeröfen, worin beßrer Theer, und auch Kohlen gewonnen werden, sondern man destillirt ihn in Theergruben, die weit mehr Holz kosten, und lange so vortheilhaft nicht sind. Auch aus den Birken weiß man einen Theer zu gewinnen, der sehr beliebt ist, und allgemein gesucht wird.

Viele russische Landleute beschäftigen sich mit allerley Zimmerarbeiten, und sind darin so geschickt, daß sie den gelernten Zimmerleuten sehr thätig an die Hand gehen können. Viele von ihnen sind auch wirklich beym Bau der Häuser, der Barken und anderer Fahrzeuge sehr thätig, und machen es fast zu ihrem Hauptgeschäfte. An der Wolga, Kama, Wiätka und Okka giebt es ganze große Dorfschaften, deren Einwohner fast gar keine Landwirthschaft treiben, oder sie wenigstens als Nebengewerbe den Weibern allein überlassen. Indessen ist das ein Mißbrauch, der, wenn er zu sehr einreißt, auf jeden Fall der Landwirthschaft äußerst nachtheilig werden muß; dergleichen Geschäfte müssen für Landleute nur immer Nebengeschäfte bleiben.

In den Wäldern an der Wetluga, Usola, und andern Wolgaflüssen giebt es Bauern, die sehr geschickt in Holz zu schnitzeln, zu drechseln und

zu lakiren verstehen. Sie schnitzen Tröge, Mulden, Schaufeln, Löffel und andere grobe Sachen, drechseln Schüsseln, Teller, Dosen und Tassen von Holz oder Maser, und lakiren die kleinen Sachen und Stöcke gelblich oder schwarz, mit und ohne Figuren. Ihre Arbeiten werden sowohl wegen ihrer Dauerhaftigkeit, als wegen ihrer netten Form weit und breit gesucht, und geben einen ansehnlichen Nebenverdienst. Durch diese Arbeiten werden die Wälder keinesweges ruinirt, und doch sind sie ein leichtes Nebengeschäfte eines jeden, das besonders im Winter getrieben wird, ohne daß man das Hauptgeschäfte, den Ackerbau, dabey vernachläßigt. Auf solche Weise lassen sich dergleichen Unternehmungen sehr vortheilhaft aufmuntern, und es wäre sogar zu wünschen, daß sich mehrere Nachahmer fänden.

Zu den russischen Gerbereyen wird viel Rinde von Weidenstrauch verbraucht; mit ungemeiner Sorgfalt sucht man daher auch diesen Strauch auf, wo er sich nur immer findet, und gewöhnlich ist dieß ein Geschäfte für alte Leute, Weiber und Kinder. Man hat indessen den Vorschlag gemacht, die Rinde von Kohlenholz in der nehmlichen Absicht zu gebrauchen, und da, wo man den Versuch gemacht hat, ist er sehr gut ausgefallen. In den Wäldern des nördlichen Rußlandes wächst der Mehlbeerstrauch sehr häufig, der sehr stark wuchert, und von den Saffiangerbern sehr gesucht wird. —

Bey Moskau, St. Petersburg, Archangel, und in einigen andern Gegenden brennen die Landleute zur Nebenarbeit den sogenannten Mahler- oder Kienruß, nicht blos von Kienholz, sondern auch von Birkenrinde. Das Verfahren dabey auf einem Heerde, unter bodenlosen Töpfen, ist so äußerst einfach und leicht, daß auch der unwissendste Mensch sich damit beschäftigen kann; und Rußland könnte in der That allen Ruß, den es bedarf, in seinem eigenen Lande verfertigen, wenn dieß Unternehmen mehr Nachahmer fände.

Pottasche wird in den Wäldern an der Sura am häufigsten gebrannt; indessen verfährt man dabey nicht so wie man sollte. Statt die Wälder dadurch zu reinigen, indem man blos Lagerholz, Reisig, Laub und Gesträuch dazu anwendet, so bedient man sich vielmehr der schönsten und brauchbarsten Bäume. Selbst grobes Krautwerk, Späne, und andere der Vermoderung preisgegebene, brennbare Materialien sind zum Pottaschemachen tauglich, und es gehört nichts dazu, als eine genaue Aufsicht, um die Verwüstung zu verhindern. Uebrigens macht die Pottasche einen ansehnlichen Artikel der Ausfuhr aus.

Soda haben bisher nur die Tartarn in Astrakan, und zwar sehr schlecht und in geringer Menge gebrannt. Obgleich die südlichen Steppen mit Salzkräutern, deren Asche die Soda ist, gleichsam übersäet zu seyn scheinen, so hat man sie bisher doch ganz

unbenutzt gelassen. Auch geben sich die Einwohner gar keine Mühe, die ächten Salzpflanzen von den falschen zu unterscheiden.

Die Matten, welche man aus dem Splint der Lindenbäume webt, sind wirklich ein Gegenstand des Welthandels. Sie werden nothwendig zum Ausschlagen der Schiffe im Innern gebraucht, und in den Gegenden an der Okka, an der Wetluga, an der Wolga, und in andern, wo Lindenwälder sind, jährlich viele Millionen verfertigt. Die ganze Familie ist dabey behülflich, auch die kleinsten Kinder können dabey arbeiten, mithin ist dieses ein sehr nützliches Geschäfte. Doch gehen dabey auch sehr viele Lindenbäume zu Schanden, und es bedarf einer weisen Einschränkung, um bey diesem Geschäfte nicht der Zerstörung freye Hand zu lassen. — In den nördlichen Wäldern wächst das Moos, das unter dem Namen Bärlapp bekannt ist, in Rußland aber gar nicht benutzt wird, ohnerachtet man weiß, daß in dem benachbarten Schweden von den Ranken dieses Mooses eine Art von Fußteppichen gewebt werden, die ein sehr artiges Ansehen haben, und sehr stark sind.

Was den Lindenbäumen einen noch weit größern Schaden thut, sind die in ganz Rußland gebräuchlichen Basteln, welche statt der Schuhe getragen werden. Sie schützen die Füße für äußere Verletzung, halten aber nur höchstens 14 Tage lang vor, und

sind den jungen Linden, deren Rinde dazu genommen wird, höchst nachtheilig. In Gegenden, wo Lindenbäume sind, werden sie zu Millionen verfertigt, und das Paar zu zwey bis fünf Kopeken verkauft. In den letztern Jahren hat man indeß angefangen, diese Basteln auch von Weiden, ja sogar von mehreren Gebüschrinden zu verfertigen, wodurch der Schade weniger beträchtlich wird.

Viehzucht ist der dritte große Artikel des russischen Nationalvermögens. In den Provinzen, wo der Ackerbau blüht, gilt die Viehzucht für das zweyte Hauptgewerbe, auf den Steppen aber, wo kein Korn wächst, ist sie das einzige und wichtigste Geschäfte. Ohne der Kalmücken, Buräten, und anderer russischer Nomaden zu gedenken, hat auch oft mancher russischer Bauer oder Kosak, in Rußland sowohl als in Siberien zwey bis drey hundert Pferde, und fast eben so viel Hornvieh. Viehzucht ist am blühendsten in den Gouvernements von Nowgorod-Seversky, Kiow und Czernichow. In Neurußland, Taurien, Asow und Astrakan ist sie das einträglichste und wichtigste Gewerbe. Im Orenburgischen treiben sie nur die Kosaken und Tartarn. In Woronesch, Tula, Tanbow, Kursk, Charkow, Orlow, Kaluga, Rezan, Mohilow, Poloczk, Pleskow, Twer, Petersburg, Wiburg, Nowgorod und Wologda steht sie dem Ackerbau nach; in Liefland,

Kurland, Ehstland, Litthauen, wird auf beyde Zweige der Landökonomie die lobenswertheste Sorgfalt verwendet.

Die Rindviehzucht wird besonders stark in Podolien, und dem übrigen Theile von Litthauen, in Liefland, Kurland, Ehstland, und in andern Provinzen des russischen Reichs getrieben. Die Podolischen Ochsen sind in der ganzen Welt bekannt, und viele tausend Stück gehen davon jährlich ins Ausland. Indessen muß man nicht glauben, daß alles Rindvieh, welches zu uns, unter dem Nahmen Podoliens, herkommt, wirklich von da allein herüber gebracht wird; auch der übrige Theil von Polen und Litthauen, so wie die benachbarten Provinzen des russischen Reichs, Smolensko, Mohilow und andere, geben ihr Kontingent dazu her. Güldenstädt sagt, daß Rußland allein über 30000 Stück seines Rindviehes ins Ausland versendet. Es wird Heerdenweise ausgetrieben, und geht sogar bis nach Frankreich. Auf der Stelle ist das Vieh sehr wohlfeil; man kauft in Podolien einen gut gemästeten Ochsen für fünf bis sechs Dukaten, den man im Auslande mit dreyßig Dukaten und drüber bezahlt; der weite Transport vertheuert die Waare, und dadurch, daß das Vieh oft durch mehrere Hände geht, von denen eine jede gewinnen will, wird die Theurung noch beträchtlicher. Mit diesem Artikel sind die Nebenzweige,

Pökelfleisch, Leder, Talg und Lichte verbunden. Besonders hat Rußland mit Talg und Lichten eine ganz eigene Industrie, die noch nirgends so weit gediehen ist; die russischen Lichte gehen durch die ganze Welt, und sind wegen ihrer äußern Schönheit sowohl, als wegen ihrer innern Güte allgemein gesucht. Archangel allein verschifft jährlich davon für mehr als 70000 Rubel, St. Petersburg nicht viel weniger, und die übrigen Häfen des Reichs versenden ebenfalls alle ihr sehr namhaftes Kontingent.

Nach der Rindviehzucht ist Pferdezucht der wichtigste Artikel; Tartarn, Kalmücken, Buräten und andere Nationen unter den Nomaden, setzen ihren einzigen Reichthum im Besitz dieser Thiere, und haben oft Heerden von tausend und mehr Stück. Die Ukrainischen Pferde sind wegen ihrer Leichtigkeit, Dauerhaftigkeit und Stärke allgemein bekannt, und werden zu Tausenden ins Ausland verführt. Die ganze preußische Armee zieht aus der Ukraine ihren Pferdebedarf, und zwar im Ganzen genommen sehr wohlfeil. Die dortigen Stuttereyen werden mit einer Sorgfalt behandelt, die ihres Gleichen sucht. Mancher Bauer hat dort Heerden von drey bis vier hundert Stück. Auch die Tartarn treiben mit ihren Pferden einen sehr wichtigen Handel ins Ausland, und gewinnen dabey ansehnlich. Außerdem benutzt man auch die Pferdehaare und Knochen, die oft Schiffsladungenweise aus dem Lande gehen.

Schweinezucht treiben die Russen vorzüglich in den Gegenden längst der Wolga, wo ein ganz trefflicher Schlag erzeugt wird, den man in großen Heerden außer Landes schickt. Außerdem gewinnen die Russen viel durch die Benutzung der Borsten, die sie theils selbst verarbeiten, theils damit ins Ausland einen äußerst wichtigen und einträglichen Handel treiben.

Mit der Schaafzucht will es, im Ganzen, noch immer nicht recht fort, so vortheilhaft auch die warmen, trocknen Steppen für diese Thiere sind, und so reichhaltig sie sich auch bezahlt machen. Zwar hat man in Rußland einige vorzüglich schöne Gattungen, und von ihnen kommen die schönen schwarzen und silbergrauen Baranken her, die überall als ein kostbares Pelzwerk geschätzt und gesucht werden; allein, sie leben in einem wilden Zustande, und man denkt wenig daran, dieses nützliche Thier zu zähmen, und zu veredeln. Das wilde Schaaf erscheint übrigens als ein sehr braves, muthiges Thier, das nichts von der Weichlichkeit und Feigheit seiner gezähmten Brüder an sich hat. Man sieht sie immer in großen Heerden beysammen; sie sind munter und merken auf jede Bewegung; werden sie angefallen, so setzen sie sich zur Wehre und vertheidigen sich so lange, bis sie entweder unterliegen, oder den Feind vertreiben. Die meisten zahmen Schaafe, welche einige russische Nomaden, selbst Russen und Kosaken im südlichen Theile

des Reichs erziehen, sind von ganz eigner Art. Es giebt ihrer, Heerden zu mehreren Tausenden; allein sie haben ein häßliches Ansehen, und geben eine grobe Wolle, die mehr Haar als Wolle ist, und die man höchstens nur zu grobem Tuch verarbeiten kann. Von der Art sind besonders die Kirgisischen Schaafe, die größtentheils nur deswegen geschätzt werden, weil die breiten fetten Schwänze derselben für ihre Herren ein Leckerbissen sind. Hin und wieder hat man sich freylich eine bessere Race angeschafft, besonders findet man häufig die Tscherkassischen Schaafe, die eine weit schönere und feinere Wolle geben; allein, sie genießen keiner besondern Wartung; man vermischt sie mit den andern schlechtern Arten, läßt ihnen keine Pflege angedeihen, sorgt auf keine Weise für ihre Veredlung, sondern sieht es ruhig zu, wie sie von Jahr zu Jahr ausarten, und am Ende eine eben so grobe und schlechte Wolle geben, als die Uebrigen. Nur einige reiche Güterbesitzer haben die bessere Schaafzucht eingeführt, besonders ist dieß in Liefland, Kurland und Ehstland geschehen, wo überhaupt deutsche Oekonomie herrschend ist.

Der Bienenbau wird in einigen Gegenden sehr stark getrieben; in Litthauen, Podolien, Vollhynien, in der Ukraine giebt es Bauern, die oft drey bis vier hundert Stöcke haben. Honig und Wachs gehört mit zu den großen Ausfuhrartikeln des russischen Handels.

In vielen Dörfern an der Wetluga, und an mehreren andern Orten giebt es Bauern, die sich sehr stark mit dem Hutmachen beschäftigen. Sie verarbeiten die grobe Landwolle zu Bauerhüten, und verkaufen sie schwarz gefärbt, oder roh. Da sie sehr wohlfeil sind, so werden auch ihre Arbeiten allgemein gesucht. Im Isetischen Kreise bey Katharinenburg wird eine kleine Fabrik, die in einem Dorfe angelegt ist, und Montirungshüte verfertigt, ganz allein von Bauern getrieben. Auch macht man an vielen Orten aus der allerschlechtesten Wolle, selbst aus den Kuhhaaren, die sogenannten Woilokken oder Filzdecken zu Fußteppichen, Bettmatratzen, Satteldecken und dergleichen. In diesem Geschäfte haben die Weiber der Kosaken und mehrerer Nomadenvölker eine sehr große Fertigkeit erhalten, so, daß sie von verschieden gefärbter Wolle recht artige Arbeiten liefern. Die Wolle selbst färben sie mit allerley Pflanzen, die bey ihnen wild wachsen.

Ein vierter großer Artikel des russischen Nationalreichthums, ist die Jagd, die wohl in keinem Europäischen Reiche so wichtig ist, als, im nördlichen Rußlande, und besonders in Siberien. Die Schifffahrt in Ochozk wird blos durch Jäger, und der Jagd wegen getrieben. Alle alte Völker, die Siberien ihr Vaterland nennen, machen die Jagd zu einem Hauptgeschäfte, und große Karavanen russischer Landleute verlassen den Winter hindurch ihre

Wohnungen, wagen sich in die wüstesten, entferntesten Gegenden, achten keine Gefahr, und kehren mit schönen Peltereyen bereichert, zurück. Eichhörnchen, Zobel, Hermeline, Füchse, Wölfe, Wiesel, Seeottern, Bieber, Haasen, und andere Thiere sind durch ganz Rußland und Siberien zerstreut. Alle dortigen Nomaden- und Jägernationen bezahlen ihren Tribut in Peltereyen. Die Thiere in den nördlichen Ländern geben überhaupt schöneres und besseres Pelzwerk, als die in den südlichen Gegenden leben; eine Bemerkung, die man überall machen kann. An den Kamtschadallschen Ufern giebt es jene trefflichen Seeotter- und Seebiberfelle, die so ausnehmend gesucht, und so theuer bezahlt werden. Der größte Absatz mit all diesem Pelzwerk, geht nach China, Tibet und Tangut; denn alle diese Völker tragen kein Gold und Silber, dagegen besetzen sie ihre Kleider mit dem trefflichsten und theuersten Peltereyen.

Fischerey ist der fünfte große Artikel des Nationalvermögens der Russen. Die großen, über das ganze Reich verbreiteten Seen und Ströme geben einen ganz ungeheuren Ueberfluß von Fischen, der selbst bey dem ungemein großen Absatz nicht ganz verbraucht werden kann. Tausende von Menschen beschäftigen sich einzig mit diesem Gewerbe, und ziehen einen ansehnlichen Gewinn davon. An der Wolga giebt es eine Menge von großen Fischlagern, bey welchen sich große Schaaren von Landleuten aus nörd-

lichen Gegenden, namentlich aus Galitsch, Tottma, Ustjug, Wologda, und andern Orten im Frühlinge einfinden, den ganzen Sommer nur einzig das Geschäfte der Fischerey treiben, indeß ihre Weiber und Kinder zu Hause den Acker bestellen, und im Herbste mit einem namhaften Gewinn wieder zu ihren Familien zurückkehren. In der Wolga giebt es Karpfen, die dreyßig bis vierzig Pfund wiegen. Fast in allen übrigen Strömen findet man Störe, Welugen, Hausen, und andere kleinere und größere Fische. Die Kosaken des Urals sind ein berühmtes, reiches und tapfres Fischervolk. Aus den Rogen der Störe und Welugen macht man den berühmten Kawiar, der nirgends in der Welt so schön und so schmackhaft als hier zubereitet, und deshalb in die ganze Welt verschickt wird. Ja, man trocknet ihn sogar, und schickt ihn, in großen Kuchen geschlagen, nach Italien. Der ganze Gewinn, den man Jahr aus Jahr ein vom Kawiar zieht, beträgt zwischen 40 und 50000 Rubel. Von der eigentlichen Schwimmblase des Hausen, die gerade bey diesem Fische die besondere Eigenschaft hat, daß sie sich zu einem zähen Leim kochen läßt, wird die Hausenblase verfertigt; ein Artikel, der im Handel ebenfalls nicht unwichtig ist. Man verschickt sie in alle Gegenden der Erde, und zieht daraus einen jährlichen Gewinn von wenigstens 70000 Rubel. An den Küsten von Nowaja Semlia wird eine ganz eigene Art von Fisch-

fang mit dem sogenannten Wallroß getrieben. Das Fleisch dieses Thieres ist hart und durchaus ungenießbar, dagegen aber werden der Thran, und die Zähne von den Bewohnern der Nordküste sorgfältig gesammelt, und theils zum eignen Bedarf benutzt, theils zum Umtausch gegen andere Bedürfnisse gebraucht. In verschiedenen Gegenden siedet man auch aus den Eingeweiden der gedörrten, und zum Theil verfaulten Fische einen Thran, der sehr vortheilhaft benutzt wird. Die Russen haben dieses Verfahren von den Schweden erlernt. Die Jagd auf Seehunde und Robben wird, besonders am Finnischen Meerbusen, am weißen und Ochoczkischen Meere, an der Kaspischen und dem Baikalsee, von den Einwohnern dieser Gegend mit großem Fleiß, aber nicht ohne Mühe und Gefahr, betrieben.

Der letzte große und wichtigste Artikel des russischen Nationalreichthums, sind die Mineralien, die für das ganze Land unerschöpfliche Goldquellen sind. Besonders hat Rußland einen ungeheuern Ueberfluß an Salz. Die größten Salzquellen finden sich in Permien. An den Flüssen Sylva, Ezuffojawa und Kama läuft ein Strich von wenigstens 40 deutschen Meilen hin, der einen außerordentlichen Ueberfluß an Salz erzeugt. Die in Permien befindlichen Salzwerke gehören theils der Krone, theils einzelnen Privatpersonen. Blos die Kronsalzwerke liefern jährlich mehr als anderthalb Mil-

lionen Pude Salz. Steinsalz findet sich in großen Massen am Jiekstrom; hier geht ein Felsen von gediegenem Salz Meilenweit unter der Erde fort, und scheint bis jetzt unerschöpflich zu seyn. In diesem Salzstock wird das Steinsalz bergmännisch zu Tage gefördert. Kochsalz wird am meisten in den Landseen Pelton, Bogdo, Jamysch, und in andern mehr, in großen Krystallen gebrochen, und in die Salzsiedereyen abgeführt. An dem Isthmus, durch welchen die Krimm mit dem Kontinent in Verbindung steht, krystallisirt sich in der heißen Sommerszeit das Salz zu großen Schollen, wie bey uns das Eis; eben das Nehmliche geschieht in der großen Wüste, Baraba, am Irrtisch und Altey, und in vielen sich daselbst befindlichen Seen; doch ist das Salz, das hier gebrochen wird, nie ganz rein, sondern stark mit Erdharz vermischt, statt, daß das Salz in der Krimm völlig rein und unvermischt erscheint. In der Woronesischen, Asowischen, und besonders in der kleinrussischen Statthalterschaft, giebt es viele reichhaltige Salpetererde, aus der man jährlich mehr als 40000 Pud reinen Salpeter gewinnt, der meistens von dasigen Landleuten gesotten, und in die Pulvermühlen nach St. Petersburg, Moskau und Kiow abgeliefert wird. Nach dem Verzeichnisse der Ausfuhr vom Jahr 1781 gingen in dem gedachten Jahre noch über 30000 Pude Salpeter nach England. Uebrigens hat die Krone Salz und Salpe-

ter zum Regale gemacht, und selbst das Salz, was Privatpersonen gewinnen, muß um einen bestimmten Preis an die Krone abgeliefert werden. Von den übrigen Mineralien wird blos Gold und Silber als Regale angesehen. Eisen und Kupfer hingegen kann ein jeder bearbeiten, auf dessen Gütern sich solche Mienen finden; nur müssen die Bergwerksherren der Krone einen Theil ihres gewonnenen Kupfers für einen festgesetzten, ziemlich mäßigen Preis überlassen, weil sie dieses Metalls in großer Menge bedarf, um die ungeheure Anzahl der kupfernen Münzen schlagen zu lassen, welche in Rußland im Umlaufe sind.

Ueber das Recht der Krone, gewisse, selbst nothwendige Produkte, sich als Regale zuzueignen, will ich hier nichts sagen; genug, es ist in allen Ländern der Fall, und in manchen geht es noch weit ärger damit her! Lassen wir der Krone diese Spielerey, sie thut dadurch wenig Schaden; Gold und Silber ist gerade das Unbedeutendeste von Rußlands großem Grubenbau, und kommt gegen die andern Minerale gar nicht in Anschlag. Mit dem Salz wäre der Nachtheil bedeutender, wenn die Regierung darauf nicht Rücksicht nähme, und dieses nothwendige Produkt den Unterthanen zu einem eben so wohlfeilen Preise ansetzte, als wenn es Gemeingut wäre. Da dieß aber wirklich der Fall ist, und keinem die Portionen aufgedrungen werden, die er durchaus verzeh-

ren

ren soll, so empfindet der Unterthan dabey nicht den geringsten Nachtheil. — Eisen und Kupfer, das ergiebigste Mineral, das die Hauptquelle des russischen Nationalreichthums heißen kann, ist in jedermanns Händen, und kann von jedermann bearbeitet und benutzt werden, der nur irgend ein Recht darauf hat. Eisen findet sich längst dem Uralgebirge in so erstaunlich großen und weitläuftigen Minen, daß man sie fast für unerschöpflich halten kann. In der Bearbeitung dieses Eisens finden sich noch immer einige auffallende Mängel, und deshalb steht es auch dem schwedischen nach; allein, es wird doch sehr gesucht, weil es das Wohlfeilste ist, das man nur haben kann, und ein großer Theil desselben geht jährlich ins Ausland, namentlich nach England. — Herrmann giebt an, daß in der einzigen Statthalterschaft Permien jährlich über 3,000000 Pude reines Eisen gewonnen werden; wenn wir auch dem Ehrenmann einige übertriebene Aufschneidereyen nicht absprechen können, so ist doch so viel gewiß, daß dieses Produkt in ganz erstaunlicher Menge anzutreffen ist. Kupfer findet sich sowohl im Uralschen, als im Werchoturischen und Alteischen Gebirge. Herrmann sagt, es seyen im Jahr 1779, aus einigen Gruben des Uralschen Gebirges mehr als 175000 Pude Kupfer gezogen worden. Einen Theil der Gruben baut die Krone selbst an, die größte Hälfte aber überläßt sie den Privatpersonen, nur müssen ihr diese, wie gesagt, zwey Drit-

theile des Gewinnes um einen festgesetzten Preis liefern; das übrige Drittheil aber können sie verkaufen, wie und so hoch sie immer wollen. Marmorbrüche finden sich im Ural, am Ladoga, und an andern Orten. Sand- und Kreidesteinbrüche sind an der Moskwa, Gips- und Alabasterbrüche an der Okka und Wolga, Granitbrüche am Finnischen Meerbusen, Glasbrüche bey Archangel und an der Lena, Gold- und Silbergruben vorzüglich im Alteischen Gebirge, und in den reichen Nerczinskischen Bergwerken, Bleygruben im Werchotuischen Gebirge, Amethisten, Topasen, Chrysolithen und andere edle Steine im Ural und Altei, Kalk- und Steinbrüche in allen Gebirgen anzutreffen. Steinkohlen hat man auch an vielen Orten entdeckt, und man fängt jetzt an, sich ernsthafter als bisher mit diesem Mineral zu beschäftigen. Torferde findet sich im westlichen Rußlande sehr allgemein, ohne daß man sie gehörig benutzt. Neuerdings hat man auch Porcellainerde aufgefunden, und die Krone hat deshalb in St. Petersburg eine große Porcellainfabrik angelegt, die aber mehr Spielwerk als Realität ist, indem sie mehr kostet, als sie Nutzen schafft. —

Alle Landleute, die in der Nähe der Gebirge wohnen, beschäftigen sich bey dem großen Grubenbau, und bringen ihre Zwischenzeit in den Marmor- und Alabasterbrüchen, in den Eisen- und Kupferwerken,

so wie in den Hütten zu. Außerdem giebt es in der Kostromaschen, Wiätkischen und Wologdaischen Statthalterschaft viele Bauern, die Dorfschmiedearbeit verrichten, und sich ihr Eisen selbst aus Sumpf- und Geschiebeerzen schmieden. Sie verbrennen im Verhältniß mehr Kohlen bey ihrer Arbeit, als die Hüttenwerke, indessen, bey dem Ueberfluß an Holz, der in diesen Gegenden noch anzutreffen ist, und bey dem weiten Transport des gekauften Eisens ist dieses Unternehmen wenigstens nicht zu tadeln. Ihr Schmelzwesen ist übrigens so einfach und leicht, daß man es ohne Mühe veranstalten, und mit Sicherheit ausführen kann. In Rabotnika an der Wolga sind alle Bauern Schmiede, in Pawlowa an der Okka sind sie alle Schlösser, in Beswodnaja an der Wolga sind die meisten Drathzieher, am Usola, einem Wolgaflüßchen, macht man in allen Dörfern viele schwarze bemahlte und lakirte Arbeiten, Dosen, Präsentirteller, Becher und andere Sachen. Außerdem sind viele Bauern Steinbrecher, Steinhauer, Kalk- und Gipsbrenner, und Mühlsteinhauer. Viele beschäftigen sich mit dem Salzbrechen, Salzsieden und Salzverführen; kurz, bey den Bergwerken finden eine Menge Menschen Beschäftigung und Unterhalt. An der Wolga bey Jaroslaw, und an der Unscha, einem Wolgafluß, giebt es kleine Schwefel- und Vitriolhütten, an welchen die Landleute ebenfalls Theil nehmen. Sie sam-

meln die Schwefelkiese an den Ufern, und ziehen den Vitriol, den Schwefel, und die rothe Farbenerde, oder das Braunroth daraus. Bey Moskau sind bey den Wasserleitungen ganze Lagen von verwitterten Kiesen gefunden, und, nach den Beobachtungen des Professor Pallas, und anderer großer Naturforscher, ist das ganze Land zwischen der Sura und Wolga, voller Kiese, die man zu Schwefel und Vitriol benutzen könnte. — Uebrigens giebt Herrmann den Werth von allen, in 25 Jahren, im Uralgebirge aufgefundenen Mineralien auf 155,000000 Rubel an. —

Der Weinbau ist in Rußland noch sehr unbedeutend, obgleich er in den südlichen Provinzen sehr gut gedeihen könnte. Zwar giebt es im Astrakanschen Gouvernement, und am Flusse Terek sehr schöne und wohlschmeckende Trauben; allein man sagt, daß sie sich nicht sollen zu Wein keltern lassen. Indessen scheint hieran wohl die ungeschickte Behandlung am meisten Schuld zu seyn. Wenn Rußland mehr Fleiß und Sorgfalt auf seinen Weinbau verwendete, so würde es in kurzer Zeit vom Auslande unabhängig werden, statt, daß es jetzt demselben, besonders Frankreich, wenigstens 1,000000 Rubel zinsbar ist. Baumwolle wird zwar hin und wieder in geringen Quantitäten angebaut, allein sie reicht nicht hin, und China muß sein Kontingent hergeben, um Rußland für seinen Bedarf zu versehen. Mit

dem Seidenbau beschäftigt man sich seit den letztern Jahren sorgfältiger, als bisher; allein hinreichende Seide hat Rußland noch nicht, Persien gewinnt noch immer große Summen. Die Wolle, die von den russischen Schaafen kommt, ist, wie gesagt, im Durchschnitt, grob und fast unbrauchbar, die wenige bessere Wolle kommt gar nicht in Anschlag; daher hängt Rußland auch in diesem Artikel vom Auslande ab. Auch bey der Bearbeitung der Metalle bleibt noch mancher Wunsch zurück; man weiß sie noch lange nicht so vortheilhaft zu benutzen, als es nach dem ungemeinen Ueberflusse, der davon angetroffen wird, geschehen könnte. —

Die Manufakturen und Fabriken betreffend, so hebt sich Rußland von Jahr zu Jahr aus seiner alten Dunkelheit hervor, und nähert sich auch hierin den gebildeten Staaten Europens. Kann es auch noch nicht mit den Uebrigen wetteifern, so hat es doch wenigstens einen sehr ruhmvollen Anfang gemacht, der die herrlichsten Fortschritte verspricht. Im russischen Reiche finden sich noch einige sehr alte Manufakturen her, die zum Theil ihre Entstehung der Natur des Landes verdanken, und eben deshalb zu einer Vollkommenheit gediehen sind, die man nirgends mehr wieder findet. Von der Art sind, die herrlichen Juften- und Saffianfabriken, durch welche Rußland seit alten Zeiten her, berühmt gewesen ist. Die Russen haben eine ganz eigene Ge-

schicklichkeit in der Zubereitung ihres Leders, die ihnen noch keine Nation hat nachmachen können. Ihre Juften sind so schön und so dauerhaft, daß sie gleichsam einen Artikel des großen Welthandels ausmachen, überall gesucht, und, bey dem einsigsten Bestreben, nirgends nachgemacht werden können. Der Gewinn, der bey diesem Handel abfällt, beläuft sich jährlich wenigstens auf eine Million Rubel. Eben so glücklich sind sie in der Zubereitung des Corduans, des Saffians und des Chagrins, die sich durch äußere Schönheit sowohl, wie auch durch Festigkeit und Dauerhaftigkeit auszeichnen. Mit diesen Gerbereyen geben sich viele tausend Menschen ab, nicht blos eigentliche Fabrikanten, sondern auch andere Privatpersonen, selbst ungelehrte Bauern. Bey Kasan sind fast alle Landleute Saffiangerber, in Katunka an der Wolga beschäftigen sich die meisten Bauern mit der Zubereitung der Kalbfelle, und in mehreren Dorfschaften giebt es einzelne Sohl- Fahl- und Juftenledergerber. In Dörfern, wo starke Jagd getrieben, und viele Schaafe gehalten werden, beschäftigen sich vorzüglich die Weiber mit Pelz gerben, und besitzen darin zum Theil eine große Geschicklichkeit. — Noch ausgedehnter und weltberühmter sind die Lichtziehereyen; russische Lichte gehen durch die ganze Welt, und stehen an äußerer Schönheit und innerer Güte noch immer obenan, so viele Mühe man sich auch allenthalben giebt, sie nachzumachen. Auch die Pott-

aschsiedereyen der Russen sind allgemein berühmt. Noch befinden sich die Russen in einem alten Besitz von einer herrlichen Fabrikation des Seegeltuchs, welches weit und breit bekannt ist, und versendet wird. Zu ihrem eignen Nationalbedarf verfertigen sie auch ein schönes Leinen, welches sie aber doch noch nicht zu einem einträglichen Ausfuhrsprodukt gemacht haben. Auch in den Oelschlägereyen sind die Russen Meister, und versenden eine ansehnliche Menge dieses Produkts. — Was die neuern Fabriken und Manufakturen betrifft, so sind in den letztern Jahren Anlagen gemacht worden, welche allgemeine Bewunderung verdienen. Als Peter der Große zur Regierung kam, fand sich nicht eine einzige Papiermühle im ganzen russischen Reich. Peter hatte fremde Länder besucht, hatte mehrere Fabrikate kennen lernen, die seinen Russen noch ganz fremde waren, und fing nun an, überall in seinem Reiche ähnliche Anlagen zu bewerkstelligen. Allein der große Reformator ging dabey zu heftig, zu unbedachtsam zu Werke. Fabriken entstanden genug und kosteten ungemeines Geld; allein, entweder waren sie nicht auf die Natur des Landes berechnet, oder es waren Spielereyen, die nichts Wesentliches zum Zweck hatten, Manufakturen, deren Arbeiten nur Pracht und Luxus beförderten, indeß andere unterblieben, die zum Nationalbedarf höchst nothwendig waren. So ist es zum Theil noch gegenwärtig in Rußland; selbst Ka-

tharina war von dem Fehler nicht frey, einige theure Spielereyen um kostbares Geld anzulegen, und statt dessen nothwendige Sachen aus der Acht zu lassen. Indessen haben sich doch von Jahr zu Jahr immer neue gemeinnützige Manufakturen erhoben, besonders haben die Webereyen ungemein gewonnen. Auch die Anlagen zur Bearbeitung der Metallwaaren sind vortrefflich, ob sie gleich noch hin und wieder von Fremden abhängen. Zu Tula findet sich die große Gewehrfabrik, die ganz vortrefflich eingerichtet ist, wo alle Gewehre zum Bedarf der ganzen Armee verfertigt werden. Die Stückgießereyen, die an verschiedenen Orten angelegt sind, gewinnen einen schönen Fortgang. Eine Menge von Salpetersiedereyen und Pulvermühlen sind im ganzen Reiche zerstreut. Der Schiffsbau wird mit ungemeiner Lebhaftigkeit, und von Jahr zu Jahr auch mit größerem Vortheil betrieben. — Nur die strenge Leibeigenschaft ist Schuld daran, daß es nicht überall mit den Fabriken gleich gut fort will; die abscheuliche Art wie man die Leute zur Arbeit zwingt, und doch dabey nur einen sehr kärglichen Lohn ihnen zugesteht, verhindert manches Gute. Würden die mannigfaltigen und zum Theil schönen Anlagen von freyen Menschen bearbeitet, die den Lohn ihres Fleißes selbst ärndten könnten, so würde es weit besser um Fabriken und Manufakturen stehen. Aber, so wie es noch gegenwärtig ist, so findet man selbst unter den Ein-

wohnern in den Städten, oft kaum den dreyßigsten, oder vierzigsten Menschen, der frey ist; die andern alle sind leibeigen; selbst angesehene Kaufleute und Fabrikanten stehen unter einer drückenden Leibeigenschaft, und müssen ihren Herren große Summen für die Erlaubniß bezahlen, in den Städten Handel und Gewerbe zu treiben.

Was nun endlich den Handel der Russen anbetrifft, so zerfällt derselbe in drey Branchen, nehmlich, innerer Landhandel, Grenzhandel und Seehandel. Der innere Handel ist, so weit es die Kommunikation verstattet, unermeßlich. Alle Nationen des großen russischen Reichs bringen ihre Produkte auf die großen Jahrmärkte, welche das ganze Land beleben. Die wichtigsten derselben werden zu Kloster Makkariew, und zu Nischneynowgorod an der Wolga gehalten. Hier versammeln sich alle Nationen aus Asien und zum Theil aus Europa, Russen, Engländer, Deutsche, Türken, Griechen, Armenier, Perser, Tartarn, Wotiäken, Kalmücken, Tungusen, und viele andere Völker, bieten ihre Waaren aus, und tauschen sie gegen andere ein. Der Umsatz beträgt jedesmal viele Millionen, und das Verkehr ist hier so lebhaft, als es nur irgend auf unsern am stärksten besuchten Messen seyn kann.

Der Grenzhandel wird am wichtigsten mit den Chinesen, Kirgisen, Mongolen und Tartarn, mit der Ukraine, und mit den Ländern des kaspischen

Meeres getrieben. Der Chinesische Handel wurde unter Peter dem Großen zum Kronhandel gemacht, und Kiächta wurde die Hauptniederlage aller Waaren, die nach und von China gingen. Da man aber bald einsahe, daß bey dem ganzen Handel kein großer Segen war, so wurde er wieder frey gegeben, und jetzt handelt ein jeder dahin, ohne daß gerade Einer dadurch reich wird. Die Chinesen erscheinen im Handel durchweg als die Asiatischen Juden, die sich aus dem schändlichsten Betruge kein Gewissen machen, und die Russen, bey aller ihrer Vorsicht und List, dennoch oft genug zu übervortheilen wissen. Ueberhaupt geben sie ihnen viel entbehrliche Waaren, indeß sie blos solche Sachen annehmen, die sie recht vortheilhaft benutzen können. Die Chinesen bringen den Russen Thee, Rhabarber, Porcellainwaaren, lakirte Sachen, Seidenstoffe und Baumwollenwaaren, besonders Nankin und Kittay; dagegen nehmen sie theure und wohlfeile Pelzwaaren, grobe Wollenzeuge, schlesische Tücher und Metallwaaren aller Art. Bey dem ganzen Handel profitirt Rußland nur äußerst wenig, oft muß es vielmehr zuzahlen. Den ganzen Umsatz zwischen beyden Nationen setzt Herrmann auf einen Werth von 4,000000 Rubel, indessen wollen viele diese Angabe nicht gelten lassen. Den größten Vortheil, den Rußland von diesem Verkehr mit China hat, ist der, daß es alle ostindischen

Waaren aus der ersten Hand erhält, und sich dadurch von andern Ländern unabhängig gemacht hat. Das Verkehr mit den Kirgisen, Mongolen, und andern Nomadischen Völkern hauptsächlich mit schönen Peltereyen und Wollenwaaren, ist für Rußland äußerst vortheilhaft. Mit den Amerikanischen Freystaaten wird das Verkehr von Jahr zu Jahr immer lebhafter und einträglicher. Persien liefert den Russen schöne Baumwollenwaaren, Mousseline, und die herrlichste Seide; dagegen verhandeln die Russen dahin allerhand Wollenwaaren, Metalle und Peltereyen. Der Handel mit Polen war ehemals sehr ansehnlich, jetzt ist daraus ein Grenzhandel mit Preußen geworden, der aber alle Augenblicke gehemmt wird, je nachdem die beyden Beherrscher gelaunt sind. Nach Deutschland ist das Verkehr der Russen ebenfalls nicht unbeträchtlich, besonders besuchen viele russische Kaufleute die berühmtesten deutschen Messen.

Der Seehandel der Russen ist der Wichtigste und Einträglichste für das Reich. Der Handel über das kaspische Meer war bis jetzt nicht sehr bedeutend; denn seit dem Tode des berühmten Schach Nadir wußte man in Europa fast nichts von Persien, außer, daß sich mehrere Fürsten daselbst um den Besitz stritten, bald dieser bald jener eine Zeitlang die Herrschaft usurpirte, ewige Unruhen das Land zerrütteten, und den Handel dahin durchaus hemmten.

Indeß ist doch von Zeit zu Zeit das Handelsverkehr mit Rußland und Persien erneuert worden, und nun Rußland im Besitz von Georgien ist, wird der Handel auf dem kaspischen Meere wohl bald lebhafter, als bisher betrieben werden. Ueber das schwarze Meer könnte der Handel Rußlands, besonders mit Levantischen Waaren sehr ansehnlich werden, auch könnten die Russen durch den Archipel die Küsten des Mittelmeers befahren, und mit ihren überflüssigen Produkten, besonders mit Getreide, die südlichen Länder Europens und Asiens versorgen, wenn sich diesen Unternehmungen nicht natürliche Hindernisse in den Weg würfen. Aber von der einen Seite sind die Levantischen Länder mit allen den Produkten im Ueberfluß versehen, welche Rußland ihnen etwan zuführen könnte; dagegen bedarf Rußland verschiedener morgenländischer Waaren nothwendig; von der andern Seite aber würde die Weite des Weges den Transport, folglich auch den Preis der Produkte so erhöhen, daß die Russen dieselben unmöglich so wohlfeil würden liefern können, als diese südlichen Länder eben diese fehlenden Produkte von näher gelegenen Gegenden wirklich erhalten. Indessen ist doch auch gegenwärtig der Handel der Russen auf dem schwarzen Meere nicht unbeträchtlich, und hat sehr zugenommen, seitdem Taurien in russischen Händen ist. Das Hauptverkehr geht

nach den türkischen Provinzen. — Auf der Ostsee ist der russische Handel eigentlich am wichtigsten. St. Petersburg, die erste Handelsstadt im ganzen Reiche, hat über die Hälfte des ganzen russischen Ostseehandels in ihrer Gewalt; nächst derselben sind noch Riga, Reval und Narwa von dieser Seite wichtige Handelsstädte. Das Hauptverkehr ist mit England, und man rechnet an 3,000000 Pfund Sterling, welche England jährlich theils in Gelde, theils in Waaren, nach Rußland bringt. Dafür holt es allerhand Schiffsbaumaterialien, Hanf, Theer, Holz, Flachs und Seegeltuch. In diesem Handel muß England eine ansehnliche Summe zuzahlen. Holland holt seine meisten Schiffsbedürfnisse aus Rußland, und der Gewinn ist dabey ebenfalls auf russischer Seite, obgleich sich die Russen alle ihre südeuropäischen Bedürfnisse durch die Holländer kommen lassen. Mit Frankreich fängt das ganz aufgehobene Handelsverkehr jetzt endlich wieder an, und verspricht einen guten Fortgang. In dem Verkehr mit Dännemark und Schweden gewinnt Rußland ansehnlich, im Handel mit Preußen muß es zuzahlen. Ueberhaupt ist der Europäische Handel für Rußland äußerst einträglich, und er steigt von Jahr zu Jahr immer mehr. Die ganze russische Ausfuhr besteht in allerhand Peltereyen, Juften, Saffian, Chagrin, Seegeltuch, Leinwand, Hanf, Flachs,

Kupfer, Eisen, Marienglas, Talg, Lichte, Honig, Wachs, Pottasche, Waidasche, Theer, Pech, Harz, Hanf und Leinöl, Thran, Kawiar, Hausenblase, Schweinsborsten, Getreide, Leinsaamen, Seife, Muskus, Rhabarber, Thee und Tabak.

Siebenter Brief.

Jetzt, mein lieber Freund, lassen Sie uns zur Staatsverfassung des russischen Reichs übergehen, und mit derselben unsere Bemerkungen über die Statistik dieses Landes beschließen. Bis zu den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts war in Rußland die Staatsverfassung ein verwirrtes Chaos, aus dem sich Niemand heraus finden konnte; kein eigentliches Reichsgrundgesetz bestimmte die Ordnung der Dinge; und über die Thronfolge war nichts festgesetzt, das allgemeine Gültigkeit hatte. Als ein Gewohnheitsrecht wurde es angenommen, daß der Sohn dem Vater succedirte; allein häufige Beyspiele beweisen es genug, wie wenig dieses Gesetz geachtet wurde, und wie oft man von der angenommenen Regel abwich. Deshalb die unglücklichen, verheerenden Usurpationen, von denen Rußland so häufig heimgesucht wurde, wo der Bruder sich gegen den Bruder, der Sohn sich gegen den Vater, der Unterthan sich gegen

seinen rechtmäßigen Fürsten auflehnte, und nach einer Gewalt trachtete, auf die er keine Ansprüche hatte. Die schrecklichen Begebenheiten, die ich Ihnen in der Folge näher entwickeln werde, sind redende Zeugen der allgemeinen Verwirrung, die Jahrhunderte lang über die ganze Staatsverfassung verbreitet war.

Nach dem einmal angenommenen Grundsatz ist der russische Monarch völlig souverain, unumschränkter Herr über Leib und Leben seiner Unterthanen, an kein Gesetz gebunden, blos abhängend von seinem allgewaltigen Willen. Und doch haben schreckliche Beyspiele alter und neuer Zeit gelehrt, wie vergänglich diese Allmacht sey, wie der unumschränkte Czaar, gleich dem Großsultan, für sein Leben zittern mußte, wenn er die Unzufriedenheit seiner mächtigen Vasallen rege machte, wie er seinen Willen beugen mußte unter die eisernen Fesseln der Nothwendigkeit, die ihm ein übermüthiger Senat angelegt hatte. Die traurigen Schicksale mehrerer zum Theil trefflicher Fürsten beweisen hinlänglich, wie täuschend die Allmacht des russischen Beherrschers sey, wie er oft seinen besten Willen, seine schönsten Ueberzeugungen, der widerstrebenden Laune seiner Großen unterordnen, und seine reif überdachten Entwürfe zum Wohl des Volks aufgeben muß, weil sein Senat dadurch zu verlieren glaubt! Nur einen Blick in die Geschichte alter und neuer Zeit, und die Erfahrung bestätigt diese Bemerkungen! —

Uebrigens hat keine Provinz des gesammten russischen Staatskörpers vor der andern Vorzüge, sonder sie werden durchaus gleich behandelt. Vormals war der Fall anders; mehrere Provinzen, als sie sich der russischen Herrschaft unterwarfen, bedungen sich gewisse Privilegien aus; diese wurden ihnen denn auch eine Zeitlang gehalten; sobald man sich aber ihren Besitz gesichert hatte, so erschienen Einwendungen, Einschränkungen, Monitorien, und nach und nach waren diese Provinzen mit den übrigen gleich gemacht, so sehr sie auch dagegen protestirten, und so viel Mühe sie sich auch gaben, ihre einmal erhaltenen Privilegien zu behaupten.

Als das einzige Reichsgrundgesetz, das man allenfalls noch als ein solches annehmen kann, ob es gleich auch nicht viel mehr als Formel ist, gilt dieses, daß der jedesmalige Monarch des russischen Reichs der griechischen Kirche zugethan seyn muß. Auf dieses Gesetz wird noch mit einiger äußern Strenge gehalten, daher auch diejenigen ausländischen Prinzessinnen, die sich mit russischen Prinzen verheyrathen, zur griechischen Kirche übergehen. Allein, nur die Toleranz der Regierung selbst erhält dieses Gesetz in Ansehen. Fiele es irgend einem Kaiser ein, sich zu einem andern Ritus zu wenden, oder auch gar keine Religion zu haben, und er wäre nur darüber mit seinem Senat einverstanden, so würde auch das ganze Volk nichts dagegen einwenden, so wie es auch jetzt

nicht weiter darnach fragt, was der Kaiser glaubt, oder nicht glaubt, ohnerachtet es ihm herzlich freut, wenn es den Monarchen oft im Gotteshause mitten unter sich sieht. Die neuen Regenten haben darüber auch sehr aufgeklärt gedacht, und den äußern Kultus sehr strenge beobachtet, um dem Volke kein Aergerniß zu geben.

Ueber die Thronfolge galt, wie schon gesagt, bisher noch kein vollkommen bestimmtes Gesetz. Peter der Große ließ sogar die tolle Ukase bekannt machen, daß jeder regierende Souverain das Recht haben sollte, alle seine Prinzen von der Thronfolge auszuschließen, und sie demjenigen zuzuerkennen, den er allein für gut finden würde. Diese Ukase war eine Folge des unversöhnlichen Hasses, welchen der Kaiser auf seinen unglücklichen Sohn Alexei geworfen hatte, ein Haß, der selbst dann nicht zu entschuldigen war, wenn auch der Prinz wirklich alle die Fehler und Thorheiten an sich hatte, die man ihm zur Last legte, um den Schritt des erbitterten Vaters zu beschönigen. Man mag dagegen einwenden, was man will, so war es die Hauptabsicht des Kaisers, seine geliebte Katharina zu seiner Nachfolgerin zu ernennen, und das unüberlegte Betragen seines unglücklichen Sohnes mußte die Gelegenheit geben, ihn zu stürzen, und auf immer unschädlich zu machen. So groß und bewundernswerth auch sonst dieser Kaiser in seinen übrigen Handlungen erscheint, so kleinlich erscheint er hier in sei-

ner Rache, die noch immer den halben Wilden charakterisirt, der sich weder in seinem Hasse, noch in seiner Liebe mäßigen konnte. Uebrigens war der obengedachten Ukase noch der ganz tolle Befehl beygefügt, daß alle Russen an diese Macht des Kaisers unbedingt glauben sollten, bey Strafe des zu Tode Knutens. Alexei, um den nachtheiligen Folgen dieser Ukase, und den Verfolgungen seiner Stiefmutter zu entgehen, floh nach Wien, wurde daselbst aufgesucht, und wandte sich nach Neapel. Hier schlichen sich bestochene Schurken in das Vertrauen des unglücklichen Prinzen; allerhand glänzende Verheißungen wurden ihm gemacht; man sagte ihm, daß sein Vater den unüberlegten Befehl bereue, und zur Aussöhnung bereit sey, und der Prinz ging in die Falle. Er kehrte nach Rußland zurück; der reuige Sohn warf sich dem Vater in die Arme, und dieser — ließ ihm als einem Rebellen den Prozeß machen, und verdammte ihn zum Tode, ein Urtheil, das auch wirklich an dem Unglücklichen vollzogen wurde. Bezeichnete je ein Schritt den gewaltsamen, wilden Despoten, der jedes natürliche Gefühl wegleugnete, um sich zu rächen, so war es dieser!! — Paul, bey all seiner Raschheit, hätte das nicht gethan! —

Uebrigens hat Peter der Erste von jener Ukase selbst keinen Gebrauch gemacht, nicht, weil er die Uebereilung bereute, sondern, weil ihn der Tod gerade zu einer Zeit überraschte, wo er noch alle Hände

voll zu thun hatte, um seine großen Plane zu vollenden. Er starb, und nun entstand die Frage: wer soll succedieren? Der einzige rechtliche Erbe war justizmäßig gemordet, und von den Seitenverwandten war Niemand bey der Hand. Nur Katharina, die Gemahlin des verstorbenen Kaisers, die um alle seine Entwürfe wußte, bey allen die Hand mit im Spiel gehabt hatte, mußte natürlich viele Stimmen für sich haben. Sie war die Frau nicht, die so etwas unbenutzt ließ; unter der Hand ward das ganze Unternehmen von ihr geleitet; sie blieb im Besitz des Thrones, sie ward allgemein als Kaiserin anerkannt. Indessen dauerte die Herrlichkeit nicht lange; auch diese ehrsüchtige Fürstin mußte dem Tode ihren Tribut bezahlen. Ihr Nachfolger, Peter der Zweyte, kam zur Regierung, und, wie es Mehrere nach ihm gemacht haben, er stieß alle Verordnungen seiner Vorgänger um. Im Jahr 1727 gab er den strengen Befehl, daß alle Exemplare der von Peter dem Großen herausgegebenen Ukase, in Betreff der Thronfolge, bey Strafe abgeliefert werden sollten. Natürlich hob er durch diese Verordnung die Ukase Peters des Großen auf, und wirklich hat man auch seit der Zeit nie mehr daran gedacht, auf ihre Befolgung zu dringen, außer in den letzten Regierungsjahren Katharinens der Zweyten, wo, wie die Sage geht, einige mißvergnügte Große einen geheimen Plan ausheckten, der jedoch nie ans Licht trat, und dem jene fameuse

Ukase zum Grunde gelegt ward. — Nach dem Tode Peters des Zweyten kam Anna Iwanowna zur Regierung. Dann folgte das sogenannte Zwischenregiment des unglücklichen Iwans, unter der Vormundschaft des Herzogs Biron von Kurland. Nun erhob sich Elisabeth, die ehrgeizige Tochter Peters des Großen; sie stürzte ihre Gegner, machte den eigentlichen Kaiser zu ihrem Gefangenen, und bemächtigte sich der Krone. Ihr folgte Peter der Dritte, der durch seine allzuraschen Unternehmungen sich selbst sein Unglück bereitete. Er fiel als ein Opfer der unerhörtesten Staatskabale, und machte seiner Gemahlin Katharina der Zweyten Platz. Diese starb, und ihr Sohn Paul der Erste bestieg nach langem Harren den Thron. Eine seiner ersten Unternehmungen war, die Thronfolge gesetzlich zu bestimmen, um alle fernere Streitigkeiten und Eingriffe weiter zu verhindern. Jetzt hat sich also eine ordentliche Regel der Succession gesetzmäßig etablirt, und es kann weiter kein Streit über die Frage obwalten, wer dem verstorbenen Regenten in der Besitznahme des Throns folgen soll. Auch übernahm der jetzige Kaiser, ohne alle Widerrede, gleich nach dem Tode seines Vaters, die Regierung, und die Staatsgeschäfte wurden auf keine Weise unterbrochen. So steht es jetzt, und der nächste Verwandte des Kaisers ist auch der unbestrittene Erbe und Nachfolger.

Was die Stände des russischen Reichs betrifft,

so gab es ehemals, bey der ursprünglichen Feudalverfassung, drey Stände, nemlich Kneesen, Bürger und Bauern. Die Kneesen machten den Hauptadel des russischen Reichs aus, und waren Abkömmlinge der alten fürstlichen Familien, mit den Czaaren näher oder weitläuftiger verwandt. Seit Wladimirs des Großen Zeiten wurde Rußland durch die wunderlichen Theilungsentwürfe der Fürsten, unter einer Menge von Familien zersplittert, die sich zum Theil gegenseitig in den Haaren lagen, und wobey das Land selbst am meisten mitgenommen wurde. Sie führten alle den Titel der Fürsten, und regierten auch in ihren Ländern so souverain, daß der Großfürst nur selten etwas unter ihnen zu sagen hatte. Nach und nach sahe man endlich das Nachtheilige dieses Verfahrens ein, und dachte auf Maaßregeln, diesem Unwesen zu steuern. Mehrere appanagirte Fürstenfamilien starben aus, und der Großfürst zog ihre Länder ein. Dadurch mächtiger gemacht, verlohren auch die Fürsten nach und nach Ehre und Ansehen. Mehrere wurden als Rebellen behandelt, und ihrer Ländereyen beraubt, kurz, man vereinigte nach und nach das ganze Reich unter einem Herrn. Die fürstlichen Familien blieben, waren aber weiter keine regierenden Personen mehr, verarmten zum Theil, behielten aber doch ihre Titel, als Kneesen des Reichs, und waren stolz auf ihre Abkunft. In der Folge benutzten sie die ausgebrochenen Unruhen, um ihre Macht wieder

zu erheben; zwar wurden sie keine regierende Herren mehr, aber sie wurden reiche und mächtige Güterbesitzer, die sich einen wichtigen Einfluß in die Staatsgeschäfte zu verschaffen wußten, und selbst den Czaaren furchtbar wurden. So ist es auch geblieben bis jetzt, die Kneesen sind noch die ersten Adlichen des Reichs, und besitzen zum Theil einen ungeheuren Reichthum, und einen ungemein wichtigen Einfluß. In neuern Zeiten haben die Monarchen mehreren Adlichen den Kneesentitel ertheilt; allein die alten Kneesen sind auf ihre Abkunft zu stolz, als daß sie sich mit den Neuen in eine Klasse stellen sollten, sie glauben, auf jeden Fall noch immer größere Vorrechte zu haben, als diese. —

Außer diesen Kneesen gab es in Rußland noch Bojaren, eigentliche hohe Kronbediente, oder Barone. Sie waren erbliche Feudalherren, mit eigner Justiz bekleidet, führten unter einander blutige Fehden, und machten sich selbst dem Fürsten furchtbar. Auf ihren Gütern hatten sie unumschränkte Macht über Leben und Tod ihrer Unterthanen; sie nahmen keine Befehle an, als die ihnen ersprießlich waren, und versagten sogar oft dem Fürsten ihre Kriegsdienste, wenn er sie auffodern ließ, ihm eine bestimmte Anzahl von Kriegern zuzuführen. Endlich sank ihre Macht, nachdem einige muthige Fürsten nach einander die Regierung führten, und den Uebermuth ihrer Bojaren demüthigten. Unter Iwan dem Grausamen waren

sie so herunter gebracht, daß sie zitterten, wenn sich ein Trabant des Fürsten zeigte. Die unruhigen Zeiten der Demetrier gaben ihnen neue Macht in die Hand, und sie befestigten ihr Ansehen noch einmal. So ging es fort, bis Peter der Große zur Regierung kam, der sie aufs neue beschränkte. Dadurch, daß er allen seinen Vasallen das Kriegsrecht benahm, die gegenseitigen Befehdungen auf immer verbot, sich eine stehende Armee anschaffte, und die Bojaren zwang, statt der bisher zugesandten Hülfsvölker, der Krone blos Rekruten zu stellen, brachte er ihr Ansehen ganz herunter. Von Jahr zu Jahr sank ihre Macht, und endlich verlohren sie sich ganz unter dem gemeinen Adel.

Indessen dauerten die Streitigkeiten über die gegenseitigen Vorrechte des Adels unter einander fort, und obgleich Peter der Große sowohl als seine Nachfolger die Rechte des Adels zu bestimmen suchte, so wurde doch das Ganze dadurch noch verwirrter. Im Jahr 1785 gab endlich die Kaiserin Katharina eine mit eigner Hand geschriebene Ukase heraus, worin sie die Verfassung des Adels bestimmte. In dieser Ukase wurde festgesetzt: 1) der Adel, als Adel, solle und müsse gewisse Vorrechte genießen, namentlich, die Steuerfreyheit für sich und seine Güter, das Recht, Leibeigene zu halten, und über das Leben und Vermögen derselben zu disponiren. — Hätte die verstorbene Kaiserin das unumschränkte Recht gehabt, zu

befehlen, was sie wollte, hätte sie, der man doch sonst Menschenliebe nicht absprechen kann, jene abscheulichen Vorrechte des russischen Adels nicht entweder ganz abgeschafft, oder wenigstens so gemildert, daß sie den Gesetzen der bürgerlichen Verhältnisse angemeßner geworden wären? Aber, bey aller ihrer Macht mußte sie den Willen des Senats befolgen, der natürlich als Adel, kein altes, noch so barbarisches Vorrecht fallen lassen wollte, um nichts zu verlieren! — — 2) Der Adel sollte in sechs Klassen abgetheilt werden; diese sollten zwar alle gleiche Rechte genießen, aber doch in Rücksicht des Alters und des Ansehens von einander verschieden seyn, je nachdem ihre Abstammung fürstlich oder blos adelich, ihr Adel alt oder neu wäre. — Uebrigens hat sonst der russische Hof von den gewöhnlichen Titulaturen, Fürst, Graf, Freyherr, auch vom Adel selbst keinen weitern Gebrauch gemacht; erst unter Katharina der Zweyten ist es Mode geworden, eine Menge von Titeln und Adelsbriefen auszutheilen.

Der Bürgerstand hat erst in neuern Zeiten unter Katharinens Regierung an Ansehen und Achtung einigermaßen gewonnen; im Ganzen aber fehlt doch noch viel, ehe er sich mit den Bürgern anderer Europäischen Länder messen kann. Schon der üble Umstand, daß die Ausländer, besonders die Deutschen, troz Pauls Beschränkungen, noch immer fast im ganzen Lande dominiren, sich ein gewisses Ueberge-

wicht anmaßen, und die Eingebohrnen nicht allein verdrängen, sondern auch mit Verachtung und Geringschätzung behandeln, trägt viel dazu bey, daß der russische Bürger von den höhern Ständen, durch eine drückende Erniedrigung gekränkt wird. Der Deutsche in Rußland ist ein äußerst imposanter, hochmüthiger und eingebildeter Mensch, der sich der schändlichsten Betrügereyen nicht schämt, und eben deswegen in einem höhern Glanze lebt, als der Russe, der sich seine Arbeiten nicht so unverschämt theuer bezahlen lassen kann, als jener, weil er sonst mit seiner Familie verhungern müßte. Der Deutsche, sobald er etwas Aufsehen macht, wird überall gesucht, seine Arbeiten mögen etwas taugen, oder nicht, genug, er ist in der Mode, mithin ist alles schön, was er macht; hingegen darf sich der fleißige, betriebsame, thätige Russe noch so viel Mühe geben, er wird es höchstens zu einem mittelmäßigen Verdienst bringen. Zu dem kommt, daß der größte Theil der russischen Bürger leibeigen ist, und von seiner Herrschaft zurückgerufen werden kann, wenn es ihr beliebt, oder für die Erlaubniß sehr theuer bezahlen muß. Wenige von den Bürgern sind freygelassene Leute. Uebrigens hat der Bürgerstand, seit dem Jahr 1785 eine eigene Verfassung bekommen, und ist in verschiedene Klassen abgetheilt. Der Unterschied dieser Klassen ist wirklich lächerlich. So ist es denen aus der ersten Klasse erlaubt, mit vier Pferden zu fahren; die aus der

zweyten Klasse dürfen sich nur zweyer Pferde bedienen, und denen aus den vier letzten Klassen ist nur ein Pferd erlaubt. Uebrigens müssen alle Bürger eine bestimmte Kopfsteuer bezahlen, doch steht es denen aus der ersten Klasse frey, statt des Kopfgeldes eine Vermögenssteuer zu entrichten.

Der Bauerstand ist am traurigsten daran, namentlich die Leibeigenen, die dem Adel mit Gut und Leben unterworfen sind. Zwar giebt es in Rußland auch Köllmer, welche eigenthümliche Ländereyen besitzen, die ihnen erblich zugehören, wofür sie gewisse Abgaben bezahlen, keinem Menschen, als der Krone verantwortlich und zinsbar sind, doch aber nicht das Recht haben, Leibeigene zu halten, außer, wenn ein Adlicher seinen Nahmen dazu hergiebt. Dieselbe Bewandniß hat es auch mit den Kolonisten, die ebenfalls freye Leute sind, und da am häufigsten angetroffen werden, wo die Kultur am höchsten gestiegen ist. Aber der übrige größte Theil der russischen Landleute lebt in dem erschrecklichsten Drucke von der Welt, ist den Gutsherrn mit Leib und Leben unterthan, hat weder ein bestimmtes Eigenthum, noch ein ordentliches Vermögen, muß beydes seinem Herrn hingeben, wenn er es verlangt, wird verkauft, verpfändet, verspielt, von Weib und Kind getrennt, und in entfernte Gegenden verwiesen, ohne daß sich ein Mensch seiner annimmt. Zwar hat die Regierung sehr häufig Verordnungen in Betreff der Be-

handlung der Unterthanen erlassen; allein sie sind niemals sehr beachtet worden, der Adel hat immer Maaßregeln zu treffen gewußt, diese Verordnungen ungültig oder rückgängig zu machen, und die Landleute haben nicht den mindesten Vortheil davon genossen. Das traurigste, erschütterndeste Beyspiel giebt Liefland mit seiner furchtbaren Sklaverey, welche die dortigen Großherren daselbst eingeführt haben. Uebrigens werden die Leibeigenen von einander unterschieden in Kron- und Adelsbauern. Die Kronbauern leben theils auf den alten Domainen, theils auf denen der Geistlichkeit entzogenen Gütern. Sie sind auf jeden Fall besser und sicherer daran, als die adlichen Erbunterthanen; da sie nur von der Krone abhängen, so werden sie weit menschlicher behandelt, und müssen derselben eine gewisse Abgabe entrichten, doch genießen auch sie nicht völlige Sicherheit des Eigenthums und der Person; an Adliche verschenkt, theilen sie größtentheils das Elend ihrer Brüder; auch wird ein großer Theil von ihnen zur Rekrutirung der Armee und der Flotte genommen, und oft muß sich der Mann von Weib und Kind auf ewig trennen, und in entfernten Gegenden sein Leben hinbringen, ohne Hoffnung des Wiedersehens.

Was den Hofstaat anbetrifft, so nannten sich die ersten Monarchen Rußlands, Großfürsten, in der Folge nahmen sie den Czaarentitel an, und Peter der Große machte sich im Jahr 1721 zum Kai-

ser aller Reußen. Die Europäischen Höfe wollten zwar anfangs diesen neuen Titel nicht anerkennen; allein der Czaar kehrte sich daran nicht; er fuhr fort, sich Kaiser zu nennen, und zwang verschiedene benachbarte Mächte, ihm diesen Titel zuzugestehen. Die Bahn, welche Peter gebrochen hatte, ward von seinen Nachfolgern immer mehr geebnet, Rußland bekam immer größern Einfluß in Europa's Schicksal, der Widerwille legte sich, und jetzt denkt kein Mensch mehr daran, dem russischen Monarchen den Kaisertitel streitig zu machen. Was seinen Rang unter den Europäischen Fürsten betrifft, so hat die Konvenienz noch nichts darüber entschieden; wenigstens beging der ehemalige französische Hof die Thorheit, dem russischen Kaiser nie den Vorrang über sich zu gestatten; dafür sahe er sich aber auch genöthigt, in der Folge bey diesem Kaiser um Gnade zu betteln, und eine Pension zu erschleichen, damit er nicht verhungerte. Kaiser Paul hat großmüthig genug alle die Unbilden nicht geahndet, die der französische Hof zu Zeiten seines stolzen Glanzes, seinen Vorfahren zuweilen erdulden ließ; schonend nahm er den vertriebenen achtzehnten Ludwig auf, behandelte ihn als seinen unglücklichen Bruder, und gab ihm so lange ein ansehnliches Jahrgehalt, bis die Umstände ihn zwangen, grausamer gegen ihn zu verfahren. Bey den übrigen Höfen scheint die steife Rangsucht so ziemlich aus der Mode gekommen zu seyn, und

die russischen Monarchen kennen die Wichtigkeit ihres Einflusses zu sehr, als daß sie einen ärmlichen Rangstreit anfangen sollten, indeß sie fast überall als Entscheider auftreten. — Gegenwärtig führt der russische Kaiser den Beynamen: Selbstherrscher aller Reußen; auch nennt er sich zuweilen: Herr des ganzen Nordens. Uebrigens war der russische Hof zu den Zeiten der Kaiserin Katharina der splendideste, und von Seiten des Aufwandes, der glänzendeste in Europa. Kaiser Paul, der den Mißbrauch einsahe, durch welchen ungeheure Summen umsonst verschwendet waren, schränkte den Luxus mächtig ein, und spielte eine Zeitlang den strengen Oekonomen, bis andere Umstände ihn zu mehreren Ausgaben zwangen. Sein Sohn und Nachfolger Alexander verbindet weise ökonomische Grundsätze, mit einem anständigen Aufwande.

Zum Glanze des Hofes gehören die Ritterorden, deren Rußland fünfe hat. Der erste ist der Orden des heiligen Andreas, den Peter der Große im Jahr 1698 gestiftet hat. Das ganze Ordenszeichen ist ein goldner, schwarz emaillirter zweyköpfiger Adler; auf jedem Kopfe ist eine kaiserliche Krone angebracht. In der Mitte des Adlers befindet sich ein goldnes und dunkelblau emaillirtes Andreaskreuz, mit einer goldenen schmalen Einfassung, auf welchem der heilige Andreas angenagelt, mit natürlicher Farbe emaillirt, um den Leib mit einer

goldnen Binde figurirt. Auf den vier Ecken des Kreuzes stehen die Anfangsbuchstaben der vier Worte: Sanctus Andreas, Patronus Russiae. Das ganze Ordenszeichen wird von einer Krone bedeckt, durch welche oben die Ringe gehen, womit es an der Ordenskette, oder am Bande befestiget wird. Die Ritter tragen das Ordenszeichen an einem himmelblauen, gewässerten Bande, über der rechten Schulter, an der linken Hüfte, bey Feyerlichkeiten aber an einer Ordenskette auf der Brust. Die Kette besteht aus dreyerley besondern Gliedern, die wechselsweise an einander gefügt sind, und durch besondere Ringe mit einander verbunden werden. Das erste Glied ist ein goldner, schwarz emaillirter zweyköpfigter Adler, auf jedem Kopf eine Kaiserkrone, zwischen welchen beyden noch die dritte, etwas größere ruht. Auf der Brust des Adlers zeigt sich ein goldner, roth emaillirter Schild, mit dem zu Pferde sitzenden Ritter St. George, und dem Lindwurm; auch hat der Adler einen goldnen Schnabel und goldene Klauen. Das zweyte Glied der Ordenskette ist ein emaillirtes Wappenschild, mit goldnem schmalen Rand eingefaßt, worauf ein goldnes A befindlich ist, zum Andenken, daß die Kaiserin Anna Iwanowna diesen Orden erneuert, und die Ordenskette verbessert hat. Oben auf dem Schilde ruht eine kaiserliche Krone, auf den Seiten befinden sich allerhand Kriegsarmaturen, unten aber sieht man Kanonen, Pauken und Trommeln.

Das dritte Glied stellt ein dunkelblau emaillirtes Andreaskreuz vor, mit einer schmalen goldnen Einfassung, in dessen vier Ecken obige vier Anfangsbuchstaben von Gold erscheinen; auch gehen zwischen den Ecken Strahlen hervor. Auf der linken Brust tragen die Ritter einen achtspitzigen, mit Strahlen gestickten silbernen Stern, in dessen Mitte das Andreaskreuz, auswendig aber zwey Engel zu sehen sind, die eine goldene Krone halten, wo unten herum mit goldnen russischen Buchstaben die Worte zu lesen sind: Peter Alexiewitch, Possessor et Autocrator Russiae. Der Ordensmantel ist von grünem Sammet, mit weißem Kragen. Der Huth ist mit schwarzem Sammet überzogen, und nur von der linken Seite aufgeschlagen. Dieser Orden wurde anfänglich für diejenigen gestiftet, welche sich im Türkenkriege tapfer gehalten hatten, in der Folge aber wurde er auch andern Generalen und Staatsbeamten ertheilt, die sich irgend wo ausgezeichnet hatten; selbst Ausländer wurden in demselben aufgenommen. Den 30sten November ist das jährliche Stiftungsfest dieses Ordens, welches mit großer feyerlicher Pracht begangen wird.

Der zweyte russische Orden ist der Katharinenorden, auf Anstiften der Gemahlin Peters des Ersten im Jahr 1714 gestiftet, zum Andenken der unglücklichen Tage am Pruth im Jahr 1711, und der Verlegenheit, in der sich der Kaiser damals mit seiner ganzen Armee befand, die nur durch die klugen

klugen Anschläge der Kaiserin, und durch ihre schnellen Friedensunterhandlungen mit dem Großvezier so glücklich beendigt wurde, als Niemand erwartete. Das Ordenszeichen ist ein goldnes, rundes, karmoisin emaillirtes Schild, auf welchem ein weißes viereckichtes Kreuz liegt; unten vor dem Kreuze steht ein halbes braunes Rad mit Speichen und goldnen Nägeln, hinter dem Kreuze sieht man die heilige Katharina in sitzender Stellung. Ihre Kleidung ist oben rosenfarb, und drunter ein Kleid von lichtblauer Farbe; auf dem Kopfe hat sie einen goldnen Cirkel oder Schein, und in der Hand hält sie einen grün emaillirten Palmenzweig. Das ganze Ordenszeichen ist mit einem Cirkel von Diamanten umgeben, und an den drey Orten, wo das weiße Kreuz an beyden Seiten und unten anstößt, sind drey Lilien von Diamanten zu sehen. Dieses Ordenszeichen hängt von der rechten Schulter nach der linken Hüfte herab, an einem ponceaufarbenen gewässerten Bande mit silberner Einfassung. Unten befindet sich gleich über dem Ordenszeichen eine Schleife von dem nehmlichen Bande, worauf mit russischen silbernen Buchstaben die Worte stehen: pro fide et patria. Ueberdem führen die Ritter auf der linken Brust einen achtspitzigen, mit Strahlen gestickten silbernen Stern, der in der Mitte eine ponceaufarbene Cirkelfläche hat, worauf man ein silbernes Kreuz, mit einem silbernen hellen Rade sieht. In den Winkeln des Kreuzes stehen die

vier Buchstaben: C. R. O. S. Rund umher befindet sich ein rother Cirkel, auf dem ebenfalls in goldner russischer Schrift gelesen wird: pro fide et patria. Ueber dem allen sieht man eine goldne Krone, und unten zwey kreuzweise gelegte Palmenzweige. Nur Frauenzimmer von ausgezeichnetem Range erhalten diesen Orden, daher er auch der Katharinendamenorden genannt wird. Nach den Vorschriften der ersten Stiftung sollen nur sieben Personen denselben erhalten. Die Kaiserin Anna aber verordnete, daß es mit dieser Zahl nicht so strenge gehalten werden sollte, sondern daß auch andere Damen vom Range Mitglieder dieses Ordens werden sollten, und zwar sollte jede Ritterin besondere Vortheile genießen, und dabey die Aufsicht über eine gewisse Anzahl Frauenklöster führen. —

Der dritte russische Orden ist der des heiligen Alexander Newsky, auch der Orden vom rothen Bande genannt. Kaiser Peter der Erste stiftete ihn im Jahr 1722, zum Andenken an den Helden und Edlen, von dem er seinen Nahmen entlehnte, und die Kaiserin Katharina die Erste vertheilte ihn bey Gelegenheit der Vermählungsfeyerlichkeiten des Herzogs von Hollstein mit der Prinzessin Anna Petrowna, im Jahr 1725. Bekanntlich war Alexander einer der tapfersten, weisesten und gütigsten Regenten des russischen Reichs, der als ein sehr edles Muster allen Regenten aufge-

stellt zu werden verdiente. Noch bey Lebzeiten seines Vaters Jaroslaws des Zweyten, erfochte er den berühmten Sieg an der Newa über die Schweden und die deutschen Ritter, der ihm den Ehrennahmen, Newsky gab. Nach dem Tode seines Vaters beherrschte er das Reich weise und menschlich, legte endlich die Regierung nieder, und begab sich in ein Kloster. Die Frömmigkeit, mit der er seinen Religionspflichten oblag, erwarb ihm die Achtung seiner Mitgenossen, und ihre Dankbarkeit setzte ihn, nach seinem Tode, unter die Heiligen der russischen Kirche. Ihm zu Ehren wurde in der Folge dieser Orden gestiftet. Das Zeichen desselben ist ein roth emaillirtes achtspitziges goldnes Kreuz, in dessen Mitte der heilige Alexander Newsky, in einem ganz goldnen Harnisch zu Pferde gesehen wird. An den vier ausgehenden Enden des Kreuzes steht mit goldnen Buchstaben die Ordensdevise: pro labore et patria, in russischer Sprache. In den vier Winkeln des Kreuzes sieht man vier goldne zweyköpfige Adler, mit ausgebreiteten Flügeln, welche die kaiserliche Krone auf den Köpfen tragen. Dieser Orden wird an einem breiten, ponceaufarbenen gewässerten Bande, über der linken Achsel, nach der rechten Hüfte zu getragen. Auf der linken Brust führen die Ritter einen achtspitzigen, mit silbernen Strahlen gestickten Stern, dessen vier Mittelspitzen etwas länger als die Eckspitzen sind. Die mittelste Cirkelfläche des Ordens-

sterns ist Silber, und in derselben sieht man die zwey in einander geschlungenen Anfangsbuchstaben des heiligen Alexanders, mit Gold gestickt; oben darüber ruht ein rothgestickter herzoglicher Huth mit silbernem Aufschlag, und silbernen Flocken, auf Hermelinart besetzt. Umher ist ein ponceaufarbener erhabener Cirkel, worauf eine mit Gold gestickte russische Schrift zu lesen ist, und unten befinden sich zwey kreuzweise gelegte grüne Lorbeerzweige. Nur der Rang eines Generallieutenants qualifizirt zum Mitgliede dieses Ordens.

Der vierte russische Orden ist der Militairorden des heiligen Georgs, des Schutzpatrons des ganzen Reichs. Dieser ist den 26sten November 1769 von der Kaiserin Katharina der Zweyten gestiftet, um verdienstvolle Generale und Offiziere von der Land- und Seemacht dadurch zu belohnen. Nach den Statuten dieses Ordens sollen nur russische Land- und Seeoffiziere darauf ein Anrecht haben, die entweder 25 Jahre im Felde gedient, oder achtzehn Seekampagnen mitgemacht, sich unsträflich aufgeführt, und ihrer Pflicht vollkommen Genüge geleistet, oder die sich durch irgend eine entscheidende That ausgezeichnet haben. Wie diese Statuten aber gehalten werden, das sieht man an der Menge von Offizieren, die mit diesem Orden behangen sind, ohne deswegen auch nur das kleinste militairische Verdienst zu besitzen. Unter dem russischen

Militair befinden ſich nur wenige Offiziere, die mit Leib und Seele Soldaten ſind; der größte Theil derſelben beſteht aus Poltrons, die in Friedenszeiten, und da, wo ſie es bieten können, alles zerſchmettern wollen, bey der Entſcheidung aber ſich feige hinter die Barrieren verſtecken. Würde der Georgenorden nur nach Verdienſt ausgetheilt, ſo würden nicht ſo manche Schäker damit prangen, die noch weiter gar nichts gethan, als gegen ihre Leute bramarbaſiret, und ſie wacker durchgeprügelt haben. — Doch der Fall iſt wohl in der ganzen Welt der Nehmliche; Konvenienzen und Empfehlungen helfen weit eher zum Orden, als wirkliches Verdienſt!! — Dieſer St. Georgenorden hat zu ſeinem Zeichen einen viereckichten goldnen Stern, in deſſen Mitte ſich in einem ſchwarzen Reif ein goldnes Feld, und auf demſelben der Nahmenszug des heiligen Georgs zeigt; in dem ſchwarzen Reif lizt man mit goldnen Buchſtaben die ruſſiſche Inſchrift: für Dienſt und Tapferkeit. Das große goldene Kreuz iſt weiß emaillirt, und hat einen goldnen Rand; in der Mitte deſſelben befindet ſich auf Emaille das Wappen des Großherzogthums Moskau, nehmlich, der heilige George mit einem ſilbernen Panzer zu Pferde, in der Attitüde, daß er mit ſeinem goldnen Speer den auf dem Boden liegenden Lindwurm tödtet. Die Ritter dieſes Ordens werden in vier Klaſſen abgetheilt. Die in der erſten Klaſſe tragen ein ſeidenes Band, mit drey

schwarzen und zwey gelben Streifen über der Weste, und den Stern auf dem Rock, auf der linken Brust. Die Ritter der zweyten Klasse tragen den Stern auf dem Rock, und das große Kreuz am Halse. Die von der dritten Klasse tragen das kleine Kreuz am Halse, und die von der vierten das kleine Kreuz im Knopfloch am Rocke. Die ältesten Ritter aller vier Klassen haben bedeutende Einkünfte, jährlich zwey bis 700 Rubel. Der Kaiser ist jedesmaliger Großmeister. Die Ritter der beyden ersten Klassen sollen blos Generalmajors, die der beyden letztern blos Obristen seyn; allein der Fall trifft häufig, daß auch niedrigere Staabsoffiziere den Orden erhalten. In St. Petersburg besteht auch ein eignes Ordenskapitel, dem die Ordenszeichen der verstorbenen Ritter überliefert werden müssen.

Der fünfte und letzte russische Orden endlich ist der des heiligen Wladimir, zum Andenken an den ersten christlichen Großfürsten des russischen Reichs, von der Kaiserin Katharina der Zweyten, im Jahr 1782 den 22sten September, am Krönungsfeste gestiftet. Civil- und Militairpersonen, die sich auf irgend eine Art auszeichnen, haben Anspruch auf diesen Orden, der seinen Rittern jährliche Pensionen von hundert bis 600 Rubel mitbringt. Das Ordensband ist ponceauroth, und hat einen schwarzen Rand, der zwey Finger breit ist. Das Personale dieses Ordens ist das größte unter allen.

Was nun die Staatsverwaltung des ruſſiſchen Reichs betrifft, ſo macht der Kaiſer mit ſeinem Kabinet, das erſte hohe Kollegium aus. So lange er die Mehrheit für ſich hat, befiehlt er unumſchränkt, und alles zittert für ihn; aber ſicher iſt er nicht, ob er die Stimmung erhalten kann; er darf nur etwas thun, das dem dirigirenden Senat zuwider iſt, ſo hat er ſich wohl in Acht zu nehmen; dann gehört Muth, Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart dazu, um mit feſter Hand durchzugreifen, und ſeinen ſtolzen Unterthanen zu zeigen, daß er Regent ſey. Das Kabinet, in dem der Kaiſer den Vorſitz hat, beſorgt eigene kaiſerliche Angelegenheiten. Der Zutritt zur Perſon des Kaiſers iſt bald allgemein erlaubt, bald wieder allgemein verboten worden. Die verſtorbene Kaiſerin ließ keinen ihrer Unterthanen vor ſich. Paul hingegen, dem es daran gelegen war, die Gunſt derſelben zu gewinnen, um mit ihrer Hülfe vielleicht größere Pläne gegen ſeine Großen durchzuſetzen, eröffnete einem jeden den Zutritt. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange; der Kaiſer wurde mit nichtsſagenden Klagen und Bitten überlaufen; der Monarch konnte nicht anders, er mußte die bekannt gemachte Erlaubniß zurücknehmen; in der Folge gerieth er denn endlich gar auf ein entgegengeſetztes Extrem, und — foderte Anbetung. Alexander hat das lächerliche Kniebeugen wieder abgeſchafft, und hört die Klagen ſeiner Unterthanen wieder perſönlich

an. Allein es ist dem Kaiser nicht zu verargen, wenn auch er, dem es doch in der That nicht an gutem Willen fehlt, des lästigen Ueberlaufens bald satt wird, und sich mehr zurückzieht. Die Menschen sind zu übermäßig in ihren Forderungen; sie glauben, der Monarch habe nichts weiter zu thun, als ihre oft lächerlichen, oft nichts-bedeutenden Klagen anzuhören; sie stürmen auf ihn los, wo er sich blicken läßt; auch der beste, wohlwollendeste Fürst muß dieser Ueberlästigungen endlich müde werden. Alexander wird gewiß abändern, was abzuändern möglich ist; allein, daß er auch in der Folge immer so nachsichtig sein Ohr den Beschwerden eines jeden unruhigen Kopfs leihen wird, wie er es bisher gethan hat, das steht kaum zu erwarten; genug, wenn er Wege eröffnet, auf denen der wahrhaft bedrückte Unterthan sich ihm nähern kann; genug, wenn er allgemeinen Beschwerden abhilft, und die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt nicht aus den Augen setzt, oder sie seinen Ministern allein überläßt.

Dem Kaiser zur Seite steht der eigentliche dirigirende Senat, das Haupt der ganzen Regierung, der sich, troz aller weisen Maaßregeln der neuern Regenten, von Jahr zu Jahr in seinem Ansehen immer mehr befestigt hat. Im Jahr 1711 gab ihm Peter der Große seine erste Existenz, und die Kaiserin Katharina brachte ihn im Jahr 1764 in die noch jetzt bestehende Form. Unter seiner Aufsicht

steht die äußere und innere Verfassung des Reichs, und alle andere Stände sind von ihm abhängig, ausgenommen die Geistlichkeit und die Akademien. Die Erstere steht unter den Befehlen der sogenannten allerheiligsten Synode; die Akademien haben ihre eigene Präsidentur. Der ganze Senat ist in sechs Departements abgetheilt, von denen vier in St. Petersburg, und die andern zwey in Moskau ihren Sitz haben. Das erste Departement hat unter sich, alle innere Angelegenheiten, das zweyte, alle Justizsachen, das dritte, alle Angelegenheiten der sogenannten Eroberungen, das heißt, aller während des Jahrhunderts hinzugekommenen Länder, das vierte, alle Kriegssachen zu Wasser und zu Lande, das fünfte, alle innere Angelegenheiten zu Moskau, und das sechste alle Justizsachen daselbst. Alle diese Departements haben jedes ihren Procureur, und einen allgemeinen Oberprocureur. Ein ansehnlicher Theil des Personale dieses Senats besteht aus den vornehmsten Militair- und Civilpersonen. Nach den Statuten des Reichs ist dieser Senat dem Willen des Kaisers unbedingt untergeordnet, und hat eigentlich nichts weiter zu thun, als die Forderungen des Kaisers zu bewilligen und auszuführen; allein er hat sich eine entscheidende Stimme anzumaßen gewußt, so, daß der Kaiser oft einen Entwurf aufgeben muß, der dem Senat nicht gefällt. Zwar bleibt diesem das Recht, den Senat ein- und abzusetzen, und sei-

nen Willen mit Gewalt durchzuführen; allein, noch hat kein Kaiser einen solchen Gewaltstreich gewagt, der ihn auf jeden Fall mehr schaden als nützen würde. Nach den Sagen, die davon unter das Publikum verbreitet worden sind, soll der vorige Kaiser den Senat mit Absetzung bedroht haben, und dieß soll die Ursache seines Todes gewesen seyn; allein eine dichte Dunkelheit, die wohl Niemand aufklären wird, liegt über dieser unglücklichen Geschichte. Uebrigens stehen unmittelbar unter diesem Senat die Generalgouvernements, und unter diesen wieder die einzelnen Gouverneure in den Städten, so wie die Kreisgerichte, Stadt- und Dorfobrigkeiten; je nachdem nun die Geschäfte sind, hängen auch die Gouvernementsregierungen von den einzelnen Departements des Senats ab.

Die höchste Macht über die gesammte Geistlichkeit ist in den Händen des Kaisers, der sie aber der sogenannten allerheiligsten Synode zur Verwaltung übertragen hat. Rußland bekennt sich jetzt ungefähr seit tausend Jahren zur christlich-griechischen Kirche, und erhielt seine ersten Religionsbegriffe von Konstantinopel, unter Wladimir dem Großen. Der Großfürst war anfangs unschlüssig, ob er sich für den römischen oder griechischen Ritus erklären sollte, bis seine Abgesandten ihm die Vorzüge der griechischen Kirche so einleuchtend vorzustellen wußten, daß er ganz für dieselbe eingenommen

wurde. Da nun in der griechischen Kirche auch die päbstliche Hierarchie galt, so stand auch Rußland lange Zeit, in geistlichen Sachen, unter der Direktion des Patriarchen von Konstantinopel. Dieser aber wagte immer größere Eingriffe in die Rechte der Fürsten, je mehr er mit dem ganzen Byzantinischem Reiche sein Ansehen verlohr. Die Großfürsten, dadurch aufgebracht, und voll Verdruß über ihre Abhängigkeit von einem immer mehr sinkenden Staate, dachten auf Mittel, sich von der Byzantinischen Hierarchie ganz abzuwenden; und so geschahe es denn, daß im Jahr 1589 ein eignes Patriarchat für ganz Rußland errichtet wurde. Unter diesen Patriarchen gab es aber bald ehrgeizige Leute genug, die in Moskau die Rolle des römischen Pabstes zu spielen wünschten, und zum Theil wirklich spielten. Indessen kamen sie nie dahin, auch nur einen Schatten jener Gewalt zu usurpiren, die man dem Pabste beynahe aufdrang. Muthige, entschlossene Fürsten setzten sich seinen Anmaßungen entgegen, und es giebt Beyspiele genug, daß der Patriarch entsetzt, und in ein Kloster verwiesen wurde. Besonders geschahe dieses zu den Zeiten des Czaars Alexei Michailowitsch, der ohne Umstände den damaligen Patriarchen, der sich verschiedene Freyheiten erlaubt hatte, absetzen und ins Gefängniß werfen ließ. Diese raschen Maaßregeln machten die russischen Patriarchen vernünftiger und nachgiebiger; von nun an wagten

sie es nicht mehr, sich über ihre Macht zu erheben. Allein Peter der Große, der gar zu gern den Allerweltsdespoten spielte, war mit der Demüthigung des Patriarchen noch nicht zufrieden, er wollte die ganze Würde aufheben. Auch drang er wirklich mit seinem Entwurfe durch; der Patriarch verlohr seine Würde, und statt dessen entstand eine Art von Oberkonsistorium, unter dem Nahmen der allerheiligsten Synode, von dem sich der Kaiser jedoch als entscheidendes Oberhaupt erklärte. Peter der Erste vereinigte also die höchste geistliche und weltliche Macht in einer Person. — Uebrigens wird die russische Kirche von Erzbischöfen und Bischöfen regiert, die zum Theil mit, das Oberkonsistorium ausmachen. Klöster giebt es verhältnißmäßig nur sehr wenige im russischen Reiche, und auch diese Wenigen nehmen von Jahr zu Jahr immer mehr ab; die alten sterben aus, und neue werden nicht mehr gestifter. — Die russische Geistlichkeit hat das Auszeichnende, daß sie heyrathen darf, und sogar verheyrathet seyn muß, wenn sie die Weihe haben will; doch dürfen sie keine Wittwe nehmen, sondern eine Jungfrau, und nach dem Tode der Frau müssen sie der Priesterwürde entsagen. Uebrigens genießen sie wenig Auszeichnung. Die hohe Geistlichkeit ist sehr gebildet, die niedere dumm und unwissend. Von Intoleranz und Proselytenmacherey wissen sie alle nichts. Die Erzbischöfe heißen Metropoliten; die Vorsteher über die Klöster werden

Archimandriten genannt. Diese geistlichen Herren hatten sonst liegende Gründe, die sie selbst verwalteten. Peter der Große, der hin und wieder Beobachtungen über die Verschwendungen dieser Herren angestellt, und auf seinen Reisen in protestantischen Staaten manche andere Einrichtungen gefunden hatte, dem es auch überhaupt darum zu thun war, die Macht der Geistlichkeit einzuschränken, und sie für sich und seine Plane unschädlich zu machen, entwarf das Projekt, die geistlichen Güter im Nahmen der Krone einzuziehen, und die gesammte Geistlichkeit auf Gehalte zu setzen. Allein der Tod übereilte ihn, ehe er seinen Entwurf ausführen konnte, und nach seinem Tode blieb er ganz liegen, bis endlich Peter der Dritte den längst vergeßnen Plan wieder hervorsuchte, und nun mit raschem Eifer auf die Geistlichkeit losging. Allein die Heftigkeit, mit der er dabey zu Werke ging, machte sein Unglück, und nach sechs Monaten mußte er auf die Regierung Verzicht thun. Katharina führte in aller Stille die große Revolution aus, ohne die raschen Mittel ihres Vorgängers zu brauchen; sie zog alle geistlichen Güter ein, wandelte sie zu Domainen um, und gab aus denselben einen Fond zum Unterhalt der Geistlichen her. — Uebrigens weiß man in Rußland, wie gesagt, von Intoleranz und von Verfolgung kein Wort. Alle Religionsverwandte, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, Christum oder Mahomed, oder

die alten heidnischen Götter anbeten, werden geduldet, und auf keine Weise gekränkt. Die löbliche Toleranz der russischen Regierung, die sie allen ihren Unterthanen mittheilt, ist musterhaft und allgemein empfehlungswerth. Alle Sekten haben öffentlichen Gottesdienst in ihren Kirchen. Die Mahomedaner halten öffentlichen feyerlichen Gottesdienst im ganzen russischen Reiche, und die Kaiserin Katharina hat sogar auf eine preiswürdige Art eine neue Auflage des Korans veranstaltet. Auf die löblichste Art von der Welt hat die Regierung eine ganz allgemeine Toleranz zu befördern gesucht, und in einem Kollegio sitzen oft Griechen, Katholiken und Lutheraner bey einander; ja, es werden oft Zusammenkünfte der vorzüglichsten Gottesgelehrten aller Sekten von der Regierung veranstaltet, wo man sich friedlich über allerley Gegenstände ausbreitet, und nie in groben Kontrovers geräth. Der Haß und der wüthende Religionseifer anderer christlichen Partheyen, die gerne braten und rösten lassen möchten, wenn sie es nur könnten, ist der russischen Geistlichkeit ganz fremde. Auffallend sonderbar aber ist es doch, daß sich bey dieser allgemeinen Toleranz, die sogenannten Alt- und Neugläubigen in der russischen Kirche selbst als Ketzer wüthend verfolgen, und sich gegenseitig unversöhnlich hassen. Die Altgläubigen, die wir die Orthodoxen nennen können, haben sich dem Gebot der Monarchen nicht unterworfen, und sich die Bärte nicht ab-

scheeren lassen; und diese Grille ist die Einzige, wodurch sie sich von der herrschenden Parthey der Neugläubigen unterscheiden, übrigens aber sind sie sehr brave, billige und rechtschaffene Leute. Sie werden von der andern Parthey so gehaßt, daß diese sie sogar mit dem Schimpfnahmen der Roskolniken, oder Abtrünnigen belegen, und sich gänzlich von ihrer Gemeinschaft entfernen. Die Regierung nimmt indeß von diesem Streite keine Notiz, behandelt alle ihre Unterthanen gleich, und arbeitet, so viel es möglich ist, an der Aussöhnung beyder Partheyen. Jesuiten hat die Kaiserin Katharina in einem Theile ihres Reiches, zur Verbesserung der Schulen aufgenommen; Juden aber giebt es in ganz Rußland nicht, außer in den neu eroberten Provinzen.

Was die Wissenschaften betrifft, so befand sich Rußland noch im Anfange des verflossenen Jahrhunderts in einer Barbarey, die wenig ihres Gleichen hatte; aber mit Peter dem Großen fing die Epoche seiner Veredlung an, und hat seit der Zeit von Jahr zu Jahr immer mehr zugenommen. Bey alle dem Nachtheil, den die Fremden dem Lande gebracht haben, kann man es doch nicht ableugnen, daß sie Kenntnisse und Wissenschaften daselbst bekannter gemacht, und weiter ausgebreitet haben, als sie vordem waren. Ihnen bleibt das große Verdienst, daß sie Hauptpersonen in der Aufklärungsepoche der russischen Nation gewesen sind, und daß die Regierung

ihrer nothwendig bedurfte, um diese längst gewünschte Reform einmal zu beendigeu. Peter der Große hatte im Auslande Kenntnisse erworben, von denen seine Russen noch keine Idee hatten; voll des großen Entschlusses, in jeder Rücksicht der Schöpfer eines Staates zu werden, kehrte er in sein Vaterland zurück, und mit starker Kraft, und unerschütterlichem Muthe arbeitete er an der Vollendung seines kühnen Entwurfs. Weniger blutige und langweilige Kriege, und mehr Ueberlegungsgeist, weniger rasche Heftigkeit und mehr Ausdauer, hätten den Kaiser zu einem der Bewundertesten Menschen gemacht, den die Welt anstaunte. Allein, auch schon der schöne Wille, mit dem er zu Werke ging, und die herrliche Bahn, die er überall brach, verdienen allgemeine Bewunderung. Aus dem Chaos, das ihn umgab, rief er eine neue Welt hervor, und wenn man auch nicht leugnen kann, daß sein würdiger Vater ihm muthig vorgearbeitet hatte, so ist es doch eben so gewiß, daß gerade Peters Genie erforderlich war, um diese angelegte Schöpfung nicht wieder untergehen zu lassen. Trotz seiner rauhen Wildheit, die ihm oft zum Despoten machte, war Peter ein großer, preiswürdiger Regent, werth, daß alle seine Nachfolger fortgearbeitet hätten, wo er das große Werk stehen ließ. Aber häufige Unruhen, schnelle Thronveränderungen, blutige Kriege, und mehrere dergleichen Umstände verhinderten jede Vollendung. Nur Katharina der

Zwey-

Zweyten war es vorbehalten, auf dem Wege ihres großen Vorgängers fortzuwandern, und sein Werk der Vollendung näher zu bringen. Diese Kaiserin hat um die Aufklärung ihrer Nation entschiedene Verdienste, die ihren Nahmen unsterblich machen, und sie, troz allen ihren Fehlern, unter die ersten großen Frauen der Erde setzen. Unter ihrer schaffenden Hand nahm das angebohrne Genie der Nation eine schnelle und glückliche Wendung; Rußland, das als barbarisch verschrieene Rußland, nahm von Jahr zu Jahr in seiner Kultur zu, und stellte sich den übrigen Mächten Europens kühn an die Seite. Blieben auch noch verschiedene Wünsche zurück, konnten die Russen auch den übrigen Nationen noch nicht gleich kommen, so geschahe doch während dreyßig Jahren eine so große Umwandlung, daß andere Nationen Jahrhunderte dazu gebraucht hätten. In einer so kurzen Epoche ist bewundernswürdig viel geschehen; kein Land ist so schnell und so glücklich in seiner Kultur vorgerückt; kein Land hat so schnell aus seinem Innern große Genies hervorgerufen, die einen ganz andern Weg gingen, als den man gewohnt gewesen war. Unter der Aegide einer weisen Regierung entwickelten sich Kräfte, die bisher geschlafen hatten; der Gelehrte sah sich belohnt und aufgemuntert; Belohnungen feuerten gute Köpfe an, sich aus dem sie umgebenden Chaos hervorzuarbeiten, und das Ihrige zur großen Umwandlung beyzutragen. Katharina

selbst schätzte und ehrte die Gelehrten ihrer Nation, und opferte ungeheure Summen auf, um eine bessere Kultur allgemein zu machen. Redende Beweise ihrer edlen Anstrengung sind die mannigfaltigen und zum Theil herrlichen Anstalten, die unter ihrer schaffenden Hand hervorgingen, so wie die Menge großer trefflicher Entdeckungen in allen Fächern der Wissenschaften. Ueberall wehte Katharinens wirkender Genius, überall sahe man die aufopfernde Fürstin, die keine Summen scheute, wenn es darauf ankam, der Welt zu zeigen, daß auch aus der russischen Nation Gelehrte hervorgehen konnten, die man allgemein bewundern mußte. Zwar blieb noch Manches zu verbessern übrig; manches Gute verhinderte die Kabale, manches wurde durch die Umstände hintertrieben; im Ganzen aber geschahe doch unendlich viel in einer sehr kurzen Periode. Die Kaiserin starb, und ihres Nachfolgers strenge Maxime that der Aufklärung großen Schaden, so kurz auch die Epoche seiner Regierung war. Vom Kaiser Alexander läßt es sich erwarten, daß er die bessere Maxime seiner einsichtsvollen Großmutter zu seiner Richtschnur machen, und auf dem Wege muthig fortarbeiten werde, den sie so schön gebahnt hat. — Uebrigens ist gegenwärtig freylich in Rußland noch nicht alles, wie es seyn soll, und es fehlt noch vieles zur Vollendung; allein, auch andern Staaten mangelt dieselbe, ob sie sich gleich auf ihre Aufklärung erstaunlich viel zu

Gute thun; und Rußland arbeitet fort, indeß jene schlafen! — Peter der Große stiftete, nach dem Muster anderer Staaten, zu St. Petersburg eine Akademie der Wissenschaften; aber so gut er es auch damit meynte, so war doch die hohe Veredlung derselben den preiswürdigen Bemühungen Katharinens der Zweyten aufbehalten. Anfangs machten nur Ausländer die Mitglieder dieser Akademie aus, nachher aber kamen auch Russen hinzu, und wurden eine wahre Zierde der Gesellschaft. Die trefflichen Gelehrten, welche diese Anstalt erzeugte, die preiswürdigen Arbeiten, welche sie geliefert haben, sind weltbekannt. — Im Allgemeinen aber fehlt es denn doch den Russen immer noch an ausgebreiteten Kenntnissen im eigentlichen gelehrten Fach. Das liegt aber blos an dem mangelhaften Unterricht, der noch überall einer sorgfältigen Verbesserung bedarf; denn ihr natürlicher Verstand, ihre gesunde Beurtheilungskraft, ihr reiner Sinn für das Schöne, und ihre schnelle Fassungskraft — dieß alles würde sie, bey besserm Unterricht, sehr bald zu ganz andern Menschen umändern. Aber ihre Geistlichkeit selbst ist noch gegenwärtig in den geringsten menschlichen Kenntnissen unbewandert, dem barokesten Aberglauben ergeben, blos bekannt mit ihren kirchlichen Cerimonien, die sie mechanisch dem Volke vormachen. Unter der höhern Geistlichkeit giebt es zwar, wie gesagt, sehr gelehrte und gebildete Männer; der übrige große Troß aber

ist durchaus vernachläßigt. Auf ihre bessere Bildung ist noch gar nicht gesehen worden. Zwar hat die verstorbene Kaiserin Lehranstalten zur Ausbildung künftiger Volkslehrer eingerichtet; allein man hat ihre weise Einrichtung nicht beachtet, und derselben mancherley Hindernisse in den Weg gelegt. Indessen ist dadurch doch so viel verbessert worden, daß die Geistlichen sich wenigstens jetzt einer Art von Prüfung unterwerfen müssen, ehe sie zu einem Lehramt zugelassen werden. — Von den gemeinen Russen können die Wenigsten lesen und schreiben; viele lernen es jedoch fast ohne alle Anweisung; ein Beweis, daß es den Russen nicht an Begriffen fehlt, sondern daß sie, bey besserer Unterweisung, sich sehr leicht vervollkommnen. Auch von der Religion haben sie wenig reine Begriffe. Da ihr Gottesdienst meistens nur aus Cerimonien besteht, so befleißigen sie sich auch blos auf die Mitmachung derselben; und da der Pope selbst oft nicht mehr weiß, als Cerimonie, so können sie über das Wesen der Religion freylich keine gründliche Aufklärung erhalten. Symbolische Bücher haben übrigens die Russen nicht, blos die Bibel ist das einzige Grundbuch ihrer Religion. Das Unverständliche des Gottesdienstes, der in der alten, längst vergessenen slavonischen Sprache, nicht in der bekannten russischen Mundart gehalten wird, trägt ebenfalls viel dazu bey, daß der gemeine Mann so wenig reine Begriffe von seiner Religion erhalten kann. — Und

doch hat man sich in Rußland mit der Theologie ganz vorzüglich beschäftigt, doch hat man diese schon in den vorigen Jahrhunderten zum Hauptstudium gemacht, indeß man alle andere Wissenschaften vernachläßigte. Was nicht zur Theologie gehörte, war den Russen bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts durchaus fremde. Erst späterhin haben auswärtige Gelehrte, die schon Peter der Große, mit Anerbietung reicher Vortheile, ins Land rief, mehr Kenntnisse unter den Russen einheimisch gemacht. — In Verbindung mit der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften steht ein Gymnasium für junge Leute, an dem einige sehr gelehrte und kenntnißreiche Männer als Lehrer angestellt sind. Auch existirt seit dem Jahr 1767 eine Akademie der schönen Künste, welcher die Kaiserin einen ansehnlichen Fond ausgesetzt hat, der bestimmt ist, junge reisende Künstler ins Ausland, nach Italien, Frankreich und England zu senden, und ihnen an der Quelle die Werke der Kunst, auf kaiserliche Kosten, studieren zu lassen. — Um für die Bildung ihrer Nation so viel als möglich zu thun, stiftete die verstorbene Kaiserin im Jahr 1787 ein eigenes Schulkollegium, und ein schönes Seminarium, zur Bildung künftiger Schullehrer, und im ganzen Reiche wurden neue Schulen angelegt. In jedem Gouvernement befinden sich nun an bestimmten Oertern ordentlich eingerichtete Volksschulen, wo die Kinder wenigstens Unterricht im Lesen, Schreiben

und Rechnen bekommen; auch sollen, laut dem kaiserlichen Befehl, alle Gutsbesitzer gehalten seyn, ihre Unterthanen nicht von der Schule abzuhalten. Allein dieser weisen Verordnung wird auf alle Weise zuwider gelebt; das Interesse der Gutsbesitzer bringt es mit sich, ihre Unterthanen in der Dummheit zu erhalten, um mit ihnen ganz nach den Launen ihrer Habsucht schalten und walten zu können; und so lange dieß Interesse bleibt, so lange werden auch den weisesten Entwürfen der Regierung unzählige Hindernisse in den Weg gelegt werden, und es wird auch dem besten Regenten nicht gelingen, das schöne Werk der allgemeinen Aufklärung zu vollenden. — Auch Mittelschulen und Gymnasien sollen, laut der kaiserlichen Verordnung, in jedem Gouvernement angetroffen werden; das ist aber, leider, der Fall nicht. — Die älteste Universität im Lande ist Moskau, und lange Zeit war sie mit allen ihren Fehlern und Gebrechen die Einzige; Willna steht jetzt neben ihr. Die neue Anlage Pauls des Ersten zu Dörpt erwartet noch ihre bessere Ausbildung. Zu Moskau sollen sich Gelehrte aus allen drey Fakultäten bilden, so unmethodisch auch der Schlendrian ist, den man hier zu gehen gewohnt ist. Die Theologen behelfen sich mit einer Art von handwerksmäßigem Nachbeten, und erlernen nichts weiter, als was zu ihrem Fortkommen höchst nothwendig ist. An guten Juristen hat Rußland noch immer einen auffallen-

den Mangel, so ungeheure Summen es sich auch die Kaiserin hat kosten lassen, um junge Leute auf ausländische Universitäten zu senden, und daselbst die Jurisprudenz im ganzen Umfange zu studieren. Entweder sind sie ohne große Kenntnisse zurückgekommen, oder sie haben nur die ersten Jahre ihres Geschäftlebens als wackre Juristen vollendet, und sich in der Folge wieder ganz dem alten hergebrachten Schlendrian ergeben. Die Deutschen und andere Ausländer müssen hier diesem Mangel abhelfen; sie spielen in allen Gerichten eine Hauptrolle, und, wenn sie nur oberflächliche Kenntnisse besitzen, so sind sie doch schon in Rußland gemachte Leute, und können auf ein reichliches und sicheres Unterkommen gegründete Hoffnung machen. Mediziner studieren selten in Moskau; die wenigen guten Aerzte russischer Nation haben im Auslande studirt, die andern sind Fremde. Charlatanerie gilt oft mehr als reelles Wissen. Für Chirurgen, die in der Armee und auf der Flotte gebraucht werden, existirt in St. Petersburg das sogenannte chirurgische Institut. Die Anstalt ist gut und vortrefflich; aber die Menschen, die da herauskommen, haben entweder gar nichts gelernt, oder sie werden gar nicht angestelit. Armee und Flotte ist schlecht versehen; die Soldaten fallen oft in die Hände unbarmherziger Mörder, von denen sie kraft eines Privilegiums hingerichtet werden. Mehrere andere Anstalten der verstorbenen Kaiserin haben

das Gepräge des reinsten Wohlwollens, und der allgemeinsten Menschenliebe; allein, den Regenten fehlt Allwissenheit; sie werden getäuscht auf allen Seiten; ihre besten Einrichtungen werden durch schlechte Menschen untauglich gemacht, oder verlieren wenigstens einen großen Theil ihres Werthes.

Mit der Gerechtigkeitspflege will es in Rußland noch immer nicht recht fort, weil es an ordentlichen, bestimmten Gesetzen fehlt. Ein ordentliches Gesetzbuch hat man in Rußland eigentlich noch nicht; dagegen aber giebt es eine ungeheure Menge von Ukasen, von denen eine die andere aufhebt, und die eine so allgemeine Verwirrung verursachen, daß man sich oft gar nicht herausfinden kann. Zwar hat man eine sehr alte Sammlung von Gesetzen aus den Zeiten Iwans des Zweyten; allein sie athmen den Geist der schrecklichsten Barbarey, und sind für die gegenwärtigen Zeiten durchaus unpassend. Alexei Michailowitsch, Peters des Großen Vater, ließ im Jahr 1649 die alten Gesetze sammeln, und gab ihnen etwas mehr Ordnung, Vollständigkeit und Verstand; allein, sie blieben doch noch immer sehr hart und grausam. Peter der Große ergänzte das väterliche Gesetzbuch, und ließ eine Menge von Ukasen hinzufügen; allein eben dadurch machte er das Ganze noch verwirrter, unverständlicher und unbestimmter, als es vorher gewesen war. Er selbst war nichts weniger, als immer konsequent; er verschlimmerte

oft, wo er verbessern wollte, hob eine Verordnung durch die andere auf, und wollte denn doch, daß alles genau beobachtet werden sollte. Indessen gilt dieß Gesetzbuch noch immer als Grundgesetz in allen Gerichten, so unbestimmt und widersprechend es auch erscheint. Seine Nachfolger haben daran gepuzt, verbessert, verschlimmert, und es mit neuen Zusätzen vermehrt; allein durch das alles wurde die alte Verwirrung nicht gehoben; ja, man wußte am Ende selbst nicht, welcher von der Menge einander widersprechender Ukasen man den Vorzug verstatten sollte, und bey jedem wichtigen Rechtshandel erschienen neue Verordnungen. Die Kaiserin Elisabeth fühlte zuerst das Mangelhafte der bisherigen Justizpflege; sie setzte zu dem Ende im Jahr 1754 eine eigene Kommission nieder, die den Auftrag hatte, ein neues passenderes Gesetzbuch zu verfertigen; allein diese Kommission schrieb eine Menge von Sachen nieder, that sehr wichtig und geheimnißvoll, und am Ende hieß es doch: parturiunt montes; die ganze Lieferung bestand in Nichts. Einen gleichen löblichen Entschluß zeigte die Kaiserin Katharina, die mit ungemeinem Eifer an die Arbeit ging; aber auch überall so viele und große Hindernisse fand, daß es ihr unmöglich wurde, sie alle zu überwinden. Sie veranstaltete eine Versammlung der Stände aus allen Nationen ihres ungeheuren Reichs; diese wurden beauftragt, auf die Möglichkeit zu denken, ein

passendes Gesetzbuch für alle Nationen zu verfertigen. Dieses große Personale kam zusammen, und arbeitete Jahre lang; allein, von allen diesen Arbeiten ist nichts bekannt geworden. Die Versammlung ging endlich wieder aus einander, ohne etwas zu entscheiden, wahrscheinlich, weil man auch hier die Unmöglichkeit einsah, diese Menge von Nationen, die sich in ihren Sitten und Gebräuchen oft so ganz entgegengesetzt sind, unter einen Huth zu bringen, und für sie alle ein allgemein passendes Gesetzbuch zu veranstalten. Wirklich ist dieß auch das schwerste Hinderniß, das vielleicht nie besiegt werden kann. Paul der Erste hatte ebenfalls die Idee, ein allgemeines Gesetzbuch abfassen zu lassen; allein seine kurze und unruhige Regierung machte es ihm unmöglich, seinen Plan auszuführen. — Mit Alexander dem Ersten beginnt eine neue Morgensonne für das Reich; seine Weisheit, seine Thätigkeit, seine Menschenliebe werden da eine neue Bahn brechen, wo bisher alles uneben war; Europa hofft viel von ihm, und Rußland blickt zutrauensvoll auf ihn nieder. Vielleicht gelingt es ihm, die großen Hindernisse fortzuräumen, die bisher noch einer allgemeinen Gesetzgebung im Wege standen, und seine Nationen, die ihn lieben, in engere, brüderlichere Bande zu vereinigen. — Gegenwärtig bestimmen noch immer, außer einigen unvollendeten Gesetzen, eine Menge von Ukasen den Gang der Justizpflege. Mangelhaft bleibt diese Ver-

fassung immer; denn nicht allein, daß es äußerst schwer ist, diese ungeheure Menge von Ukasen zu behalten und zu vergleichen, so sind dieselben auch oft, wie gesagt, einander so entgegengesetzt, daß eine die andere aufhebt, mithin der Richter selbst nicht weiß, nach welcher er absprechen soll. In zweifelhaften Fällen nimmt man denn seine Zuflucht zu den existirenden unvollständigen Gesetzbüchern, und im Nothfall muß das römische Recht aushelfen. Ueberdem hat, außer den Ukasen, noch fast eine jede Provinz ihre alten herkömmlichen Rechte und Usancen, die auch nicht ganz aus den Augen gesetzt werden müssen, und wodurch die Widersprüche und Irrungen noch vermehrt werden. — Die Kaiserin Katharina, die ein eignes Gesetzbuch niederschrieb, das sie der Nationalversammlung vorlegte, das aber durch Kabale sowohl, als auch durch andere Umstände bisher nicht allgemeine Gültigkeit erhielt, so weise und menschlich es auch ausgearbeitet ist, that indessen alles, was in ihren Kräften stand, die Justiz so viel als möglich zu verbessern, und ihr eine Richtung zu geben, welche der Vernunft und der Menschlichkeit angemeßner war. Zu dem Ende errichtete sie, mit der edelsten Aufopferung, das sogenannte Gewissensgericht, eine Einrichtung, die allen Staaten als Muster zur Nachahmung dienen kann, wo noch irgend eine unvollständige Gesetzgebung herrscht, oder eine Gesetzgebung, welche nicht auf die heiligen Grundsätze der

Moralität vollkommen gegründet ist. Diese preiswürdige Einrichtung ist keine geheime Polizey in Wien, kein jetzt Gottlob zu Grabe getragenes Inquisitionsgericht zu Berlin; sondern es ist auf die edelste Menschenliebe berechnet, und bestimmt, alle Streitigkeiten, so viel als möglich, gütlich zu schlichten. Es besteht aus einer Versammlung rechtlicher Männer, die nicht eigentliche Rechtsgelehrte sind, die aber ihre Aussprüche auf die Gesetze der Billigkeit und der reinsten Menschenliebe gründen müssen, Gesetze, über deren Werth oder Unwerth jeder entscheiden kann, dem ein reines Herz im Busen schlägt. Es ist ein Versöhnungsgericht, das überall die Hand zum Frieden darbietet, überall mit Güte und Großmuth die Menschen zu ihrer Verpflichtung zurückführt, sich strafwürdiger Personen thätig annimmt, und sie mit der bürgerlichen Gesellschaft wieder aussöhnt. Nur nicht Staatsverbrecher, Räuber oder Mörder können von diesem Gericht frey gesprochen werden; die übrigen Verbrecher alle werden gegen Kaution des Gewissensgerichts, von ihrem Tribunal frey gemacht, und das Gericht hat die Verpflichtung auf sich, mit Ernst auf die Ursachen zu dringen, weshalb der Angeklagte verhaftet ist, muß die schnelle Untersuchung und Entscheidung seiner Sache ernstlich betreiben, und, wenn diese langwierig ist, den Verbrecher wenigstens frey machen. Sein Ausspruch ist in allen Tribunälen gültig und so milde, daß jeder Angeklagte damit zu-

frieden seyn kann. Die Tribunäle müssen Strafe erlegen, wenn sie dem Ausspruche dieses Gerichts nicht innerhalb 24 Stunden Folge leisten. Dadurch wird jede Chikane verhindert, und die Menschen dürfen einer ungerechten Entscheidung nicht entgegen zittern, weil sie die Unpartheylichkeit ihrer Richter kennen. — Uebrigens hat die Kaiserin für die Justizverwaltung ihres Reichs ein dreyfaches System angeordnet. Sie theilte nehmlich jedes Gouvernement in gewisse Kreise, und setzte Untergerichte, Gouvernements- und Oberrichte an. Die Beysitzer zu den Unter- und Gouvernementsgerichten werden aus den Einwohnern der Provinzen gewählt, und sind selten Gelehrte, meistens Militairpersonen. In den Obergerichten sitzt der Adel, der denn freylich ziemlich unbeschränkt entscheidet, und oft die härtesten Urtheile, ohne den Kaiser weiter um Beystimmung zu fragen, exekutieren läßt. Die Aufhebung der Tortur, und die Einschränkung der obergerichtlichen Gewalt, ist Gottlob Eine der ersten Gerechtigkeitshandlungen Alexanders des Guten geworden, und schon dadurch hat sich dieser angebetete junge Monarch ein unsterbliches Verdienst errungen. — Das ganze Kriminalwesen betreffend, so hat die Kaiserin Elisabeth die Todesstrafe aufgehoben, dafür aber andere Strafen eingeführt, die weit schrecklicher sind. Durch das Schwerdt sollen die Menschen nicht getödtet werden, dagegen aber sollen sie Lebenslang sterben,

und in einer ewigen Marter schmachten. Welch' eine unmenschliche Barmherzigkeit! Die Aufhebung der Todesstrafen, so viel auch über dieselbe gesagt worden ist, kann durchaus nicht als Milderung angesehen werden, sobald man noch andere Strafen an deren Stelle setzt, die barbarischer sind, als jene. Das zeigt in der That doch von keiner geläuterten Menschenliebe, daß der Verbrecher Jahre lang auf der Festung oder in Zuchthäusern gemartert, und den teuflischen Launen eines Wüterichs blos gestellt wird, der ihn tagtäglich durch unmenschliche Prügel daran erinnert, daß er bestimmt sey, Lebenslang zu sterben. An Besserung ist doch wohl bey solch' einem gemißhandelten Menschen nicht zu denken; vielmehr verschlimmert er sich, und wird trotziger, hartnäckiger, bösartiger; für die menschliche Gesellschaft ist er einmal unwiederbringlich verlohren; er nutzt nichts, er schadet; aus Rache wird er jetzt Verführer der Besserdenkenden, und sein Beyspiel richtet Unheil an; nein, es ist Barmherzigkeit, einem Menschen das Leben zu nehmen, wenn er zu nichts Besserm bestimmt ist, als, lebenslängliche Quaalen auszustehen. Der auf dem Schaffott Hingerichtete hat sein Leiden in wenig Augenblicken überstanden; der zu andern Strafen Bestimmte sieht von Tage zu Tage neuen Martern entgegen, und hat Muße genug, sein nahmenloses Elend zu überdenken! Wer von beyden hat ein besseres Schicksal? — Nein, ich vertheidige die Bar-

bareyen der Todesstrafe nicht; aber sollen sie wegfallen, so müssen auch die andern abscheulichen Strafen aufhören, so führe man den verschonten Verbrecher durch gelindere Mittel zu seiner Pflicht zurück, die er verletzte, und, bleibt er dann noch der verstockte Sünder, so eile man fort mit ihm, so schnell als möglich, damit sein Beyspiel nicht mehrere Menschen vergifte, damit er nicht durch neue Verbrechen noch schrecklicher werde! — Die Kaiserin Katharina hat die Aufhebung der Todesstrafe gewissermaßen wieder beschränkt, so, daß für größere Verbrechen der Tod unvermeidlich ist. Die abscheuliche Strafe des Knutens aber wurde nicht aufgehoben, so nothwendig es auch wäre, diese barbarische Kannibalenstrafe zu beendigen. Paul der Erste ging bey all seiner Strenge, doch mit vieler Gerechtigkeitsliebe zu Werke, und suchte alle seine Strafen besonders auf Degradation und öffentliche Beschimpfung herabzusetzen. Wäre er nicht gemißleitet worden, so würde man in der That nicht Ursache haben, sich über manche Handlung des Kaisers zu beschweren, die den Charakter der Grausamkeit an sich trug. Paul war nicht von Natur grausam, er hatte vielmehr ein weiches, menschliches Herz; aber Ungeheuer haben ihn gemißleitet, und seinen Verstand umnebelt, daß er in Inkonsequenzen mit seinem eigenen Herzen verfiel, und alles auf seine Rechnung nehmen mußte, was Andere in seinem Nahmen, Böses verübten. — Alexander hat, Gottlob, die Tortur aufgehoben.

Was die Finanzen des Reichs betrifft, so kann man dieselben noch immer nicht mit authentischer Genauigkeit angeben. Indessen sind die Einnahmen, im Verhältniß der Volksmenge und der Größe des Staats, nicht so bedeutend, als man wohl erwarten sollte. Wenn man den neuesten Angaben vollkommen Glauben beymessen kann, so beläuft sich gegenwärtig die ganze Summe der Einnahmen auf 60,000000 Rubel; und dazu giebt das Europäische Rußland gewiß drey Viertheile her. Es versteht sich von selbst, daß die ungeheuren Wüsteneyen und Eisfelder, die fast Niemand bewohnen kann, so wie die Menge wilder Völker, die als Nomaden auf den Steppen umherziehen, und dem Staate nichts weiter, als einen kleinen Ertrag ihrer Heerden abgeben können, wie auch die vielen Jägernationen, die ihre Abgaben in Peltereyen liefern, nur sehr unbedeutende Summen zum Betrage des Ganzen hergeben können. Indessen würden Rußlands Einkünfte doch noch weit beträchtlicher seyn, als sie wirklich sind, wenn nicht die unerträglichen Verhältnisse und Rechte der Gutsherrn zu ihren Unterthanen als ein Haupthinderniß des Staatsertrags angesehen werden könnten. Dazu kommt nun noch die ungeheure Disproportion, welche zwischen Landleuten und Städtern statt findet, wo der Schaden durchaus nicht zu berechnen ist. — Schulden hat Rußland so gut als andere Staaten, und sie müssen beträchtlich seyn, wenn man die un-

geheuren kostspieligen Kriege, verbunden mit den Verschwendungen des Hofes zu Katharinens Zeiten, dabey in Anschlag bringt; allein, die Totalsumme der Nationalschuld kann man nicht sicher angeben, weil der Staat daraus ein Geheimniß macht. — Uebrigens werden alle Einkünfte der Krone aus folgenden Rubriken gehoben: 1) Aus der sogenannten Seelensteuer, einer Art von Personalsteuer, die von allen Bürgern und leibeigenen Bauern getragen werden muß. Zu dem Ende ist ein gewisser Anschlag festgesetzt, und zwar für jeden männlichen Kopf. Alle zwanzig Jahre ist eine neue Zählung. Was während dieser 20 Jahre gebohren wird, ist von jeder Abgabe frey, muß aber, nach der Zählung, und, wenn es ein Kind von einigen Wochen wäre, dazu mit beytragen. Wie viel diese Seelensteuer aber dem Staate eigentlich einbringt, davon hat man keine bestimmte Angabe. 2) Aus der Abgabe von den Domainen. Unter diesen Domainen begreift man nicht allein die alten Güter der Krone, sondern auch alle eingezogenen geistlichen Besitzungen. Die Menschen, welche daselbst wohnen, sind zur Bezahlung eines gewissen Kopfgeldes verpflichtet, doch steht es ihnen auch frey, einen Theil dieses Kopfgeldes durch Kronschaarwerke abzuarbeiten. Wird ein solches Domainengut an einen Adlichen verschenkt, so hört diese Abgabe auf, und die nunmehrigen Leibeigenen des Adels müssen die bestimmte Seelensteuer bezahlen.

3) Aus der Vermögenssteuer; diese wird bezahlt von den großen Kaufleuten in den Städten, und von den Zunftgenossen; auch können die Köllmer oder Freybauern dieselbe, statt des gewöhnlichen Kopfgeldes, bezahlen. Der Vermögenssteuer ist die Rekrutensteuer beygefügt. Alle diese Stände sind von militairischen Diensten befreyt, indeß alle übrigen Bürger und Bauern in Rußland, ohne alle Umstände zur Armee abgehen müssen, wenn es die Krone befiehlt. Statt dessen also müssen die eximirten Personen, wie billig, ein bestimmtes Geld, statt der eigentlichen Rekrutenstellung bezahlen, welches sie denn auch gerne thun, um den militairischen Zwangdiensten zu entgehen. Deshalb verpflichten sich auch viele reiche Köllmer zur Abgabe der Vermögenssteuer, die zwar weit größer ist, als das eigentliche Kopfgeld, dagegen aber auch sie und ihre Kinder vom Militairdienste befreyt. 4) Aus den Regalien, besonders aus dem Branntewein- und Salzregale. Ohnerachtet der Branntewein in Rußland weit wohlfeiler, als das Brod ist, so bringt dieß Regale der Krone doch eine ungemein große Summe ein; denn der Hang der Russen zum Branntweintrinken ist so allgemein, daß sie lieber alles entbehren, um nur diesen Hang zu befriedigen. Jeder Branntweinbrenner ist verpflichtet, seinen Branntewein der Krone für einen bestimmten Preis, bey dem er jedoch bestehen kann, abzuliefern, und dann wird er an an-

dere verpachtet. Fast eben so beträchtlich ist auch das Salzregal; alle Provinzen des russischen Staats, ausgenommen Riga, Reval und St. Petersburg, ziehen ihr Salz aus dem Lande, wobey die Krone ansehnliche Summen gewinnt, ohne das Zwangsmittel anzuwenden, den Familien eine bestimmte Portion aufzudringen. Aus dem Regale der Bergwerke zieht die Krone ebenfalls einen ansehnlichen Gewinn; Gold- und Silberwerke läßt sie selbst bearbeiten, von den Eisenwerken zieht sie den Zehnten von den Privatpersonen, und Kupfer muß ihr in gewissen Portionen, und für einen bestimmten Preis abgeliefert werden, woraus sie Münzen für das ganze Reich schlagen läßt. — 5) Aus den Zöllen. Diese sind sehr ansehnlich, sowohl zu Wasser als zu Lande. Auf verschiedene Waaren des Luxus ist ein sehr hoher Impost gesetzt, Waaren des Bedarfs aber zahlen nur wenig. Indessen ist auch wohl in keinem Lande das Kontrebandieren so stark in der Mode, als in Rußland; alles wird Ballenweise eingeschleppt, und die Aufseher werden so blind gemacht, daß sie nichts bemerken. Die Betrügerey der Zollbedienten ist vielleicht nirgends so auffallend abscheulich, als hier; vom Größten bis zum Kleinsten lassen sie sich alle bestechen, und tragen endlich das Ihrige dazu bey, die Regierung recht wacker zu betrügen. Uebrigens hat man auch nicht einmal nöthig, die Zollbedienten zu bestechen, man findet tausend Gelegenhei-

ten für eine, um sich mit leichter Mühe ins Land zu schleichen, und den Zöllen ganz auszuweichen; und dieß benutzen denn auch die zum Kontrebandieren so sehr geneigten Russen mit allem Trug, der ihnen nur eigen ist. — 6) Noch aus einigen andern zufälligen Revenüen, als Stempelgeld, eine Art von Alkavala, oder, eine gewisse Abgabe an den Hof von allen käuflichen Dingen, z. E. wenn Erbmenschen oder Güter verkauft werden, ferner Chargenjura, Posteinkünfte, die in manchen Gegenden das ganze Jahr hindurch nichts einbringen, weil Niemand fährt, und endlich Sporteln von Prozeßsachen, Strafgelder und andere kleine Gefälle. Die Methode, wie diese Revenüen eingetrieben werden, geschieht entweder durch Selbstwirthschaft, oder durch Verpachtung; doch ist nur das einzige Branntweinregale verpachtet; alle andere Gefälle werden vom Staate selbst erhoben. Vom Accisewesen, dieser lästigen Abgabe für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, weiß man in Rußland noch nichts. Auch Staatslotterien, diese großen Hazardspiele, welche die Fürsten mit ihren Unterthanen spielen, indeß sie alle andern, weniger schädlichen Hazardspiele strenge verbieten, sind, zur Ehre der russischen Regierung, nicht im Lande eingeführt, und schwerlich möchte jetzt wohl irgend ein Fürst mehr daran denken, wenn er sein Vaterland uneigennützig liebt, und das Wohl seiner Bürger und Unterthanen gewissenhaft vor Augen hat.

Stehende Armeen hat Rußland erst seit den Zeiten Iwans des Zweyten, der unter allen russischen Fürsten zuerst auf die Idee kam, ein stehendes Korps von Strelizen zu errichten, denen er große Vortheile bewilligte, und die gleichsam bestimmt waren, die Garde des Czaars zu formiren. Diese Strelizen errangen sich in der Folge eine ungeheure Gewalt, und gewannen den größten Einfluß in die Angelegenheiten des Reichs; sie setzten Fürsten ab und ein, und alles mußte sich vor ihnen demüthigen. Peter der Große empfand ebenfalls ihren Haß und ihren gewaltigen Einfluß; allein, er war der Mann nicht, der seinen Feinden sogleich offnes Feld ließ; er setzte ihren Kabalen einen unerschütterlichen Muth entgegen, und zeigte ihnen den entschlossenen Gegner. Endlich war sein Entwurf gereift, und das Korps der Strelizen ward aufgehoben; mehrere Empörungen derselben fruchteten nichts weiter, als daß sie nur noch tiefer gedemüthigt, nur noch unglücklicher gemacht wurden. An ihre Stelle trat eine ordentliche stehende Armee, von ausländischen Generalen organisirt und geübt, die bald in den großen Kriegen des Czaars eine vollkommene Kriegskunst erlernte, und dem ganzen Europa bemerkbar wurde. Seitdem ist es in Rußland, wie überall, nur noch sowohl in Ansehung der Rekrutenstellung, als auch in Rücksicht der geringen Kosten, welche der Unterhalt der Armee erfordert, weit leichter und bequemer. Die Armee

wird rekrutirt, aus den Bürgern und leibeigenen Adlichen und Domainenbauern; der Adel giebt seine untauglichsten Leute zum Dienste der Armee; alles, was unverbesserlich ist, wird bey der Rekrutenstellung abgeliefert, und dabey wird weder auf Alter, noch auf körperliche Schönheit sehr geachtet; zum Todtschießen, meynt der Russe, sey jedermann gut. Oft müssen die Rekruten vier bis 500 Meilen weit zu ihren bestimmten Garnisonen marschieren, und sehen dann ihre vaterländische Gegend gewöhnlich im Leben nicht mehr wieder. Urlaub nehmen daher diese Leute auch nur selten, sie müßten denn in der Nähe ihrer Familien leben. Das Eigene bey der russischen Armee sind die Menge von irregulairen Truppen, die sich auf mehr als 80000 Mann belaufen. Die russischen Soldaten sind besonders wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihre Verfassung und ihre Regenten berühmt; ohne Widerrede gehen sie in den Tod, wenn es der Chef befiehlt; sie ertragen alles, ohne zu murren; Desertion ist bey ihnen unbedeutend, denn sie kennen keine Gegend in Europa, wo sie ihre nationellen Sitten, ihre Religion, ihre Sprache wieder finden. Mit blinder Ergebung und Standhaftigkeit werfen sie sich dem Tode entgegen, und bleiben mit fester Entschlossenheit ihrem angebohrnen Muthe treu. Wären die Anführer so brav, wie die gemeinen Leute, so müßten sie Wunder der Tapferkeit thun, so erschienen die Russen noch weit

furchtbarer, als sie jetzt wirklich schon erscheinen. Die ganze Einrichtung der russischen Armee ist übrigens von der Europäischen Sitte von jeher immer mehr oder weniger abgewichen; Kaiser Paul hat sie indessen ziemlich der preußischen Verfassung genähert, nur daß dabey noch immer weniger Zwang obwaltet, als bey dieser; die Russen sind nicht so puppenartig geübt, als die Preußen, deshalb wissen sie aber doch eben so gut ihren Mann zu stehen, als diese. Der Kaiser ernennt nur bis zum Obristen, die übrigen Subalternen ernennt der Chef, und der Kaiser bestätigt. Für keinen Charakter ist eine Zeit festgesetzt. Die Subalternen sind ihren Vorgesetzten auch außer dem Dienste eben so strenge unterworfen, und müssen alle ihre Befehle unbedingt erfüllen. — Was die Versorgung der Armee betrifft, so zahlt die Krone ihre Soldaten nicht blos mit Geld, sondern auch mit Naturallieferungen aus. Ihre Löhnung bekommen sie alle Tertial, und zwar beträgt dieselbe das ganze Jahr hindurch sieben bis acht Rubel in Silber. Unter der Kaiserin Katharina mußten die Regimenter häufig ihre Garnisonen verwechseln; Kaiser Paul hat das aber abgeschafft, und jedem Regimente seine bestimmte Garnison angewiesen. Bey einem vorkommenden Marsche müssen die Russen auf vier Tage Proviant mit sich nehmen, und täglich 30 Werste marschieren. Die ganze Armee setzt man, von regulairen Feldtruppen auf 220000, von Garnisonstrup-

pen und Irregulairen, auf 230000 Mann, in allem also auf 450000 Menschen. Indessen könnte Rußland noch mit weit größern Armeen gegen seine Feinde agieren, wenn die große Ausdehnung des Landes nicht auch eine große stehende Armee nothwendig machte, die immer im Innern bleiben muß, um die Menge der unruhigen Nationen, die nur gezwungen Rußlands Oberherrschaft anerkennen, in Respekt zu erhalten. — Nicht eigentlich zur Armee gehörig ist die sogenannte Chevaliergarde, von 60 Mann, die aus lauter hohen Offizieren der Armee besteht. Die Garde zu Pferde ist ohngefähr 1600 Mann stark. Die drey großen Garden, die sich in der Geschichte Peters des Ersten einen so preiswürdigen Nahmen errungen haben, und mit deren Hülfe er alle seine Gegner besiegte, stehen noch, dieser Vorfälle wegen, in einer ganz besondern Achtung. Jeder Gardist steht um einen Grad höher, als ein Soldat bey der Armee, so, daß ein Gardenkorporal bey der Armee als Offizier angestellt wird. Kaiser Paul wollte zwar diese Vorzüge aufheben, und die Garden mit der Armee gleich machen; allein, die Auszeichnung ist am Ende doch, vor wie nach, geblieben. — Von Kavallerie haben die Russen fast alle Arten, besonders regulaire Kosakenregimenter, die sehr brav und furchtbar sind. Kaiser Paul gab auch einigen ehemaligen Husarenregimentern ihre alte Form wieder, welche Katharina aufgehoben hatte. Jedes In-

fanterieregiment soll über 2000 Köpfe stark seyn, es wird aber ein abscheulicher Unfug damit getrieben, besonders wurde die verstorbene Kaiserin von den Chefs gewaltig hintergangen, die, ihres Eigennutzes wegen, einen Theil des Gehalts in ihre Tasche steckten, und die Regimenter niemals vollzählig erhielten. Kaiser Paul sahe ihnen freylich etwas mehr auf die Finger, und bestrafte einige Betrügereyen mit unerbittlicher Strenge; allein, nachdem der erste Schrecken vorüber gegangen war, wurde er eben so, wie seine Mutter, hintergangen. — Am berühmtesten und furchtbarsten erscheint das russische Artilleriekorps, das über 30000 Köpfe stark ist. Die Regimenter führen ihren Nahmen nicht von den Chefs, sondern von den Oertern und Städten, wo sie in Garnison stehen, oft auch von ganzen Provinzen. Ehemals konnte sich jeder Offizier aus dem Regimente seinen Dentschik nehmen; da aber mit dieser Erlaubniß ein so abscheulicher Unfug getrieben wurde, daß oft das halbe Regiment in Diensten der Offiziere stand, so hob der Kaiser Paul diese Vergünstigung auf, und gab den gemessenen Befehl, daß jeder Offizier freye Leute zur Bedienung halten sollte. Dieser Befehl wurde anfangs befolgt, weil der Kaiser selbst darauf sahe, und er sich gleich anfangs zu sehr in Furcht gesetzt hatte, um seinen Befehlen nicht vollkommnen Gehorsam zu verschaffen; allein, in der Folge, als andere Sachen den Kaiser beschäftigten, und er um-

lagert war, von Menschen, die ihn gängelten und ihn nicht weiter sehen ließen, als sie selbst wollten, da ging alles wieder ins alte Gleiß zurück. — Bey der Rekrutenstellung wird übrigens gewöhnlich der vierhunderteste Mann von den steuerbaren Personen abgeliefert. — Man hat verschiedene Anstalten, um taugliche Subjekte für die Armee zu bilden; von der Art ist das Landkadettenkorps zu St. Petersburg, wo 600 junge Leute in den Kriegskenntnissen unterrichtet werden sollen; allein, so gut auch die Anstalt eingerichtet ist, so gehen doch nicht viel würdige Offiziere aus derselben hervor, und die russische Armee hat noch immer einen auffallenden Mangel an guten, brauchbaren und kenntnißreichen Anführern. Tanzen und die andern zum guten Ton gehörigen Wissenschaften haben sie freylich inne; allein, wenn es ins Feuer gehen soll, da sieht man die Poltronerie in ihrer jämmerlichsten Gestalt. — Das Artilleriekadettenkorps ist ebenfalls zur Bildung junger Leute bey der Artillerie bestimmt, und aus dieser Schule kommen jene brauchbaren Leute, die ganz das sind, was sie seyn sollen. — Als Belohnungen ausgezeichneter Verdienste werden die Orden ertheilt, wie? das ist schon oben gesagt worden. Für die gemeinen Soldaten hat die verstorbene Kaiserin goldene und silberne Medaillen schlagen lassen, die sie als Ehrenzeichen an der Brust tragen, und wirklich diese Auszeichnung oft mit weit größerm Rechte verdienen, als Manche

ihrer Offiziere. Jeder, der einen Feldzug mitgemacht hat, bekommt eine solche Medaille, und oft trägt ein Soldat vier bis sechs derselben, auf die er sehr stolz thut. Außer den Orden aber hat man noch in Rußland ein paar ganz eigene Belohnungsarten eingeführt, nehmlich Belobungsdekrete und Nahmensveränderungen. Im erstern Fall ertheilt der Monarch einem verdienten Offizier ein Patent, worin er als ein hochverdienter Mann gerühmt wird; im zweyten Fall erhält der General Beynahmen von gewissen Oertern, wo er Schlachten gewonnen hat. Diese Mode ist schon sehr alt; so erhielt der Großfürst Alexander von seinem Vater Jaroslaw den Beynahmen Newsky, wegen seines großen Sieges an der Newa, über die Schweden und den deutschen Orden. So erhielt der Günstling Katharinens, Potemkin, von der Kaiserin den Beynahmen der Taurier, weil er die Krimm der russischen Herrschaft unterwarf. So erhielt noch neuerlich Suwarow für seine Siege in Italien, wo er Menschen opferte, ohne etwas Großes zu gewinnen, vom Kaiser Paul den Beynahmen Italizkoy, und wurde für seine Menschenschlächterey mit Orden und Ehrenzeichen behangen! Den Anspruch auf den Titel Schweizerfürst, den er noch zu erringen hoffte, entriß ihm der brave Massena, als er ihn in den Gebirgen von Glarus nöthigte, die projektirte Eroberung der Schweiz aufzugeben.

Die Seemacht der Russen betreffend, so ist dieselbe zwar in den letztern Zeiten sehr vermehrt und vervollkommnet worden; allein, es ist doch nicht wahrscheinlich, daß Rußland jemals zur See ein beträchtliches Uebergewicht über seine Nachbaren erhalten wird. Den Türken ist es zwar weit überlegen, dazu gehört aber auch nicht viel; dagegen aber kann es sich noch nicht mit Schweden oder Dännemark messen. Zwar hat Rußland einen ungeheuren Ueberfluß an allerley Schiffsbaumaterialien, dagegen aber fehlen ihm durchweg brauchbare und geschickte Matrosen, welche Rußland auch gar nicht liefern kann, theils weil es dem Lande an eigner großer Rehderey fehlt, theils, weil auch nicht einmal die Fischerey so stark betrieben wird, als sie vermöge der Lage dieses Landes, und in Rücksicht der vielen und großen Fasten, welche die Religion gebietet, getrieben werden könnte. Daher kann Rußland auch in allen Seekriegen nie etwas Großes leisten; die Wahrheit liegt am Tage. Gegen die schwedische Flotte hat die russische nie etwas Entscheidendes ausgerichtet, und selbst die wenigen Vortheile würden nicht errungen worden seyn, wenn die Schweden nicht ihren Nahmen durch Verrätherey an ihrem Könige geschändet hätten; und, als im letzten französischen Kriege die Kaiserin sich endlich, auf anhaltendes Dringen der Engländer zur Absendung einer kleinen Hülfsflotte entschloß, fanden die Engländer dieselbe so wenig

ihren Wünschen angemessen, daß sie dieselbe fast gar nicht benutzten, und sie blos zu einigen unbedeutenden Expeditionen brauchten, um sie doch nicht ganz unthätig liegen zu lassen. So lange es also an dem Hauptbedarf, an Matrosen fehlt, so lange wird auch die russische Seemacht, troz aller großen Schiffe, welche die Regierung erbauen läßt, nie sehr furchtbar werden. Eben so sehr fehlt es auch den Russen an geschickten Seeoffizieren; daher sich auch die Regierung oft genöthigt gesehen hat, in ihren Seekriegen, mit großen Kosten fremde Offiziere und Matrosen zu engagieren, und viele gewonnene Seeschlachten waren das Werk brittischer Admirale. Uebrigens ist die russische Flotte gegenwärtig 50 Linienschiffe stark, von denen der größte Theil im schwarzen Meere seinen Stand hat; der Rest kampirt in der Ostsee und im weißen Meere. Der Haupthafen für die Flotte in der Ostsee ist Kronstadt, im weißen Meere, Archangel. Nächstdem hat Rußland noch im Finnischen Meerbusen eine ansehnliche Schee- ren- und Galeerenflotte, die sich von Peter dem Großen herschreibt, zwischen den Klippen sehr nothwendig ist, und im letztern Kriege mit Schweden über hundert Fahrzeuge stark war. — Die ansehnlichsten Schiffswerfte sind zu Kronstadt, St. Petersburg, Archangel, Riga, Reval und Cherson. Zur Bildung junger Seeoffiziere ist auch zu Kronstadt ein Seekadettenhaus eingerichtet, das

aber auffallende Mängel hat. Auf Invalidenhäuser und andere Anstalten hat die Regierung mit lobenswürdiger Sorgfalt gedacht, und darauf ungemein große Kosten verwendet.

Dieß sey nun genug für die Statistik des russischen Reichs! In meinem folgenden Briefe gehe ich zur eigentlichen Geschichte über. Bis dahin leben Sie wohl! —

Achter Brief.

Die allerälteste Geschichte des russischen Reichs ist, wie fast jede andere, in den Zeiten ihrer Kindheit dunkel und ungewiß. Sagen, und nichts als Sagen hat man davon aufbehalten, die aber durchaus keine historische Gewißheit geben. Weder Moses, noch Griechen und Römer kannten den Europäischen Norden. So wenig wie wir also von der ältesten Geschichte Schwedens und Dännemarks etwas Bestimmtes wissen, so wenig wissen wir auch von Rußland; erst mit dem neunten Jahrhundert kommt ein Strahl von Licht in die Dunkelheit, und wir stützen von da an unsere Geschichte schon auf Fakta, die wenigstens allgemein angenommen werden.

Slaven sind die ältesten Ureinwohner des russischen Reichs, Slaven, die seit dem fünften Jahrhundert in Europa bekannt wurden, und nicht allein fast den ganzen Norden, sondern auch mehrere andere Länder bevölkerten. Ihre älteste Geschichte ist

unbekannt, aber in der Folge läuft sie ununterbrochen bis auf unsre Zeiten fort. Sie hatten anfangs ihren Sitz an der Donau, in den Gegenden Bulgariens und Ungarns. Nach und nach aber breiteten sie sich weiter gegen Westen aus, und nannten sich von den verschiedenen Provinzen, die sie bewohnten, Mähren, Tschechen, Khorven, Tebellier, Serbier und sonst anders. In diesen Wohnsitzen wurden sie durch das Vordringen anderer Völkerschaften beunruhigt; deshalb entschlossen sie sich weiter nach Norden hinauf zu wandern, und sich daselbst andere Wohnplätze aufzusuchen. So kamen sie denn auch nach Rußland, und vermischten sich wahrscheinlich sehr bald mit den alten Ureinwohnern, die Niemand kennt, die aber doch gewiß mit unter dem allgemeinen Nahmen der Slaven begriffen wurden. Hier erbauten sie, nach einer alten Tradition, die jedoch nicht zu verbürgen ist, in der Gegend des heutigen Nowgorods, eine Stadt, Nahmens Slavensk, deren Existenz indessen noch immer gegründetem Zweifel unterworfen ist. Die Ugern, eine Nation aus dem Geschlechte der Hunnen, kamen endlich aus Siberien herüber, beunruhigten die Slaven in ihren Wohnsitzen, griffen sie an, und drängten sie zum Theil zurück. Eine große Anzahl zog sich weiter nach Westen und Süden, und streifte sogar bis ins römische Gebiet, noch andere begaben sich an die Ufer des baltischen Meeres; und ihre

Nach-

Nachkommen eroberten das heutige Böhmen, Bulgarien, Servien, Dalmatien, einen Theil von Ungarn, Schlesien, Pommern und andere deutsche Provinzen.

Die in Rußland und Polen zurückgebliebenen Slaven hatten sich indeß bald wieder erholt, und behaupteten ihre alten Wohnplätze. Sie theilten sich in mehrere Zünfte, und unterschieden sich durch verschiedene Nahmen von einander. In Vollhynien, nannten sie sich Vollhynier, an den Ufern der Weichsel, Lechen, am Dnepper, Polianen an der Poloka, die in die Düna fällt, Polowzer, zwischen der Düna und dem Prczipet, Dreguitzen, in den Wäldern am Dnepper, Drewlianen, längst der Desna und Sula, Severier, und nur die am Illmensee wohnten, behielten den alten Nahmen der Slaven bey. Bald erhoben sich diese Letztern über die andern Partheyen, und gewannen in Rußland ein allgemeines Uebergewicht. Nach und nach unterwarfen sie sich alle die verschiedenen Nationen, die mit ihnen von einer Herkunft waren, legten ihnen einen Tribut auf, und dehnten ihre Macht von Litthauen an bis zu den Grenzgebirgen Siberiens aus. Eine lange Zeit behaupteten sie ihre Macht und ihr Ansehen über die andern Nationen; endlich aber wurden sie unter sich uneins, und, wie es immer geht, daß Uneinigkeit den Feinden Thore und Thüren öffnet, so ge-

schahe es auch hier. Die zinnsbaren Nationen benutzten den Augenblick, machten sich von ihren bisherigen Oberherren unabhängig, und, um ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, zwangen sie die Slaven endlich zur Erlegung eines Tributs. Diese Beschimpfung reizte die Ehrbegierde der Nation wieder auf; nur mit Unwillen trugen sie die Ketten, die man ihnen angelegt hatte; sie gingen gegenseitig zu Rathe, wie sie das Joch ihrer Feinde von sich abwerfen sollten, und fühlten nun, mehr als jemals, das Bedürfniß, sich einen eignen Beherrscher zu geben, dem die Nation einen Theil ihres Gesammtwillens übertrug, und dem sie Folge und Gehorsam zu leisten schuldig war. Und mit dieser Epoche fängt die eigentliche Geschichte des russischen Reichs an. Bis dahin ist alles hier Erzählte mehr Tradition, als eigentliches historisches Faktum.

Was nun den Nahmen der Slaven anbetrifft, so ist über die Etymologie dieses Wortes so viel gestritten worden, daß man Wunder glauben sollte, welche Sicherheit man darüber erhalten würde; indessen ist nichts darüber ausgemacht, sondern es ist bey bloßen Wortklaubereyen geblieben. Unsre Historiker hatten es überhaupt eine Zeitlang sehr damit zu thun, über die Abstammungen der Nahmen aller Völker große weitläuftige Abhandlungen zu schreiben, die viel Gelehrsamkeit enthielten, und doch nichts bewiesen. Wir wollen uns daher damit gar nicht befassen, da

es überhaupt nicht zum Wesentlichen der Geschichte gehört. Genug, so lange man in Europa die Slaven kennt, so führen sie auch diesen Nahmen. Sie kamen ursprünglich aus dem Morgenlande; und, nach ihrer Behauptung sind sie Abkömmlinge Japhets, der uns in der Mosaischen Tradition als der dritte Sohn Noahs genannt wird. Mehrere orientalische Geschichtschreiber behaupten, daß die Slaven von zweyen Söhnen Japhets abstammen, und zwar die eigentlichen Slaven von Saklab, die Russen aber von Ruß. Alles dieß sind indeß Sagen, die keinen Beweis für sich haben, außer einmal angenommene Traditionen, auf die man im Grunde nicht viel mehr, als auf ein eigentliches Mährchen bauen kann. Weit ausgebreitet hat sich dieses Volk ganz unstreitig; vom adriatischen Meere bis an die Eisküste hinauf, und längst der Ostsee hin, in Dalmatien, Slavonien, Kroatien, Bosnien, Servien, Ragusa, in der Ukermark, Kärnthen, Krain, Steiermark, Friaul, in Schlesien, Böhmen, Mähren, Lausitz, Mecklenburg, Pommern, und in andern Gegenden findet man Völker slavischen Ursprungs, die alle cousins germains mit den Russen sind. Selbst die russischen Slaven haben zuerst den Nahmen Russen, von den schwedischen Warägern erhalten, als sie sich Schutzherren aus diesem Volke erwählten, und dadurch mit denselben in Verein traten.

Die Tradition erzählt, daß Rußland damals

die gewöhnliche Straße war, welche aus der Ostsee nach Griechenland führte, indem man aus dem Dnepper durch den Wolotastrom in den Illmensee kommen konnte, welcher vermittelst der Wolchowa mit dem Ladogasee in Verbindung gestanden haben soll, der sich bekanntlich in die Ostsee ergießet. Wie diese Verbindung, von der gegenwärtig auch jede Spur verweht ist, statt gefunden haben kann, das kann weder Mueller, noch ein anderer großer Historiker entscheiden; genug, die Tradition behauptet sie, und sagt: der heilige Apostel Andreas habe auf diesem Wege seine Reise durch Rußland vollendet, und daselbst das Evangelium gepredigt. Als er bey seiner Wanderung in der Gegend des Dnepers anlangte, wo gegenwärtig Kiew steht, sey er auf einen Berg gestiegen, und habe Rußland eingesegnet, habe auch von einer großen Stadt geweißagt, die hier erbaut werden würde. In der Folge sey er durch das Land der Waräger und über die Ostsee nach Rom zurückgekehrt, und habe daselbst viel wundervolles von der Lebensart und den Sitten der Slaven in Rußland erzählt. — Auch Tradition, mithin unverbürgt und mehr als unwahrscheinlich!

Die Mythologie dieses Volks weicht mehr oder weniger von den Mythen anderer heidnischen Völker ab; so weit aber die Nachrichten reichen, so war sie denn doch stark auf Aberglauben, Schwäche, Irr-

thum und fanatische Grausamkeit gegründet. Prokopius, der erste Geschichtschreiber, welcher der Slaven erwähnt, sagt, daß sie eine gewisse Kenntniß eines einigen Gottes unter sich erhielten; doch setzt er hinzu: sie glauben an keine Vorsehung, und sind überzeugt, daß alle Vorfälle ihres Lebens, Folgen eines glücklichen oder unglücklichen Ohngefährs wären. Weiterhin behauptet er aber, daß sie bey Krankheiten ihrer liebsten Verwandten, zu den Göttern beteten, ihnen Opfer und Geschenke versprächen, und, nach wiederhergestellter Gesundheit, ihre Dankopfer auch wirklich darbrächten. — In einer oder der andern Behauptung des Prokopius ist also ein offenbarer Widerspruch. Wo man den Göttern Opfer verspricht, und zu ihnen um Heilung betet, da muß doch auch ein dunkler Glaube an eine Vorsehung statt finden. — Aus den Traditionen und einzelnen Zügen, die man hin und wieder in den Chroniken findet, so wie auch aus den alten Volksgesängen, die zum Theil noch hin und wieder im Gebrauch sind, merkt man wirklich Spuren eines solchen dunkeln Glaubens, und hieraus kann man sich auch so ziemlich richtig ihre ganze Mythologie zusammen setzen.— Hier, lieber Freund, schreibe ich Ihnen das nieder, was ich in l'Eveque's Geschichte über diese Materie gefunden habe.

Die oberste Gottheit, der Zevs der Griechen, der Jupiter der Römer, wurde von den Slaven

Perun, von einigen Stämmen auch wohl Perkun genannt. Er war der oberste Herr der Welt, ohne dessen Willen nichts geschehen konnte, was geschah, der überall die Hand mit im Spiele hatte, der den Blitz lenkte, und ihn zum Verderben der Gottlosen herabschleuderte, der die Gewölbe des Himmels öffnete, um mit seinen Regengüssen die Erde zu befeuchten, oder sie verschloß, um den Menschen Beweise seines Zorns zu geben. Ganz der Mosaische Gott der Juden, wurde er auch, wie dieser, nur mit Angst und Zittern verehrt. Als Beherrscher der himmlischen Kräfte hatte er zu seinem Attribut den Donner, der ein Zeuge seines furchtbaren Grimms war, womit er die Verbrecher bestrafte. Sein Bild bestand aus einem harten, unzerbrechlichen Gestein, blos der Kopf war von Silber, Ohren und Knebelbart von Gold, und die Füße von Eisen. Rubinen und andere Edelgesteine waren um die Statue in Menge angebracht, und in der Hand hielt sie einen, in Form eines Blitzes geschnittenen Stein, der schlangenförmig um sie herumlief. Auf seinen Altären brannte immerwährend das heilige Feuer, und mußte sorgfältig unterhalten werden. Der Priester, der sich dabey einer Nachläßigkeit zu Schulden kommen, oder es sogar verlöschen ließ, wurde als ein Feind der Gottheit, ohne Erbarmen zum Feuertode verdammt, und das ganze Volk jauchzte, wenn dieses grausame Urtheil vollzogen wurde. Blutig waren die Opfer, die

man diesem furchtbaren Gott darbrachte. Nur selten begnügte er sich mit Vieh; am meisten wurden ihm Gefangene und Sklaven geopfert; wenn es aber daran gebrach, so verbrannte man, von dem abscheulichsten Aberglauben verblendet, sogar die Kinder der Nation. Ein barbarisches Scheusal war also der oberste Gott der Slaven, der Gefallen hatte am Wehegeheul der Unschuld, und der den gewissenlosesten Mord nicht allein erlaubte, sondern sogar, zu seiner Ehre, befahl. — Nur zuweilen brachte man dieser Gottheit auch eine Huldigung, die weniger grausam und blutdürstig war, indem man sich Bart- und Haupthaar abschnitt, und es als Opferung zu den Füßen des Bildes niederlegte. Besonders geheiligt waren ihm die Tannenwälder, welche man für seinen liebsten Aufenthalt hielt, und wer daselbst einen Baum abhieb, konnte sein Verbrechen nur durch den Tod versöhnen. So beraubte sich das verblendete Volk selbst der segensreichsten Wohlthaten der gütigen Gottheit, und stand in dem Wahn, als wenn es sie dadurch besonders verehrte, ein Wahn, den die Priester bestärkten, weil er ihr Ansehen befestigte.

Als eine sanfte, milde, freundliche und gütige Gottheit, erscheint dagegen Kupalo, der Vater der Fruchtbarkeit, der Segenbringende, der die Früchte der Erde gedeihen ließ, und zur Glückseligkeit seiner Verehrer das Füllhorn seines Segens über sie aus-

schüttete. Nicht der Donnerer, der Gefallen findet an blutigen Opfern, sondern der sanfte, wohlthätige, alles beglückende Gott wurde im Kupalo verehrt. Ihm brachte man einen Theil der Früchte zum Opfer, die seine Güte den Menschen geschenkt hatte, und damit begnügte sich der Gott, und foderte nicht mehr, als die Menschen geben konnten. Je froher es bey seinem Feste herging, desto wohlgefälliger sahe er auf dasselbe herab. Er war der Versöhnende, der Freundliche, der weiter keinen Wunsch hatte, als die Menschen zu beglücken. Seine Hand war nur zum Segnen, zum Wohlthun ausgestreckt, nie zum Strafen. Sein Fest fiel auf den Anfang des Sommers, den 24sten Juny, und wurde mit Schauspielen und andern Vergnügungen gefeyert. Die Jugend beyderley Geschlechts war mit Blumenguirlanden und Kronen geschmückt, und versammelte sich auf freyem Felde. Hier wurden nun Tanzgruppen formirt und andere Uebungen angestellt. Man sprang mit Leichtigkeit über angezündete Feuer; und die Alten nahmen Theil an den frohen Gefühlen ihrer Kinder, und verjüngten sich mit ihnen. Auf allen Gesichtern herrschte der Ausdruck reiner Freude, jede Bewegung zeigte von Wohlwollen und Liebe, Feinde versöhnten sich, und Freunde schlossen sich enger an einander; mit lauten Frohgesängen, in denen der Nahme des Gottes oft wiederholt wurde, gab jedermann seine Freude laut zu erkennen, und jeder fühlte das Glück

des Friedens und der Liebe. Die Jungen sangen, die Alten lachten; Unschuld und Freude war allgemein; keine erkünstelten Gefühle verdrängten den natürlichen Frohsinn; man genoß das reinste Vergnügen in seiner ganzen Fülle. Kupalos Fest war für ganz Rußland ein Freudenfest, und noch jetzt wird in einigen Gegenden des Reichs, von dem russischen Landvolk zu Anfange des Sommers, ein ähnliches Fest begangen, das die Erinnerung an die Zeiten ihrer frohen Kindheit bey ihnen lebendig erhält.

Unter dem Nahmen Leda wurde die Venus bey den Slaven verehrt. Sie war die freundliche Beschützerin der Liebenden, sie vereinigte die getrennten Herzen, und nahm sich der Gekränkten an. Sie wurde mit Gebeten und freundlichen Opfern verehrt. Auch hatte sie mehrere Söhne, die bey den Geheimnissen der Liebe ihre angewiesenen Geschäfte hatten. Lelio, ein Knabe, war der Kupido der Römer, der Eros der Griechen; sein Geschäfte war, Liebe in den Herzen der Menschen zu bewirken. Dide oder Dido, sein Bruder, der Anteros der Griechen, war bestimmt, Gegenliebe zu erwecken; und Poletia, der dritte Sohn der Leda, war der Hymenäus der Alten, der alle diejenigen beschützte, welche durch die Ehe mit einander vereinigt waren.

Auch die Lucinia der Römer hatten die Slaven in ihre Mythologie aufgenommen. Sie hieß bey ihnen Dedilia, wurde nur von denen verehrt,

die ihrer bedurften, und unfruchtbare Weiber richteten ihre Gebete und Opferungen an die Göttin, um von derselben Fruchtbarkeit zu erbitten. Sie gewährte gern, und ein schuldloses Dankopfer war der Lohn für ihre Güte.

Velaß oder Voloß war der Beschützer der Heerden, und galt den Slaven für eine ihrer größten und wichtigsten Gottheiten. Man brachte ihm die Erstlinge zum Opfer, und der Gott war weder grausam noch unerbittlich. Ein Schwur beym Velaß wurde von den alten Slaven und Russen so heilig gehalten, als bey uns ein Schwur auf das Sakrament nicht immer beachtet wird. Uebrigens war es sehr natürlich, daß ein Volk, dessen größter Reichthum in seinen Heerden bestand, sich auch eine eigene Gottheit zum Beschützer derselben erwählen, und daß man diese Gottheit für außerordentlich wichtig halten, und wohl darauf sehen mußte, sie nicht zu beleidigen, oder wohl gar durch Meineid zu erzürnen; deshalb die Achtung und Ehrfurcht, welche man dem Nahmen dieses Gottes erwieß! —

Dagoda, der Zephyr der Alten, war ein angenehmer freundlicher Gott, der warme und heitere Tage schuf, durch angenehme und sanfte Winde die Erde abkühlte, und die Windstille in der Luft verbreitete; Pozrid hingegen, der Boreas, zeigte sich immer zornig und wild; im brausenden Sturm fuhr er einher und erschütterte die Erde; von der

Gewalt seines Athems wurden Ströme aus ihren Betten geschleudert, große Bäume niedergerissen, und Hütten zerschmettert; als ein furchtbarer, mächtiger Gott, stellte er sich dem Dagoda entgegen, vertrieb ihn aus seiner Herrschaft, und bemächtigte sich auf lange Zeit des Luftgebiets, bis er endlich zur Sommerszeit dem Dagoda wieder weichen mußte.

Danowie und Dukhi waren häusliche Gottheiten, freundliche beschützende Genien, die das Innere der Gebäude unter ihrer Aufsicht hatten, und es gegen die Anfälle des Feuers, des Wassers und des Windes in Schutz nahmen. Oft mußten sie freylich den mächtigern Gegnern weichen, allein, im Ganzen behaupteten sie doch ihre Stelle, und ließen sich nie ganz daraus verdrängen. In vielen Gegenden des russischen Reichs sind diese Hausgötter noch nicht bey den Landleuten aus der Mode gekommen; an einigen Oertern hat man sie in Heilige verwandelt, an andern aber verehrt man noch die alten Schutzgottheiten. Alle Schicksale, welche das Gebäude und die darin wohnenden Menschen betreffen, leitet man von ihrem Einfluß her, und zu ihrer Ehre erzählen sich die Bauern gegenseitig viele und große Handlungen, die sie in den, ihrem besondern Schutze anvertrauten, Gebäuden verrichtet haben sollen. Man lasse sie immerhin bey ihrem unschädlichen Glauben! Ist es Wahn, so ist es doch ein freundlicher Wahn! Ach, wenn wir alle noch einen beschützenden Genius

um uns hätten, so würde vielleicht manches Unglück weniger in der Welt seyn! Aber, wir, mit unsrer falschen Aufklärung, haben das Unheil vermehrt, und nichts dadurch gewonnen, als daß man uns Vertrauen auf die Gottheit nehmen, und uns den Launen eines bloßen Ungefährs Preis geben will, statt daß sich die Alten von freundlichen Genien umgeben glaubten, unter deren Schutze sie sich vollkommen sicher hielten. — Noch hatten die Slaven eine andere Art von Hausgöttern an den Schlangen, denen sie eine göttliche Ehrfurcht bewiesen, und ihnen Milch und Eyer zum Opfer brachten. Einem dieser Thiere auf irgend eine Weise Schaden zuzufügen, war strenge verboten, und oft wurde derjenige mit dem Tode bestraft, der freventlich eine Schlange getödtet hatte.

Die griechische Hekate, Mondgöttin, wurde bey den Slaven unter dem Nahmen Trigliwa oder Trigla, als eine Gottheit mit drey Köpfen verehrt. Dagegen beteten sie als Göttin der Jagd die Zenowia an, die von der Hekate abgesondert war, und durch Geschenke und Opferungen gewonnen wurde, ihren Segen zu einer glücklichen Jagd zu geben.

Der Traumgott Morpheus hieß bey den alten Slaven, Kikimora, und galt bey ihnen für eine furchtbare Gottheit. Er war nicht der freundliche Schlummergott der alten Römer, der das Unglück des Lebens dem Menschen vergessen macht, und

ihn einwiegt in beruhigende Träume; sondern der furchtbare Schreckensgott, welcher die bösartigsten Nachtgestalten aus ihren Schlupfwinkeln hervorzog, und die Gespenster auf die finstre Erde herabsendete, um die Menschen zu ängstigen. Die fürchterlichsten Träume waren sein Werk, und er fand ein eigenes Wohlgefallen daran, die Menschen zu beunruhigen.

Unter allen Völkern der Erde, die aus ihrer Kindheit noch nicht herausgegangen waren, wurde das Feuer als eine Gottheit verehrt, und es war auch wohl sehr natürlich, daß der Glanz und die Nutzbarkeit dieses reinen Elements, verbunden mit seiner verheerenden Kraft, die Menschen auf gewisse Weise zur Anbetung desselben zwingen mußte, um seine Gunst zu gewinnen, und seine Schreckniße von sich abzuwenden. Nur war der Opferdienst dieser Gottheit nicht überall gleich; unter etwas gebildeten, zu sanftern Gefühlen gestimmten Völkern begnügte man sich damit, diesem Elemente unschädliche Dinge, Pflanzen, höchstens einige Thiere zu opfern; bey wildern Nationen hingegen war die Opferung grausamer und schrecklicher. So opferten auch die Slaven dieser Gottheit die unglücklichen Gefangenen, welche der Krieg in ihre Gewalt gebracht hatte, und noch dazu geschahe dieses unter den abscheulichsten, grausamsten Cerimonien. Auch ein Theil der Beute, welche man den Feinden abgenommen hatte, wurde mit den Gefangenen zugleich der Gottheit geopfert. Uebri-

gens hatte diese Gottheit ihre eigenen Tempel, die ihr geheiligt waren; man fragte sie um Rath bey Krankheiten und andern wichtigen Vorfällen; und die Priester, deren Interesse von jeher und überall den Volksbetrug heiligte, gaben, im Nahmen des Gottes, unverständliche Antworten, die das verblendete Volk sich so gut als möglich auszulegen suchte, und die es mit voller Ueberzeugung für Ausspruch der Gottheit nahm. — Uebrigens hatte man zu Kiew noch einen andern Gott der Gesundheit; wenigstens glaubt man, daß dieß das Geschäfte des dort residirenden Gottes Khors oder Corcha gewesen sey, und dieser also bey den Slaven den Aeskulap der Römer bedeutet habe. Auch verehrte man in eben dieser Stadt den Oslad, als den Gott der Vergnügungen und der Gastmäler.

Nija war der Pluto der Römer, ein Gott des Unterreichs, der seine Herrschaft in der Hölle, und im Innern der Erde hatte, die verborgenen Schätze der Erde bewachte, und seinen Lieblingen von Zeit zu Zeit etwas davon zufließen ließ. Er wurde mit großer Unterwerfung verehrt, und durch Opfer zum Besten seiner Verehrer gestimmt.

Koliada war wieder eine sanfte, freundliche Gottheit, die dem Unglück des Krieges steuerte, und den Frieden auf der Erde zu verbreiten bemüht war. Unter seiner schützenden Aegide keimten die Saaten zu einer herrlichen Fülle, und die Heerden weideten

im Ueberflusse. Sein Fest wurde mit Vergnügungen aller Art, mit Schauspielen, Tänzen und Gastmälern begangen. Auch dieß war ein Vereinigungsfest, wo entzweyte Freunde sich versöhnten, und an den Altären der freundlichen Gottheit ihre Rache niederlegten. Der Nahme dieses Gottes wird noch an verschiedenen Orten Rußlands in Volksgesängen und in gewissen Spielen gehört. So haben sich die wohlthätigen Gottheiten des Alterthums weit länger im Andenken erhalten, als die grausamen, deren Nahmen man nicht mehr nennt! Der nehmliche Fall, wie mit den Menschen! Der Tyrann ist im Augenblicke seines Todes vergessen, sobald die Wunden zu bluten aufhören, die er geschlagen hat, statt daß der Nahme eines edlen Wohlthäters der Menschheit noch von der Nachwelt segnend genannt wird!

Den Neptun der Römer, den Gott des Meeres und der Gewässer, nannten die Slaven Tsar Morsky, den König des Meeres. Ihm setzten sie noch eine untergeordnete Wassergottheit an die Seite, den sie, Beschützer der Meere, Tschudo Morsky nannten. Allein, sie machten sich von demselben eine sehr schreckliche und widerliche Vorstellung. Das sieht man besonders aus einem alten Sprüchworte, das sich zum Theil noch erhalten hat, und worin von dieser Gottheit gesagt wird: „Du, der du weder Krebs noch Fisch bist, kriechender Meeresgott, du bist das Schrecken und das Scheusal der Sterblichen!“ —

Den römischen Plutus, den Gott des Reichthums, verehrten die Slaven unter dem Nahmen Daibog. Der Priap hatte zu Kiew seinen Tempel, und wurde Tur genannt. Der Grenzgott Tchour beschützte die bebauten Felder des Landmanns und vertheidigte die Grenzen. Riesen, unter dem Nahmen Voloti, befanden sich ebenfalls in der Mythologie der Slaven. Flora, die Göttin des Frühlings, wurde von den Slaven unter dem Nahmen Zimmlserla verehrt. Die Polkoni waren Ungeheuer, welche oben wie Menschen, und unten wie Pferde oder Hunde abgebildet, und sehr gefürchtet wurden.

Auch Nymphen, oder Untergottheiten der Gewässer und der Wälder, hatten die Slaven, und nannten sie Russalki. Sie bildeten diese Gottheiten äußerst liebenswürdig, und die Vorstellungen, welche sie sich davon machten, waren ganz geeignet, um die Phantasie zu erheben, und den Reiz der Sinne zu befriedigen. Es waren vollkommene jugendliche Gestalten, begabt mit allen Reizen körperlicher Schönheit. Oft vergnügten sich die Najaden an den Ufern der Seen und Flüsse, oder sie badeten sich im krystallhellen Wasser, schwammen auf der Oberfläche des Wassers umher, und enthüllten dem Auge des gierigen Lauschers ihre versteckten Reize, welche durch die fortdauernde Bewegung immer sichtbarer wurden, und seine ganze Lust entflammten. Zuweilen kämmten

sie

sie am Gestade ihre Haare von grüner Meeresfarbe, oder sie schaukelten sich auf den biegsamen Zweigen der Bäume in einer schnellen Bewegung; bald zeigten sie Zärtlichkeit und Grazie, bald wieder Ernst und Nachdenken, bald aber auch jugendlichen Muthwillen. Ihr Busen war mit einem leichten Tuche bedeckt, der Wind flatterte mit demselben hin und her, und enthüllte die Reize des schönen jungfräulichen Busens. Diesen liebenswürdigen Gottheiten wurden freundliche Opfer von allerley Kräutern und Früchten dargebracht. Man sieht hieraus, daß die Idee, welche sich die Slaven von ihren Russalki machten, der Mythe der Griechen und Römer von den Nymphen sehr ähnlich war. Dagegen aber entwarfen sie sich ein weit fürchterlicheres Bild von den Satyren, welche sie Lechii nannten, und als Götter der Wälder verehrten. Diese Wesen hatten oben nur die Gestalt der Menschen, unten aber waren sie den Böcken ähnlich; auch Hörner, Ohren und Bärte hatten sie von diesen Thieren entlehnt. Fast eben so bildete sich die Fabel der Griechen ihre Satyren; jetzt aber kommt die Abweichung. Die Slaven bildeten sich ihre Lechii von so sonderbarer Art, daß sie von ihnen behaupteten: wenn sie über die Gräser gingen, so erhoben sie sich nicht über dieselben, und schon das junge Gras war hoch genug, sie zu verstecken; durchwanderten sie hingegen die Wälder, so dehnten sie sich zu der Höhe der höchsten Bäume aus. Dabey er-

hoben sie ein furchtbares Geschrey, welches die ganze Gegend in Schrecken setzte, und Menschen und Thiere verscheuchte. Wer sich in ihre Nähe wagte, oder während ihres Aufenthalts durch die Wälder reiste, der wurde für seine Verwegenheit schrecklich gezüchtigt. Bald sahe er sich von diesen bösen Dämonen umringt, die ihn in ihre Mitte nahmen, und ihn mit Gewalt mit sich fortschleppten, wo er dann mit ihnen die Wanderung durch die Wälder bis zum Ende des Tages mitmachen mußte, und gegen die Nacht in ihre Höhlen geführt wurde, wo die Lechii ihr teuflisches Vergnügen darin fanden, ihn zu Tode zu kützeln. Es waren die schreckhaftesten Dämonen in der Mythologie der alten Slaven, und noch bis jetzt haben sich diese alten Sagen von den Lechen beym gemeinen Mann in Ansehen erhalten, und er fürchtet noch immer die Verfolgung dieser bösen Wesen. Uebrigens waren einzelne Stellen in den Wäldern irgend einer Gottheit ganz vorzüglich zum Aufenthalte geweiht, und diesen Heiligthümern mußte sich kein Frevler in einer bösartigen Absicht nahen, wenn er nicht die Verfolgung und den Haß der ganzen Nation auf sich ziehen wollte. Aber auch die übrigen Plätze in den Wäldern wurden so angesehen, als wären sie den Göttern gewidmet, wenigstens hielt man sie für den Lieblingsaufenthalt derselben, deshalb durfte darin durchaus kein Holz gefällt werden, ja, es war sogar bey Todesstrafe verboten, auch nur das

kleinste Thier darin zu tödten oder wegzunehmen. Die geringste Verletzung dieser durch das Vorurtheil geheiligten Holzungen, galt für Kirchenraub, und verdammte den Schuldigen zum Tode.

Auch die Flüsse wurden bey den Slaven göttlich verehrt; man hielt sie für Aufenthaltsörter der Wassergottheiten, und sie waren gegen jede Verletzung gesichert. Der Donn oder Tanais empfing besonders ihre Opfer und ihre Gelübde. Der größte Theil der alten slavischen Gesänge, die sich noch bis jetzt erhalten haben, fängt mit dem Worte Dunai an, welches den Nahmen des Donauflusses bedeutet. Aber unter allen Götterflüssen behauptete doch der Bog, der den Alten unter dem Nahmen Hippanis bekannt war, den ersten und vorzüglichsten Rang. Seine Wasser waren der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung; man näherte sich seinem Gestade nicht anders, als mit einem heiligen, ehrfurchtsvollen Schauder; und nur mit Erlaubniß der Priester wurde das heilige Wasser geschöpft, indem man sich scheute, ihn durch Profanation zu entweihen.

Diese Verehrung der Gewässer war bey allen slavischen Völkerschaften ganz allgemeiner Gebrauch. Die, welche auf der Insel Rügen wohnten, vergötterten den See Studenet, der in einem dicken Walde lag, dessen Dunkelheit schon allein gemacht war, die Seele mit heiligem Schauder zu erfüllen. Hier wurde der Flußgott angebetet, und empfing die

Opferungen seiner Gläubigen. Der See war mit einer außerordentlichen Menge von Fischen angefüllt, doch wagte es keiner, daselbst zu fischen, aus Furcht, den Zorn der Gottheit zu reizen. Und so blieben die Geschenke der Natur aus blindem Aberglauben ungenutzt, und man beraubte sich selbst der reichhaltigsten Gaben. Man brachte diesem Gewässer an seinem Gestade Opfer, man kniete ehrfurchtsvoll vor ihm nieder, und man schöpfte nicht anders, als unter den eifrigsten Gebeten. Das Fest dieses Gottes fiel im Frühlinge ein, gerade um die Zeit, da er gewöhnlich aufzuthauen pflegte, und dann wurde dasselbe mit allen nur möglichen Feyerlichkeiten begangen. Aber auch hier waren die Opfer blutig und grausam, mit großen Cerimonien wurden Menschen darin versenkt, die zum Opfer durch das Loos bestimmt waren; ja der rasende Enthusiasmus ging so weit, daß viele, von einem heiligen Eifer beseelt, mit ungemeiner Eile hinliefen, sich mit lautem Jubelgeschrey in den See hinab stürzten, und so freywillig das Opfer ihres frommen Wahnes wurden.

Es ist eine sehr natürliche Neigung der Menschen, in jene dunkle Nacht einzudringen, welche die Zukunft vor unsern Blicken verbirgt, und den Vorhang wegzuziehen, den eine weise Gottheit wohl überlegt über unsre künftigen Lebensschicksale warf. Selbst unter den gebildetesten Nationen findet man noch immer Spuren dieses alten Wahns, der die Möglich-

keit, die Zukunft zu erforschen, bestätigt, und aller Philosophie zum Troz glaubt man noch häufig bey uns an Kartenkünste, an Kaffee- und Zigeunerweissagungen, so sehr man auch diese Geheimnisse lächerlich gemacht hat. Wer verdenkt es also wohl den rohen ungebildeten Slaven, daß auch sie viel auf Divinationsgabe hielten, und verschiedene Arten kannten, um die Zukunft zu entdecken? Gewöhnlich warf man Ringe oder Cirkel, welche auf einer Seite schwarz, auf der andern weiß waren, in die Höhe. Kehrte sich die weiße Seite nach oben, so galt dieß als eine Vorbedeutung, daß das projektirte Unternehmen einen glücklichen Fortgang gewinnen würde; zeigte sich aber die schwarze Seite oben, so galt das für eine Warnung, daß man das ganze Unternehmen entweder ganz einstellen sollte, oder daß man wenigstens einen nur sehr mittelmäßigen Ausgang der Sache zu erwarten hatte. Bey wichtigen Unternehmungen richtete man sich auch nach dem Fluge der Vögel. Die Streitigkeiten der Thiere unter einander, und ihr verschiedenes Geschrey hatten täglich ihre Vorbedeutungen. Auch der Zug des Feuers und des Rauchs, der Lauf der Gewässer, ihre Wellen und ihr Schaum wurden zu Rathe gezogen.

Ein großer Theil der slavischen Nationen begrub ihre Todten in die Erde; und zwar wurde der Leichnam in einem Graben versenkt, und um ihn her errichtete man eine kleine Mauer von Erde. Dieser

Sandhaufen war der allgemeine Sammelplatz der Freunde und Verwandten des Verstorbenen, und hier wurde die sogenannte Trizna gefeyert. Dieß war ein eigentliches Todtenmahl, mit religiösen Cerimonien, aber auch mit glänzender Pracht verbunden. Es wurde jedesmal gefeyert, wenn es die Witterung erlaubte, das heißt, wenn die Jahreszeit so beschaffen war, daß nicht etwan der allzustarke Winter ein Hinderniß in den Weg legte. Wenn diese Leichenfeste zu Ehren ihrer Fürsten, oder anderer großen berühmten Personen angestellt wurden, so hatte man dabey die barbarische Gewohnheit, daß man dem Verstorbenen zu Ehren, Kriegsgefangene und Pferde opferte. Einige slavische Völker verbrannten auch ihre Todten, statt sie zu beerdigen. In diesem Falle fing man denn mit dem Gastmale an, verbrannte nachher den Leichnam, sammelte sorgfältig die Asche und die Knochen, welche nicht ganz vom Feuer verzehrt waren, und verschloß alles in einer Urne, welche man auf eine Säule in der Nähe des Wohnorts setzte.

So mit Wahn, Irrthum, Grausamkeit und Liebenswürdigkeit vermischt, war die Religion der alten russischen Slaven unter den ersten Beherrschern dieses Reichs. Aber unter ihrer Herrschaft lebten auch andere Völker, die noch andere besondere Gottheiten neben den Nationalgöttern verehrten. Diese erkannten z. B. einen starken Gott, Sollnybog oder

Krepkybog, wie sie ihn nannten. Sie gaben ihm eine menschliche Gestalt, in der rechten Hand eine Lanze, und in der linken eine silberne Kugel. Zu seinen Füßen lagen Köpfe von Menschen und Löwen. Eigentlich dachte man sich unter dieser Gottheit den Kriegsgott. — Außerdem hatte man auch noch eine weibliche Gottheit, die man Soletoja Baba nannte, und unter der man sich wahrscheinlich die Mutter der Götter vorstellte. Wie die Isis der Aegypter, hielt sie in den Armen einen Knaben, den man ihren kleinen Sohn nannte; also eine Art von Marienbild. Ihre Statue war stark vergoldet, und um sie her lag eine große Anzahl musikalischer Instrumente, welche im Tempel einen großen Lärm verursachten. Diese Gottheit stand in dem Rufe einer besondern Wunderkraft, daher durfte man sich ihren Altären auch nie ohne Geschenke nähern; diejenigen, welche nichts hatten, rissen ein Stück von ihrer Kleidung ab, um der Gottheit ihre Ehrfurcht zu beweisen, und tief zur Erde gebückt, brachten sie ihre Bitten vor.

Die Slaven auf der Insel Rügen unterschieden sich von ihren übrigen Landsleuten noch durch besondere Gottheiten, die ihnen ganz eigenthümlich waren. Der Erste und Wichtigste von diesen war Swiatowid oder Swetowid, der Gott der Sonne und des Krieges. Sein Tempel befand sich auf der Insel Rügen, in der Stadt Akron. Alle

Jahre kamen daselbst eine ungeheure Menge von Menschen beyderley Geschlechts zusammen, und brachten dem Gotte ihre Geschenke und Opferungen dar. Seine Statue war von riesenmäßiger Größe, und aus einem sehr harten Holz gearbeitet. Er hatte vier Gesichter, vermuthlich, um die vier Jahreszeiten dadurch anzuzeigen. Das Bild hatte keinen Bart, seine Haare waren nach der Mode der Rügischen Slaven geflochten, und seine Kleidung war kurz. In der rechten Hand hielt er einen Bogen, und in der linken ein Horn von Metall. An seiner Hüfte hing ein langes Schwerdt in einer silbernen Scheide; an der Seite lag Sattel und Zaum von ungewöhnlicher Größe. Die Statue stand in der Mitte einer Kapelle, die mitten im Tempel erbaut war. Von jeder Seite war dieß Heiligthum mit einem Vorhange von reichem Zeuge bedeckt. An dem Feste, das dieser Gottheit zu Ehren gefeyert wurde, hatte nur der Priester allein, der bestimmt war, dem Volke den Willen des Gottes zu verkünden, die Erlaubniß, sich dem Allerheiligsten zu nähern. Er trat in dasselbe mit einer ungemeinen Ehrfurcht, und so lange er sich darin befand, hielt er sorgfältig den Athem zurück. Um nicht zu ersticken, lief er zuweilen an die Oeffnung zurück, steckte den Kopf heraus, und hauchte frische Luft ein. Das Horn, welches der Gott in der Hand hielt, wurde alle Jahre wieder vom Priester mit frischem Wein angefüllt. Dieß geschah mit

besondern Cerimonien. Der Wein blieb in dem Horne bis auf das folgende Jahr. Ein weißes Pferd war dieser Gottheit geheiligt, und keinem als dem Priester war es erlaubt, dasselbe zu besteigen. Die Einwohner der Stadt Akron standen in dem Wahn, daß Swetowid zuweilen dieses Pferd selbst ritt, um gegen ihre Feinde zu streiten. Zum Beweise, wenn dieses geschehen war, nahm man an, wenn dieses Pferd, welches den Abend vorher sorgfältig gereinigt, und an die Krippe befestigt war, den Morgen darauf mit Schweiß und Koth bedeckt dastand. Bey solcher Gelegenheit sprach ein jeder von der großen Begebenheit, und behauptete: der Gott habe eine große Reise zum Besten der Nation gemacht! Daß das Ganze wohl Priesterbetrug seyn könnte, der dieses heilige Thier während der Nacht zu irgend einer Absicht benutzt habe, daran dachte Niemand. Am Schlusse eines jeden Jahres begab sich das Volk in großen Karavanen zu dem Tempel, um daselbst ein glänzendes Fest zu feyern. Den Abend vor dem Feste mußte der Priester mit eigner Hand den Tempel fegen und reinigen. Den folgenden Morgen nahm er das Horn aus der Hand des Gottes, betrachtete den Wein, den er im vorigen Jahre hinein gegossen hatte, und verkündete aus demselben die größere oder geringere Fruchtbarkeit des kommenden Jahres. War nur wenig Wein verdunstet, so konnte man Ueberfluß erwarten; war aber der Weinverlust beträcht-

lich, so mußten sie sich auf eine schlechte Erndte bereiten. Nach dieser Verkündigung goß der Priester den Wein zu den Füßen des Bildes aus, und füllte das Horn von neuem. Dann trank er aus dem Horn auf die Gesundheit des Gottes, und bat, im Nahmen des Volks, um Ueberfluß, Reichthum und Sieg. Sodann füllte er das Horn noch einmal, und gab es dem Bilde in die Hand. Nach Endigung dieser Cerimonie wurde der Gott um die kriegerischen Fortschritte befragt, die man in diesem Jahre zu erwarten hatte, und man bestimmte sein Pferd zur Ertheilung der Antworten. Man stellte nehmlich eine Anzahl Lanzen nach einer vorgeschriebenen Ordnung, und zu einer bestimmten Höhe hin. Je nachdem nun das Pferd über diese verschieden gestellten Lanzen weg sprang, je nachdem entschied man die künftigen Kriegsvorfälle, und bestimmte, ob dieselben glücklich oder unglücklich ablaufen würden. Nachdem auch diese Prophezeyungen beendigt waren, nahmen die Opfer ihren Anfang, und diese waren gewöhnlich blutig und grausam. Zuweilen, aber nur selten, begnügte sich der Gott mit der Opferung der Thiere. Wenn aber der blutdürstige Priester versicherte, daß andere Opfer dem Gott angenehmer, und besonders Menschenblut ihm wohlgefällig wäre, dann eilte man mit fanatischem Eifer fort, und schleppte die Kriegsgefangenen herbey. Diese Unglücklichen waren zu diesem blutigen Akt mit allen ihren Waf-

fen geschmückt, und ritten auf Pferden, wie am Tage der Schlacht. Die Beine der Pferde, auf welchen die Reiter befestigt waren, wurden an vier Pfähle gebunden, so, daß sie sich nicht rühren konnten; und nun legte man auf beyden Seiten Holz hin, und zündete es langsam an; und so wurden diese erbärmlichen Schlachtopfer des Fanatismus und des Wahns nur langsam von den Flammen verzehrt und zu Tode gemartert. Nach Beendigung dieser barbarischen Cerimonie brachte man eine große runde Pastete von Mehl und Honig, deren Rand so erhaben war, daß sich ein Mensch darunter verbergen konnte. Wirklich kroch auch der Priester hinein, und fragte die Umstehenden mit hohler Stimme: ob sie ihn sehen könnten? worauf die ganze Versammlung mit Nein antwortete. Nun wandte er sich auf die Seite des Bildes, und bat Gott, seinem Volke die Schicksale des künftigen Jahres bekannt zu machen. Alsdann segnete er die Umstehenden ein, und ersuchte sie, sich den Freuden der Tafel zu überlassen. Nunmehr nahm also der Schmaus seinen Anfang, welcher einen wesentlichen Theil des Festes ausmachte. Der Rest des Tages wurde mit Essen und Trinken hingebracht, man sang frohe Lieder, und war lustig und guter Dinge, und derjenige wurde für eine Art von Gotteslästerer gehalten, der nicht ganz berauscht die Gesellschaft verließ. Uebrigens wurde in dem Tempel des Swetowid der dritte Theil

aller Beute niedergelegt, die man den Feinden abgenommen hatte. Auch bestimmte man ihm jedes Jahr 300 Kriegsgefangene. Diese Beute wurde den Händen des Priesters anvertraut, der sie in den Schatz niederlegte; und diesen Schatz raubten die Dänen, als sie Akron eroberten, den Tempel des Swetowids zerstörten, und die Götzenbilder zertrümmerten und verbrannten. Nächst den Rügischen Slaven haben auch die Böhmen eine große Ehrfurcht für den Swetowid geäußert, und sie bezeigten ihm dieselbe auch noch zum Theil dann, als sie schon zum Christenthum übergetreten waren. Nach dem Swetowid wurde am meisten verehrt, Prono. Er stand auf einer hohen Eiche, und rings um ihn her sahe man Bilder mit zwey, drey, auch noch mehreren Gesichtern. Auch seine Altäre rauchten von Menschenblut, wie Menschenopfer überhaupt unter diesen Völkern im Gebrauch gewesen sind. Sogar die sanfte, wohlthuende Göttin Sewa, unter deren Obhut alle Feldfrüchte standen, foderte Menschenopfer. Sie wurde abgebildet, als ein junges nackendes Weib, deren Haare bis aufs Knie herabhingen, und die in der rechten Hand einen Apfel, und in der linken eine Art von Weintraube hielt. Noch gab es einige slavische Völker, welche einen weißen und einen schwarzen Gott verehrten. Der Bielibog war der Oromazes der Perser, der Ursprung alles Guten, dessen Bild mit Blut beschmutzt, und mit Fliegen be-

deckt war, und der durch Vergnügungen, Schauspiele und andere Feste verehrt wurde. Der Tchornibog hingegen war der Arimanes, der Urheber des Bösen, der sich nur durch Blutopfer versöhnen ließ, und an den man seine Gebete nie anders als mit einer klagenden und wehmüthigen Stimme richtete.

Neunter Brief.

Der Nahme Rußland, unter dem wir dieses Reich gegenwärtig kennen, war den Alten ganz unbekannt; man weiß die Zeit auch nicht anzugeben, wann dieser Nahme aufgekommen ist. Eigentlich ist dieses Reich erst seit Peter dem Großen mit dem übrigen Europa in nähere Verbindung gekommen; vorher hatte man nur eine dunkle Nachricht von seiner Existenz, so wie von der Macht und Ausdehnung dieses Landes, und man nannte es nur nach dem Nahmen der Hauptstadt, das Moskowitische Reich. Peter der Große, der mit einem festen entschlossenen Willen, ungewöhnliche Eigenschaften und seltne Talente verband, war eigentlich der Schöpfer des neuen Europäischen Staates Rußland; denn bisher hatte man das ganze Reich mehr asiatisch betrachtet. Die große Reform, die er seinem Erbreiche gab, machte ganz Europa auf diesen nordischen Koloß aufmerksam, und mit Gewalt drang er sich in

die Reihe der Europäischen Staaten ein. Rußland bekam von nun an Einfluß in die Staatshandel des ganzen Welttheils, und oft war seine Stimme entscheidend. Man staunte das Genie seiner großen Regenten an, man wußte es sich nicht zu erklären, wie die bisher fast ganz unbekannten Moskowiter sich so plötzlich erhoben hatten. Die frühere Geschichte dieses Volks lag in der Dunkelheit, nur oberflächliche Data wußte man davon anzugeben, bis das Bedürfniß eine nähere Untersuchung foderte. Und da erfuhr man denn nun zu seinem Staunen: „dieß „unbekannte Reich erhob sich schon frühe über die „gleichzeitigen Staaten Europens, durch seinen Han„del, durch seine Reichthümer, durch seine Macht; „es hatte Regenten, die, als Helden oder Tyrannen „auftraten, Männer, welche dem Reiche eine feste, „bestimmte Konsistenz gaben; nur die Unwissenheit „und Vorliebe mehrerer Fürsten schwächten das Reich „durch Theilungen, und gaben Brüdern gegen Brü„der die Waffen in die Hand. In diesen entschei„denden Augenblicken erschienen die Generale des „Dschinghiskhans, überschwemmten mit ihren „Horden das Land, und brachten es fast ganz zur „völligen Unbedeutsamkeit herab; bis endlich das „große Genie einiger Regenten, nach einer langen „Sklaverey, das Vaterland wieder von dem Joche „befreyte, und ihm eine neue Existenz gab; aber „Unruhen, Thronenräubereyen und andere Schreck-

„nisse erschöpften die Kräfte des Staats von neuem, „bis es endlich seine letzten Kräfte zusammen nahm, „sich über sein Elend erhob, und, von einigen großen „Regenten gerettet, seinen Feinden furchtbar, und „dem ganzen Europa bemerkbar wurde.“ — Sehen Sie, mein Freund, dieß ist die kurze Geschichte des russischen Reichs im Auszuge! Lassen Sie uns jetzt sehen, durch welche Kräfte und Umstände das alles bewirkt wurde, und wie das zusammen hing! Der Beobachter findet in dieser Geschichte viel Stoff zum Nachdenken; jedes Reich hat seine Revolutionen erlebt; aber fürchterlicher ist wohl kein Land heimgesucht worden, als Rußland, und es ist wirklich zu bewundern, wie dieses Reich, bey allen den Schrecknissen, von denen es umgeben war, sich erhalten, und sich plötzlich zu einer so hohen Stufe der Macht und des Ansehens erheben konnte, wie wir es heut zu Tage erblicken.

Ich habe Ihnen, mein Freund, schon im vorigen Briefe, einige der alten russischen und slavischen Nationen genannt, welche die Gegenden bewohnten, die wir gegenwärtig unter dem Nahmen Rußland begreifen. Noch sind indessen einige nachzuholen, weil ihre Nahmen in der Geschichte selbst zu häufig vorkommen, als daß wir sie ganz übergehen könnten. Zum Verständniß des Ganzen ist es nothwendig, daß wir bey diesen barbarischen Nahmen noch einen Augenblick verweilen. Genannt sind oben: die eigentli-

chen

chen Slaven am Illmensee, und in der umliegenden Gegend, die Lechen, an den Ufern der Weichsel, die Vollhynier, im heutigen Vollhynien und Podolien, die Polianen am Dnepper, die Polowczer an der Palota, die Dreguizen, zwischen der Düna und der Prczipet, die Severier, längst der Desna und Sula, und die Drevlier, in den Wäldern des Dnepers. Der Etatsrath Müller, in seiner Sammlung russischer Geschichten, nennt: die Krwizen, an den Quellen der Wolga, der Düna und des Dneppers, in der Gegend von Smolensko, und später, auch weiter nach Norden hinauf. Die Wessanen, in der Gegend von Bielo Ozero, die Merauen, in den Gegenden von Rostow und des Klechzinsees, die Czeremissen, Morduinen, Muronen, und andere, die aber in der Sprache von den Slaven abwichen, in den Gegenden der Okka und der Wolga. Die Kazaren oder Kozaren, welche nachher den Nahmen der Bulgaren annahmen, und ein eignes Königreich stifteten, das den Russen zinnspflichtig war, und in der Folge ganz mit Rußland vereinigt wurde, werden uns in den Traditionen, als die Väter der slavischen Nationen in Rußland genannt. Als gefährliche Feinde der Russen werden uns die Ugern, die Obren und die Petscheneger genannt, welche ihre Wohnsitze an der Donau verließen, und

Rußland sehr häufig heimsuchten, wo sie denn einen fürchterlichen Unfug trieben, und besonders die Weiber unmenschlich mißhandelten. Die Einwohner von Radom, am Flusse Soschan, und die von Wiätka, an der Okka, sollen von zwey Brüdern, Radom und Waetko abstammen, welche von Lechischer Abkunft gewesen, und in diesen Gegenden sich niedergelassen haben sollen. Ein Theil von ihnen ging hernach bis an den Bug hinab und erhielten den Nahmen, Lutizier und Tiberzier, worauf sie sich längst dem Dnepper, bis an das schwarze Meer ausgebreitet haben sollen. Alle diese Völker, besonders die Drevlier führten eine wilde rohe Lebensart. Ohne sich weiter darum zu bekümmern, ermordeten sie Freunde und Fremde, trieben Sodomiterey, und allerhand verbotene Lust, aßen allerley wilde Thiere ohne Unterschied, waren ausschweifend bey Tanz und Spiel, trieben Polygamie, verbrannten ihre Todten, und setzten ihre Asche in kleinen Urnen an der Heerstraße aus.

Nach einer alten Sage, soll die Gründung der beyden ältesten Stadte, Kiew und Nowgorod, schon im fünften Jahrhundert geschehen seyn. Nach eben dieser Sage sollen es drey Brüder, Kii, Tschek und Choriv, und eine Schwester Libed gewesen seyn, welche zuerst die Gegenden an der Weichsel, an der Düna und am Dnepper angebaut haben sollen. Wer diese Leute eigentlich gewesen, ist ganz

unbestimmt; einige halten sie für gebohrne Fürsten, andere für bloße Privatpersonen. Dem sey indeß, wie ihm wolle; genug, es ist einmal angenommen, daß sie die Gründer des russischen Reichs gewesen sind, und Kii soll die Stadt Kiew erbaut haben. Ueberhaupt hat man von diesem Kii sehr viele ruhmvolle Sagen. So behaupten die alten russischen Chroniken, daß dieser Held schon Kriege mit den Griechen geführt, und in einem derselben seine siegreichen Waffen bis nach Konstantinopel verbreitet haben soll, worauf er den griechischen Kaiser zwang, ihm einen vortheilhaften Frieden zu gestatten. Die Zeit dieser Heldenthat ist indeß nicht angegeben, und in den Jahrbüchern des griechischen Reichs findet man keine Spur weder von diesen Kriegen, noch von diesem Frieden. Auch erzählen eben diese Chroniken, Kii sey, nach einem Kriege gegen die Griechen, auch gegen die Bulgaren gezogen, habe an den Ufern der Donau eine Stadt erbaut, die lange Zeit seinen Nahmen geführt, und die er sogar befestigt haben soll, um die Einfälle der benachbarten räuberischen Völker abzuhalten; allein, dieß alles sind Nachrichten, die sich in der Dunkelheit des Zeitalters verlieren, mithin kann man darüber nie eine bestimmte Gewißheit erhalten, ohnerachtet man auch eben gerade keinen wichtigen Grund hat, diese Sagen ganz zu verwerfen.

Ob Kii übrigens schon ein ganz ordentliches

Reich gegründet, und es seinen Nachfolgern wohlgeordnet hinterlassen habe, oder, ob er nur lebenslänglich regiert, und mit seinem Tode auch sein Ansehen verlohren habe, das alles liegt in der Dunkelheit des Zeitalters begraben. Wenigstens weiß man nicht, wer ihm gefolgt ist, und wie lange seine Nachkommen das Reich beherrscht haben. Wahrscheinlich ist es, daß sie bald von andern Usurpatoren verdrängt worden sind; denn die Chroniken sprechen bald darauf von einem ganz andern Volke, das bis auf das Jahr 851 in diesen Gegenden die Herrschaft geführt haben soll. In dieser Zeit erwähnen die Byzantinischen Jahrbücher einer Streiferey, welche die Russen bis nach Konstantinopel gewagt haben sollen; und das ganze Unternehmen schreibt man den Einwohnern von Kiew zu. Als Anführer bey diesem Zuge nennt uns die Geschichte den tapfern Oskhold, einen der muthigsten und besten Regenten des damaligen Kiewschen Staats. Die Veranlassung dazu gab die Rüstung Kaiser Michaels des Dritten gegen die Sarazenen. Oskhold, der den Griechen nicht wohl wollte, benutzte die Gelegenheit, da sich der Kaiser von seiner Hauptstadt entfernt hatte, und drang mit 200 Schiffen in das Herz der griechischen Staaten ein. Michael erfuhr auf seinem Zuge, von Konstantinopel aus, die traurige Nachricht von dem Ueberfalle der Russen, und sahe sich dadurch zur Rückkehr genöthigt. Unterdessen hatten die Rus-

sen schon die Ufer des schwarzen Meeres und des thrazischen Bosphorus mit Feuer und Schwerdt verwüstet, und alle Einwohner niedergemacht. Durch Grausamkeit bezeichneten sie schon damals, wie gegenwärtig unter Suwarow und Potemkin ihren Weg. Die feindliche Flotte näherte sich dem Hafen von Konstantinopel, und verbreitete Furcht und Schrecken in der Hauptstadt. Von allen Seiten bedroht, hatte der Kaiser nicht einmal den Muth, sich mit seinen Schaaren den Feinden entgegen zu stellen. Er that nicht das Geringste von dem, was die Pflicht von einem tapfern Regenten fodert, er zeigte sich vielmehr so feige, so muthlos, daß er gewiß den Russen kein großes Hinderniß in den Weg gestellt hätte, wenn sie die Gelegenheit benutzt, und die Hauptstadt erobert hätten. Statt den Muth seiner Unterthanen zu erheben, schlug er ihn vielmehr durch sein feiges Benehmen ganz nieder. Konstantinopel zitterte, und der frömmelnde Kaiser hatte sich mit dem Patriarchen in sein Kabinet eingeschlossen und betete. Nicht durch seinen Arm, sondern durch Gebet und Wunder wollte er die Russen zurück treiben. Zu dem Ende begab er sich am folgenden Morgen mit dem Patriarchen in eine Gegend des Meeres, wo eine Statue der heiligen Jungfrau stand, die in dem Geruch einer besondern Wundergabe war, und beyde wuschen daselbst ihre Kleider unter einem fortdauernden Gebet. Glücklicherweise legte sich die

Natur selbst ins Mittel, und rettete die feigen Griechen. Ein Sturm zerstreute die feindlichen Schiffe, und der abergläubische Kaiser rief: Wunder! und das ganze Volk rief es mit ihm. Oskhold selbst scheint nicht frey von diesem Wahne gewesen zu seyn; wenigstens kann man sich seinen schnellen Entschluß nicht recht gut, anders erklären. Er schloß nicht allein sogleich den Frieden ab, sondern ließ sich sogar auf der Stelle taufen, und kehrte als ein neuer Christ nach Kiew zurück.

Fast zu gleicher Zeit mit Kiew wurde an den Ufern der Wolchowa, in der Nähe des Illmensees, eine andere Stadt erbaut, der man den Nahmen Nowgorod, neue Stadt, beylegte, weil sie auf den Ruinen einer alten Stadt, wahrscheinlich des alten Slavensk angelegt wurde. Lange Zeit war dieß eine der wichtigsten und reichsten Städte in ganz Rußland, der wichtigste Aufenthaltsort der russischen Slaven. Ihre vortheilhafte Lage war für den Handel sowohl als wie für mehrere andere Gewerbe äußerst bequem; und die Verfassung, welche sich die Einwohner gaben, sicherte ihnen ihre Freyheit. Es war nicht die Freyheit der deutschen Reichsstädte, die unter der abscheulichsten Aristokratie schmachten, und deren Verfassung den Nahmen der Freyheit entehrt; es wur eine völlig demokratische Republik. Slavensk, welches, wenn es existirt hat, wahrscheinlich auf der nehmlichen Stelle stand,

wo Nowgorod erbaut wurde, hatte das Unglück gehabt, mehrmals durch Krieg und ansteckende Seuchen verwüstet zu werden, so, daß der Rest der Einwohner endlich genöthiget wurde, alle ihre Habseligkeiten mitzunehmen, die ganze Gegend zu verlassen, und sich an die Ufer der Donau zurückzuziehen. Seitdem blieb die Stadt verödet, bis es den Russen endlich im fünften Jahrhunderte wieder einfiel, eine neue Stadt auf die Trümmer der alten zu erbauen, und sie zu einer eignen Republik zu machen.

Die Geschichte dieser Republik ist indeß bis ins neunte Jahrhundert hinein, völlig dunkel. Eine große und zum Theil mächtige Handelsstadt ist Nowgorod immer gewesen; das ist aus mehreren Nachrichten zu ersehen, die man darüber hin und wieder auffammeln kann. Die Einwohner hatten sich gleich Anfangs das Verkehr mit den Völkern an beyden Ufern des Baltischen Meeres gesichert, und gewannen dadurch ungemein viel. Auch sagt der Kaiser Konstantin Porphyrogenetus, daß die Bewohner von Nowgorod einen sehr ansehnlichen Handel nach Konstantinopel trieben. Das Hauptverkehr in Nowgorod bestand wohl wahrscheinlich schon damals aus den nehmlichen Produkten, die man noch heut zu Tage aus jenen Gegenden ausführt, namentlich aus Sklaven, Peltereyen, eingesalzenen Fischen, allerley Wild, Honig, Wachs, vielleicht auch schon Salz. Eben so bestand auch wohl ihre Einfuhr wahr-

scheinlich in Weinen, Tüchern und andern Wollen- und Seidenwaaren; denn der Handel hatte die Einwohner bald mit den Produkten des Auslandes, und mit den Bedürfnissen des Luxus bekannt gemacht, und ihr zunehmender Reichthum machte diese Bedürfnisse auch für sie nothwendig.

Mit dem vermehrten Reichthum nahm auch die Macht der Einwohner von Nowgorod zu. Sie unterwarfen sich die benachbarten Völker, und zwangen sie zur Erlegung eines jährlichen Tributs. Das Gebiet der Stadt erweiterte sich immer mehr, und machte bald ein ansehnliches Reich aus. Die Regierungsverfassung blieb anfangs rein demokratisch, aber endlich errangen sich die Reichen eine gewisse Obergewalt, und rissen den größten Theil des Regiments an sich. Das verursachte Streitigkeiten und Zwiespalt unter den Bürgern; mehr als ein Mann stand in Nowgorod auf, der die Herrschaft auf eine Zeitlang usurpirte, aber allemal seine Gegner fand, welche nur die Gelegenheit zu seinem Sturze abwarteten. Dadurch aber ward die Verwirrung immer allgemeiner, und der innere Zwist griff immer weiter um sich. Das Wohl des Vaterlandes ward aus den Augen gerückt, und Parteyen wütheten gegen Parteyen. Diese Fehden benutzten die unterworfenen Völker, und machten sich zum Theil von Nowgorod unabhängig. Jetzt traten auch die Waräger als Feinde auf, von denen man eigentlich nicht weiß,

woher sie stammen und was ihr Nahme bedeutet. Allgemein denkt man sich unter diesen Leuten, Anwohner der Ostsee, von ursprünglich gothischer Abkunft, doch aus verschiedenen Stämmen. Diese muthigen und tapfern Völker, die an Krieg und Fehden gewöhnt waren, benutzten die Verwirrungen in Nowgorod, und überzogen die Republik mit Krieg. Zwar vertheidigten sich die Einwohner, aber Verrätherey und Privathaß verhinderten die gute Sache; die Waräger siegten, unterwarfen sich die Republik, und zwangen sie zur Tributsverpflichtung. Eine Zeitlang trugen die Nowgoroder das ihnen aufgeworfene Joch; aber endlich waren sie desselben überdrüssig. Die Erinnerung an ihre vormalige Größe gab ihnen ihren alten Muth wieder; entschlossen widersetzten sie sich zur Bezahlung des Tributs; mit kühner Festigkeit warfen sie die Ketten von sich, und machten sich von neuem frey. Allein, kaum war dieser große Schlag geschehen, so fingen auch die innern Streitigkeiten wieder an. Schrecklicher als jemals wütheten die reichen Familien jetzt gegen einander, und beneideten sich gegenseitig ihr Ansehen. Gewaltthaten folgten auf Gewaltthaten, eine Treulosigkeit verdrängte die andere, mit rasendem Grimm mordete man sich gegenseitig. Auf den Straßen floß schuldloses Bürgerblut; statt der ehemaligen milden Verfassung herrschte jetzt eine wilde, zügellose Anarchie; Regent war, wer sich Anhang zu verschaffen wußte;

die Gesetze wurden nicht geachtet; man dünkte sich frey, indeß man an Sklavenfesseln angeschmiedet war. Diese Anarchie konnte nicht lange dauern, sie mußte am Ende einer bessern, zweckmäßigern Verfassung wieder Platz machen. Die Patrioten, die des Greuels müde waren, traten zusammen und berathschlagten mit einander über den Zustand der Republik. Das Resultat fiel dahin aus: daß es das einzige Surrogat für die verlohrne Freyheit sey, sich, unter eingeschränkten Bedingungen, einen Beherrscher zu wählen. Um indessen jede neue Streitigkeit zu verhindern, wandte man sich an die schwedischen Waräger, und ersuchte sie um einen Helden aus ihrer Nation, dem man die Herrschaft über die Republik übertragen wolle. Ganz freywillig geschahe dieser Schritt wahrlich nicht; denn, welcher Patriot wird die Zügel der Herrschaft einem Fremden übergeben, so lange es noch unter seinem Volke Männer von Kopf und Herz giebt? — Ein Fremder bleibt immer mehr Egoist, als ein Eingebohrner, der sein Vaterland liebt; er wird immer weniger dem Vaterlande opfern, als seiner Ruhmbegierde; er mag eine Maske annehmen, welche er immer will, er ist wenigstens kein Republikaner von Grundsätzen! — Indessen war der Schritt, den man in Nowgorod that, nothwendig, um dem anarchischen Unwesen ein Ende zu machen! Nur traurig, daß die Menschen in ihren Wünschen so unersattlich sind, daß sie nicht damit zufrie-

den sind, was die Nation ihnen freywillig giebt, sondern immer mehr an sich reißen, daß Ruhmbegierde und Herrschsucht die Vaterlandsliebe ganz aus den Augen setzen! — So ging es auch in Nowgorod!

Die Waräger wohnten auf beyden Seiten des Baltischen Meeres, und trieben Seeräubereyen. Dieß Gewerbe galt damals für ehrenvoll, weil es Muth erforderte; und Muth war das Haupterforderniß eines Mannes, der sich in den damaligen Zeiten auszeichnen wollte — versteht sich, persönlicher Muth, nicht Muth hinter den Kanonen, und umgeben von einer zahllosen Armee! Fürsten selbst schifften sich an der Spitze ihrer Völker ein, und beunruhigten die Meere. Die Normänner, das tapferste Volk des Nordens, waren Seeräuber. Uebrigens waren die Waräger selbst aus Schweden, Normännern, Engländern und Russen zusammen gesetzt.

Uebrigens machen die alten Schriftsteller einen Unterschied zwischen den russischen Slaven, und den eigentlichen Russen. Konstantin Porphyrogenetus nennt die Einwohner von Nowgorod, Slaven, und die von Kiew, Russen. Gewiß ist es wenigstens, daß die beyden letzten Fürsten von Kiew, Oskhold und Dir, durchaus nicht von Slavischer Abkunft gewesen sind. Da zu gleicher Zeit mit der Gründung von Kiew, auch die Hunnen ihre furchtbare Wanderung anfingen, die Alanen von den Ufern

des Dons verdrängten, und sich weiter über das Abendland ausbreiteten, so kann es wohl möglich seyn, daß einige Hunnische Stämme auch bis an die Ufer des Dneppers vorgedrungen sind, und sich daselbst angesiedelt haben. In den ältesten Zeiten waren auch die Russen von Kiew ihren Nachbaren so allgemein unter dem Nahmen der Hunnen bekannt, daß man ihr Land nur Khunigard, das Land der Hunnen nannte. Auch der Ort, wo die Fürsten von Kiew begraben liegen, führte den Nahmen Ugurskoy, die Straße der Hunnen. In allen alten Chroniken werden die Hunnen, Ugern genannt. Alles dieses soll nach l'Eveque's Meinung beweisen, daß die Einwohner von Nowgorod slavischer, die von Kiew aber hunnischer Abkunft gewesen sind; allein, der ganze Beweis ist denn doch schwer zu führen, wenigstens hat diese Meinung höchstens einige Wahrscheinlichkeit, durchaus aber keine Gewißheit für sich.

Wie oben gesagt worden ist, so riefen die Patrioten von Nowgorod, um die Anarchie in ihrem Staate zu beendigen, die schwedischen Waräger zu Hülfe, mit dem Ansuchen, ihnen einen Fürsten zu überlassen, den man an die Spitze der Republik stellen, und durch ihn der bisherigen Unordnung ein Ende machen wollte. Es war ihre Meinung nicht, ihn zu ihrem eigentlichen, unumschränkten Beherrscher zu machen, und ihre republikanische Verfassung

ganz aufzuheben; sie wollten sich nicht dem Joche dieses Fremden unterwerfen, sondern blos mit seiner Hülfe die Macht der Usurpatoren unterdrücken, ihm dafür aus Dankbark it einige Vorrechte zugestehen, und ihn an die Spitze ihrer Verfassung stellen. Allein, wie es alle Gewaltigen gemacht haben, die sich einmahl eine Art von Obergewalt errangen, von Nimrod an, so geschahe es auch hier; der Oberherr dehnte seine Gewalt aus, und nahm sich mehr Vorrechte, als man ihm zugestanden hatte.

Drey Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, Männer, die mit den Waffen umzugehen wußten, und in ihrem Vaterlande als tapfere Leute berühmt waren, nahmen die Einladung der Nowgoroder an, und zogen mit ihren Vasallen dahin. Ob diese Brüder fürstlicher Abkunft waren, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, indessen ist die Wahrscheinlichkeit dafür. Mit den Soldaten, die sie mitgebracht hatten, dämpften sie bald die Unruhen in der Republik, und erhielten ein gewisses Uebergewicht über ihre Gegner. Doch duldeten es die Patrioten nicht, daß sie die Hauptstadt in Besitz nahmen, sondern gestatteten ihnen nur, sich an den drey Hauptgrenzen des republikanischen Gebiets niederzulassen. Rurik nahm also Besitz von den Gegenden des Ladogasees, und erbaute nahe an der Wolchowa eine Stadt, die er mit einem Erdwall umgab, und zu seiner Residenz erwählte. Sie ist gegenwärtig

ein ganz unbedeutender Flecken, und führt den Nahmen Alt-Ladoga, zum Unterschiede von einer neuen Stadt gleiches Nahmens, die Peter der Große in der Nähe der alten Stadt anlegen ließ. Von hier aus war Rurik im Stande, die feindlichen Schiffe aufzuhalten, welche Miene machten, die Republik anzufallen. Sineus wählte seinen Sitz in Bielo Ozero, welches damals an den nördlichen Ufern des Sees gleiches Nahmens gelegen war, und von Wladimir dem Ersten an den Ausfluß der Tschesma verlegt wurde. Hier konnte er die Pormier beobachten, welche vom Ladogasee an, bis an die Düna saßen. Truwor, der dritte Bruder, blieb zu Isborsk, in der Nähe des heutigen Pleskows, von wo er die Einfälle der Tschuden, der alten Bewohner von Liefland, abhalten konnte. — So hatten sich nun die drey Brüder in die Provinzen der Republik getheilt, und, ohngeachtet keiner von ihnen eigentlicher Herr der Hauptstadt war, so erwarb sich doch besonders Rurik sehr bald ein solches Ansehen, und eine so ausgebreitete Macht, daß er in kurzer Zeit vollkommener Souverain des Landes war, und, mit Hülfe seiner Waräger, die ihm gefolgt waren, sich sehr bald die kühnsten Eingriffe in die Rechte der Republik erlaubte.

Rurik war der Mann nicht, der sich in seinem Glücke mäßigen konnte; er strebte bald nach einer größern Hoheit. Den Nowgorodern gab er bald ge-

gründeten Anlaß zum Mißvergnügen; die Despotie, mit der er ihre alte Verfassung umzustürzen suchte, die Vorliebe, die er gegen seine Waräger zeigte, und mehrere andere Umstände traten zusammen, dieß Mißvergnügen laut werden zu lassen. Man bereute den raschen Schritt, den man gethan hatte, und suchte eine Gelegenheit auf, ihn zurück zu thun. Die strengen Gesetze des neuen Fürsten konnten ihnen nicht behagen, da sie an eine ganz wilde Anarchie gewöhnt waren. Man wagte jetzt einen eben so unvernünftigen Schritt, und ergriff die Waffen der Empörung. Rebellion sollte die Menschenrechte vertheidigen, und die alte Verfassung wieder herstellen. Aber, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man der Vernunft weniger Gehör giebt, als der raschen Leidenschaft; Rebellion war gerade die Kette, mit welcher die Despotie die Menschen noch fester an ihren Alleinwillen schloß! — Empörung, — sie nehme eine Maske an, welche sie immer wolle — Empörung hat nie reelles Gute bewirkt, nie das unterdrückte Menschenrecht wieder erhoben, und die Freyheit der Nationen bestätigt! Man durchblattere die Geschichte alter und neuer Zeiten, überall finden wir Belege, daß das Ende jeder Empörung immer eine neue Sklaverey war. Rom verjagte seine Könige, statt dessen nahm es das Joch der Patrizier über sich. Holland machte sich von der spanischen Monarchie unabhängig, um — einem souverainen Statthalter zu hul-

digen, und vertrieb am Ende auch diesen, um sich unter das Joch einer fremden anmaßenden Nation zu beugen. England ließ seinen Karl auf dem Schaffott bluten, und schmiegte sich unter Cromwells drückende Despotie. Frankreich mordete seinen Ludwig, und ging in seiner Raserey so weit, allen Monarchien des Erdbodens den Krieg anzukündigen, indeß es sich am Ende ganz gutmüthig dem Großkonsul Bonaparte übergab, und den Befehlen dieses neuen Souverains entgegen zitterte. Kurz, Sie mögen hinsehen, wo Sie wollen, mein Freund, so finden Sie überall die Wahrheit bestätigt; gewaltsame Revolutionen taugen nichts, und sind vielmehr die Grundlagen zum Verderben der Nationen, statt, daß man dadurch die bessere Freyheit derselben zu bewirken hoffte! —

So ging es denn auch in Nowgorod. Die Nation hatte zu viel eingeräumt, um dem Souverain nicht Muth zu weitern Eingriffen zu machen. Rurik hatte schon zu viel Uebergewicht gewonnen, um wieder gedemüthigt zu werden; der erste Schritt zur Unterjochung war gethan, und unaufhaltsam zog er die Andern nach sich. Eine Empörung gab das Signal, daß Rurik unbedingter Herr über Nowgorod wurde. Was Patriot seyn wollte, das rottete sich zusammen, und griff zu den Waffen. An der Spitze dieser Partey stand ein Mann, dessen Unerschrockenheit und Tapferkeit allgemein gerühmt wird.

Wodin war sein Nahme, ein Mann von patriotischer Denkungsart, und von einem unerschütterlichen Muthe. Aber Rurik sah das Gewitter heran stürmen, und blieb ruhig; unterstützt von seinen Waräger wartete er gelassen das Unternehmen der Rebellen ab. Endlich mußte denn doch das Schwerdt entscheiden, und — es entschied. Rurik schlug die Empörer, und nahm den muthigen Wodin gefangen; aber, weit entfernt, Tapferkeit an Feinden zu ehren, beging er sogar die Grausamkeit, den kühnen Vertheidiger der alten Nationalfreyheit mit eigner Hand zu tödten.

Wodins Tod machte seine Partey muthlos; nichts wurde mehr unternommen, das als Entscheidung hätte gelten können; man unterwarf sich dem Sieger, unter jeder Bedingung, und Rurik, der grausame Rurik, zeigte jetzt ganz den furchtbaren Despoten, der er zu werden gesonnen war. Statt seine Unterthanen durch Güte für sich zu gewinnen, suchte er sie vielmehr durch die fürchterlichste Strenge von sich zurück zu schrecken. Mit der Wuth eines Tigers zog er in Nowgorod ein; der Entschluß des Mordens war auf seiner Stirne lesbar. Er ließ alle diejenigen, welche an der Empörung Theil genommen hatten, vor sein Gericht ziehen, und, ohne ihre Vertheidigung anzuhören, verdammte er sie zum Tode. Viele, die ihm zuwider waren, wurden seiner Rachsucht geopfert, nur Wenigen schenkte er, zum spot-

tenden Beweise seiner Gnade, das Leben. Diese unmenschliche Barbarey macht Rurik zum ersten Tyrannen des russischen Reichs, und ist durch nichts zu entschuldigen, als allenfalls durch die natürliche Wildheit, die jenem rohen, unmoralischen Zeitalter eigen war. Und dieß kann freylich einigermaßen als Entschuldigung gelten, wenn man die Mordbrennereyen Suwarows und anderer grausamen Feldherren in unserm aufgeklärten Jahrhundert dagegen hält.

Bald darauf sahe Rurik seine Macht vergrößert durch das Erbe seiner Brüder, die Beyde nach einander ohne Kinder starben. Er war also jetzt Alleinherr der Nowgorodischen Republik, und ließ seiner Herrschbegierde keine Schranken mehr. Um sich sicher zu stellen, und seine Krieger zu belohnen, führte er das verderbliche Feudalsystem ein, und vertheilte die Ländereyen der Republik unter seine Günstlinge. Dieß war ein Gewaltstreich, der ihm auf keine Weise zukam; die Ländereyen waren nicht sein Eigenthum, sondern sie gehörten der Republik; das Gemeinwesen hatte über dieselben zu disponieren, nicht der Fürst. Aber, das ist eben das Unglück, und war es von Anbeginn der Welt her, daß die Fürsten sich nicht als Stellvertreter der Nation, sondern als Eigenthumsherren ansehen, daß sie das Land, das doch blos ihrer Obhut anvertraut ist, als ihr unbestrittnes Eigenthum betrachten, und oft so damit hau-

sen, als hätte kein Mensch dabey etwas einzureden. Hätte man von jeher die Gränze der Verhältnisse zwischen Fürst und Bürger genauer bestimmt, und dem Erstern nicht aus Feigheit oder Schurkerey mehr Recht eingeräumt, als ihm eigentlich zukommt; so wäre manches Unheil weniger geworden, von dem jetzt die Geschichte alter und neuer Zeiten so voll ist. Schon das abscheuliche Feudalsystem, das eigentlich blos in der Absicht eingerichtet wurde, um die Fürsten in ihren Eingriffen zu schützen, und ihnen einen sichern Anhalt zu geben, weil natürlich die auf diese Art Begnadigten den Fürsten nicht sinken lassen konnten, mit dessen Ansehen sie auch das Ihrige verlohren — schon dieses verderbliche System, das eine einzelne Menschenklasse erhebt, und die andern Alle zu Sklaven macht, wäre nie zu jener enormen Größe gediehen, in der es Jahrhunderte lang stand. Gewaltsame und blutige Revolutionen wären nie so furchtbar, so zerstörend geworden, als es leider! der Fall gewesen ist. Ludwig, der schwache, bedauernswürdige Ludwig, hätte nicht auf dem Schaffott geblutet, wenn man seinen Vorfahren besser auf die Finger gesehen, und nicht bey allen ihren Gewaltstreichen duldsam geschwiegen hätte; er hätte nicht die Sünden seiner Väter so blutig bezahlen dürfen, wenn nicht jene schrecklichen Eräugnisse vorhergegangen wären, die in der Geschichte einen so redenden Beweis von der unumschränkten Macht der franzö-

fischen Könige und der übrigen Feudalherren geben. Den ersten Kapet hätte man mehr unter die Gewalt der Nationalgesetze beugen, die Macht, über die er nicht ungestraft hinausgehen konnte, gesetzlich bestätigen sollen, und dann freylich auch in der Folge unter allen Umständen darauf halten, daß der Nationalfreyheit kein Eintrag geschähe. — Aber, das ist weder in Frankreich, noch sonst irgendwo geschehen; man hat das Uebel gleich anfangs zu weit um sich greifen lassen, man hat zu viel eingeräumt, zu viel von seiner natürlichen Freyheit geopfert, man hat den Gewaltigen gottähnliche Hoheit zugestanden, und dadurch sich selbst die Sklaverey zugezogen, unter der jetzt noch die halbe Welt schmachtet. Wo in der Folge eine Einschränkung geschehen ist, da geschahe sie spät, und durch gewaltsame Revolutionen, und, beym Lichte betrachtet, war am Ende die ganze Verbesserung bloßes Flittergold, ohne Werth und Gehalt, im Grunde blieb alles beym Alten. — So steht es jetzt mit den meisten Nationen, die sich frey dünken und auf ihre Freyheit trotzen; sie sind Sklaven ihrer Großen und Gewaltigen, die unbedingt thun, was ihnen einfällt, und kaum an die Möglichkeit denken, daß die Nation im Stande sey, Rechenschaft von ihnen zu fodern. Darum, mein Freund, lassen Sie uns den guten Fürsten ehren, der seine, ihm einmal zugestandene, Gewalt nicht zu unserm Verderben mißbraucht, sondern mit weiser Güte dar-

auf denkt, das Heil seiner Bürger zu befördern, und die persönliche Freyheit eines jeden nicht ungestraft antasten läßt. Ihre Schwächen mögen auch diese haben, denn dafür sind sie Menschen; aber, wenn sie nur redlich thun, was sie können, o, so lassen Sie uns Gott danken, daß wir unter ihrer milden Herrschaft leben, und ihrem Daseyn Unsterblichkeit wünschen. — Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm, Euch habe ich vor Augen, ihr Muster guter Fürsten, unter deren Scepter der Saame der Bürgereintracht und der Bürgertugend gedeiht, von denen wir alle noch viel Gutes, viel Gemeinnütziges hoffen, und mit Gewißheit erwarten können! — Und du Sanftester unter den Fürsten, du schwer verkannter zweyter Wilhelm, deinem Nahmen weih' ich ein freudiges Todtenopfer, du warst es werth, daß die Nachwelt deiner gedenkt, und deine Asche segnet!! —

Alle Maaßregeln, die Rurik jetzt nahm, waren darauf berechnet, seine eigene Macht zu sichern, und die Freyheit der Nation immer mehr zu unterdrücken. Bey der Ländervertheilung wurden die Eingebohrnen übersehen, und dagegen die fremden Waräger hervorgezogen. Dieß Verfahren ist freylich in der Politik gegründet; allein, wie läßt sich billigerweise da Politik anbringen, wo die Gesetze der Vernunft und Billigkeit durchaus widersprechen? Hätte Rurik nicht den Plan seiner eigenen Vergrößerung vor Au-

gen gehabt, so hätte er sich eine so ungerechte Parteylichkeit nicht zu Schulden kommen lassen. Freylich verdankte er seinen Warägern seine erfochtenen Siege, und er war ihnen dafür Belohnung schuldig — aber doch nicht mit fremdem Gute — wenigstens mußte er mit den Eingebohrnen theilen. Hatte jemand Ansprüche auf den Besitz der Ländereyen, so waren es die Einwohner der Republik, nicht die fremden Soldaten. Aber, freylich, jenen war nicht zu trauen; machte er jene mächtig, so konnte er seine Entwürfe für eigne Größe nicht ausführen; und daran lag ihm am meisten; er gab also den unruhigen Eingebohrnen an den neuen Feudalherren ein Gegengewicht, und so war es ihm möglich, seine Macht ganz unbedingt auszudehnen, so viel er nur immer selbst wollte.

Nunmehr hielt es der Fürst für sicherer, seine Residenz in der Hauptstadt selbst zu nehmen, und alle Maaßregeln, die er zur Sicherheit seiner Person traf, waren so viele Beweise von seiner tyrannischen Denkungsart. Er umgab sich mit seinen Warägern, denen er unbedingte Vollmacht gab, in der Stadt und im Lande zu wirthschaften, wie sie selbst wollten. Um die Liebe seiner Bürger war es ihm gar nicht zu thun; er lachte ihres Hasses, weil er vor dem Ausbruche desselben gesichert war. Allein, auch selbst die Waräger wurden mit ihm unzufrieden; viele von ihnen fingen an, einzusehen, daß sie blos die Diener seiner ehrgeizigen Entwürfe seyn mußten,

und das verdroß sie; je unabhängiger der Fürst sich von seinen Unterthanen machte, desto aufgebrachter wurden diese gegen ihn. Viele Waräger traten auf die Seite der Eingebohrnen, und sprachen für diese. Das verdroß den Fürsten, und sein Unterdrückungssystem erhielt eine weitere Ausdehnung. Die Unzufriedenheit wurde immer größer; aber die Gewalt des Fürsten war schon zu sehr begründet, als daß man etwas Entscheidendes von irgend einer gewaltsamen Unternehmung hätte erwarten sollen. Da also die Mißvergnügten keine weitere Aussicht hatten, so emigrirte ein großer Theil von Warägern und Slaven, und begaben sich in das Gebiet von Kiew, wo sie sich den Beherrschern dieses Landes unterwarfen.

In Kiew regierten damals zwey Brüder, Oskhold und Dir, welche uns die Geschichte als weise und gute Fürsten nennt. Sie waren nicht allein auf die Ausbreitung ihrer Macht, sondern auch auf das Wohl ihres Landes und ihrer Bürger bedacht. Kiew war nie eine Republik, in dem Verstande, wie es Nowgorod war; es wurde, so viel man muthmaßt, immer von Fürsten beherrscht, die entweder durch Erbrecht, oder durch Usurpation zur Herrschaft gelangt waren. Innere und äußere Unruhen müssen aber auch dieses Land sehr häufig heimgesucht haben, wie man aus allem abnehmen kann. Wie die beyden Brüder zur Regierung gekommen sind,

weiß man nicht. Wahrscheinlich, aber nicht gewiß, ist die Meinung der russischen Historiographen, daß Beyde mit zu dem Gefolge der Waräger gehört haben, die den Rurik begleiteten, als man ihn nach Nowgorod berief. Sie setzen hinzu, daß diese beyden Brüder, bey der allgemeinen Ländervertheilung, wodurch der neue Fürst die vornehmsten Anführer seiner Armee für sein Interesse gewann, aus irgend einer Ursache übergangen wurden. Voll Verdruß über diese Zurücksetzung verließen sie die Armee des Fürsten, und entschlossen sich, ihr Glück anderswo zu suchen. Sie sammelten einige Truppen, und wagten mit denselben einen Zug nach Griechenland. Oskhold, der Anführer, erwarb sich auf diesem Zuge den Ruhm eines tapfern Kriegers; von dem Ausgange dieses Zuges weiß man übrigens nichts; der oben erzählte wurde späterhin unternommen. Bey der Rückkehr wandten sich die Brüder mit ihrer Armee gegen Kiew, wo eben die Khozaren, ein starkes und mächtiges Volk, das längst dem taurischen Chersones wohnte, den neuen Staat unterdrückten. Die Brüder benutzten diese Gelegenheit, nahmen sich der Unterdrückten an, schlugen die Feinde, machten sich zu Herren des Landes, und unternahmen zwey Jahre nachher jenen wichtigen Zug nach Konstantinopel, von dem oben das Ausführliche erzählt ist. Indessen sagen die Jahrbücher von Byzanz wieder, daß obige Unternehmung

Oskholds gegen Konstantinopel schon eilf Jahre vor dem Regierungsantritte Ruriks geschehen sey. Ob nun die alten russischen Chroniken, oder die Byzantinischen Jahrbücher Recht haben, ist unbestimmt. Indessen, wie gesagt, es ist wahrscheinlich, daß Oskhold und Dir wirklich Waräger gewesen sind; ob sie aber mit Rurik, oder schon früher nach Rußland gekommen sind, läßt sich nicht entscheiden.

Rurik hatte sich übrigens durch seine Despotie, in seinem Staate, so fest gesetzt, daß es von nun an Niemand wagte, ihn in seinen Usurpationen zu stören. Er regierte Nowgorod in Frieden, und unternahm auch einige gemeinnützige Dinge, die dem Staate wirklich vortheilhaft waren. Er starb im siebzehnten Jahre seiner Regierung, im Jahr nach Christi Geburt 879, und hinterließ, als unbestrittenen Erben seiner Macht und Größe, einen vierjährigen Sohn, Nahmens Igor.

Zehnter Brief.

Daß die Russen schon zu Ruriks Zeiten mit der Kultur der Sitten, und der bürgerlichen Geselligkeit bekannter gewesen sind, als man gemeinhin glaubt, beweisen mehrere Umstände. Vollkommen gebildet waren sie freylich noch nicht, aber sie waren auch nichts weniger als Wilde. Das große Verkehr, welches die Einwohner von Nowgorod, sowohl mit dem übrigen Norden, als mit dem griechischen Kaiserthum trieben, verschaffte ihnen Bekanntschaft mit mehreren Arten des damals, besonders in Griechenland, herrschenden Luxus, und, wenn sie auch noch zu roh waren, sich ganz für denselben zu erklären, so führten sie doch Manches unter sich ein, was sie bey den Fremden bemerkt hatten, und ihre Sitten schliffen sich nach und nach unmerklich ab. Alle diese Gegenden waren damals fast stärker angebaut, als heut zu Tage; es gab eine Menge von Städten, deren Nahmen jetzt erloschen sind; denn die Russen

trieben bürgerliche Gewerbe und Ackerbau. Freylich waren die damaligen Städte nicht mit den heutigen Prachtstädten zu vergleichen; es waren unordentlich aufgehäufte Hütten, unförmlich und kunstlos gebaut, so wie man sie heut zu Tage noch unter dem russischen Landvolke antrifft; aber in den bäurischen Hütten wohnten gesellige und fleißige Leute, die mit Mühe erwarben, und sich durch Handel und Gewerbe ein bequemes Leben zu verschaffen wußten. Auch muß der Nationalreichthum in Rußland schon damals nicht unbeträchtlich gewesen seyn — denn wie hätten sonst die Einwohner jene schrecklichen Ueberfälle wandernder Völker, die alles mit Feuer und Schwerdt verwüsteten, überstehen können, ohne gänzlich zu verarmen? Aber, durch Fleiß und Industrie wurde der gemachte Schaden wieder ersetzt, und die Bande räuberischer Nationen, die, wie Heuschreckenschwärme durch das Land zogen, konnten nichts als eine momentane Verwüstung anrichten.

So standen die Sachen, als Rurik starb, und sein Sohn, als vierjähriges Kind, die Herrschaft übernahm. Ob die Republik diese Erbfolge billigte und bestätigte, oder, ob es ihr Wille war, dem Sohne die nehmliche Gewalt einzuräumen, die der Vater so stark gemißbraucht hatte, daran wurde gar nicht gedacht. Man nahm es als ausgemacht an, daß Nowgorod ein unbestrittenes Erbe Igors sey; die Nation mochte dazu sagen, was sie immer wollte!

Rurik, als er seinen Tod nahe fühlte, sahe es wohl ein, daß ein unmündiges Kind nicht im Stande sey, die Zügel der Herrschaft zu erhalten, besonders in Zeiten, wo mehr als jemals ein Mann von Kopf nothwendig war, der seinen innern und äußern Gegnern widerstehen konnte. Er ernannte also seinen Vetter Oleg zum Regenten des Reichs, während der Minderjährigkeit des Prinzen. Oleg, ein äußerst ränkevoller, listiger, verschlagener und grausamer Mensch, hatte nicht sobald die Zügel der Regierung ergriffen, als er auch darauf bedacht war, seine Herrschaft und Macht noch viel weiter auszudehnen, als es Rurik gewagt hatte. Er kann der Nimrod der Russen genannt werden, nur scheint es doch, als wenn dieser babylonische Fürst, bey all' seiner tollen Eroberungswuth, ehrlicher zu Werke gegangen ist, als der russische Oleg. Sein Charakter war Hinterlist, verbunden mit persönlicher Tapferkeit. Er wollte für einen Mann angesehen seyn, der blos das Beste seines Neffen beabsichtigte, und sein einziges Streben war eigne Größe. Mit einer Tollkühnheit, die alles übertrifft, brach er alle Verträge mit den benachbarten Nationen, um sich zu vergrößern. Der schöne Grundsatz, daß ein weiser, wohlthuender Regent besser sey, als ein Eroberer, der die halbe Welt in Schrecken setzt, war ihm ganz fremde. Das Wohl seines Landes und seiner Bürger setzte er aus den Augen, und beschäftigte sich ein-

zig mit der Vergrößerung seiner Macht. Wäre es ihm möglich gewesen, so hätte er die ganze Welt mit Krieg überzogen. Gleich in den ersten Tagen seiner Regentschaft sammelte er aus mehreren Völkerschaften ein Heer, das bestimmt war, den Entwurf seiner Eroberungen auszuführen. Er selbst stellte sich an die Spitze dieses Heeres, und, um dem Volke ein Blendwerk vorzumachen, nahm er den jungen Igor mit. Smolensko war das erste Ziel seiner Waffen. Diese damals schon reiche und wichtige Stadt war die Hauptstadt der Krivitzen und Lubitzen, die durch Handel und Erwerbfleiß einen ansehnlichen Reichthum, und eine große Macht gewonnen hatten. Aber, sie mußten dem neuen russischen Eroberer weichen, der ihnen ihre Hauptstadt entriß, ihre Schätze mit sich fortschleppte, und sie zur Bezahlung eines Tributs verpflichtete.

Indessen war Smolensko nicht die Hauptabsicht, warum Oleg diesen Kriegszug veranstaltete; es ward nur gleichsam so auf dem Wege mitgenommen; sein Plan war weitaussehender; Herr von Kiew zu werden, und sich durch diese wichtige Eroberung zu noch größern Unternehmungen den Weg zu bahnen, das war eigentlich sein kühner Entwurf. Er überlegte lange, wie das am besten anzufangen sey; er kannte die Tapferkeit der beyden Fürsten, die dieses Reich beherrschten; er konnte der muthigsten Gegenwehr gewiß seyn; und noch war die große

Frage, für wen sich das Schicksal der Waffen erklären würde. Sollte sein Unternehmen scheitern, so hatte er sich selbst den Weg zu seinem Verderben gebahnt, und diejenigen, denen er den Untergang bereiten wollte, triumphirten dann vielleicht über seinen eigenen Untergang. Alles das überlegte er auf dem Wege nach Kiew, und die Folge dieser Ueberlegung war, daß er einen Entschluß faßte, der ganz eines so abscheulichen Menschen würdig war.

Nahe bey den Mauern der Stadt hielt er mit seinen Feldherren Rath, und ließ ihnen seinen Entschluß wissen, die Sache durch eine List zu beendigen, um eine so wichtige entscheidende Unternehmung nicht dem hinterlistigen Schicksale der Waffen zu überlassen. Er fand Beyfall unter seinen Großen; denn schon damals war es wie jetzt; Schmeichler und Jaherren umgaben den Fürsten, und nannten das göttlich, was nach allen Rechten teuflisch genannt zu werden verdient hätte! Die abscheulichste Niederträchtigkeit fand ihre Vertheidiger, und selten ging ein Mann gerade durch, und sagte dem Fürsten Wahrheit ohne Hehl! —

Man fand also den abscheulichen Entwurf Olegs unübertrefflich, und er traf nun seine Anstalten, denselben auszuführen. Ein großer Theil der Armee wurde zurückgelassen, und die Uebrigen wurden in einige Schiffe versteckt, die man mitgebracht hatte. So ging es nun den Strom hinab, bis in die Nähe

der Stadt. Oleg selbst legte seine auszeichnende Kleidung ab, verheimlichte seinen Nahmen und seinen Stand, und gab vor, er sey ein Kaufmann von Nowgorod, den Oleg und Igor abgeschickt hätten, um mit Konstantinopel einen neuen Handelsvergleich abzuschließen. Die beyden Regenten von Kiew dachten dabey nichts Arges, und da ihnen nicht einmal die Möglichkeit einfiel, daß der Regent von Nowgorod in ihrer Nähe sey, und sie durch List zu fangen suche, so unterließen sie jede Vorsichtsmaaßregel, die man sonst wohl anwendet, wo man Betrug vermuthet. Einige von den russischen Offizieren mußten sich nun, auf Olegs Befehl, in die Stadt begeben, und sich bey den Regenten melden lassen. Hier wurden sie mit aller gebührenden Achtung empfangen, und um ihr Anliegen befragt. Die Verräther entschuldigten ihren Herrn, der, einer Krankheit wegen, zurückgehalten würde, den Fürsten seine persönliche Aufwartung zu machen, daß er aber, als Freund und Mitbürger einige wichtige und vortheilhafte Artikel mit ihnen abzumachen hätte, und sie deshalb ersuchen ließ, sich zu ihm auf das Schiff zu begeben, und daselbst nähere Rücksprache mit ihm zu nehmen. Die Fürsten konnten bey diesem Vorschlage nichts Arges vermuthen, und da sie selbst von jeder Hinterlist entfernt waren, so fiel ihnen nicht einmal die Möglichkeit ein, daß sie auf diese Art ins Netz gelockt werden sollten. Sie versprachen also, zu

erscheinen, und zwar benahmen sie sich dabey so sorglos, und so voll Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Russen, daß sie sogar die nothwendige Begleitung zurückließen. Als Privatmänner erschienen sie freundschaftlich bey einem Privatmanne, um mit ihm dasjenige zu verabreden, was vielleicht ihrem Staate Nutz und Frommen bringen könnte. Kaum aber waren die beyden Fürsten auf dem Schiffe angelangt, als die Soldaten auf ein gegebenes Zeichen aus ihrem Hinterhalte hervoreilten, und die wehrlosen Fürsten umringten. Der treulose Oleg hatte sogar die Tollkreistigkeit, seinem schändlichen Verfahren einen Anstrich von Rechtmäßigkeit zu geben. Mit seinem Neffen an der Hand, der bey dem ganzen Schauspiele, ohne es zu wollen, eine Hauptrolle spielen mußte, trat er mit einem wilden und drohenden Blick den Fürsten entgegen, beschuldigte sie eines Verraths gegen den Oberherrn der russischen Nation, indem sie sich widerrechtlich eine Herrschaft angemaßt hätten, die ihnen auf keine Weise zukäme, und foderte sie auf, sich und ihr Land auf der Stelle dem rechtmäßigen Herrn, ohne alle Bedingung zu ergeben. Die Fürsten, voll Verdruß über die Treulosigkeit, mit der man sie gelockt hatte, und voll Vertrauen auf ihre entschiedene gute Sache, indem Kiew immer ein Staat für sich gewesen war, der nie in der geringsten Abhängigkeit gegen Nowgorod gestanden hatte, vertheidigten sich wie Männer, und mit edlem Unwil-

len

len warfen sie ihm seine Treulosigkeit vor. Oleg, durch den Widerstand aufgebracht, rief ihnen im wüthenden Zorn entgegen: „Ihr seyd weder Fürsten, noch sollt Ihr es künftig seyn! hier ist Ruriks Sohn, Euer rechtmäßiger Herr!“ — Mit diesen Worten gab er seinen Soldaten ein Zeichen, die auch sogleich, der Verabredung gemäß, über die beyden unglücklichen Brüder herfielen und sie ermordeten. Besprützt mit dem Blute dieser schuldlosen und edlen Fürsten, umarmte der Barbar den jungen Igor, und sagte lachend: „So habe ich dein Recht vertheidigt!“ —

Diese verruchte That, die so ganz den wilden Frevler bezeichnet, machte den Meuchelmörder zum Herrn von Kiew. Die Hauptstadt wurde zur Uebergabe aufgefodert; noch hätten die Bürger sich vertheidigen können, aber die Ermordung ihrer Fürsten benahm ihnen allen Muth; sie fürchteten Olegs Rache, wenn er sich mit Gewalt zum Herrn der Stadt machte; überdem hatten sie gegen ihre Fürsten eine Art von Widerwillen wegen ihres Uebertritts zum Christenthum; Oskhold und Dir hatten denn doch Versuche gemacht, der neuen Religion in ihrem Staate Anhang zu verschaffen; zwar hatten sie keine strenge Maaßregeln genommen, und deshalb auch wenig ausgerichtet; aber die Nation, voll Vorliebe für ihre alte Nationalreligion, zeigte denn doch Mißvergnügen über das Benehmen ihrer Fürsten; mit-

hin war es Vielen nicht ganz unlieb, daß sie auf diese Weise von Regenten befreyt wurden, die sie nicht mehr lieben konnten. Sie öffneten also dem verruchten Meuchelmörder die Thore der Hauptstadt, und als ein stolzer Sieger zog der Barbar ein, und nahm die Huldigungen seiner neuen Unterthanen an.

Um Kiew zu begünstigen, und Nowgorod seine ganze Verachtung fühlen zu lassen, verlegte er den Sitz seines Reichs in die neu eroberte Stadt, und ertheilte den Einwohnern ansehnliche Vorrechte. Ruhe war ihm unmöglich; er mußte weiter um sich greifen, und die ruhigen Nachbaren überfallen. Die Drewlier, in den Wäldern des Dneppers, wurden im Jahr 883 unterjocht; ein gleiches Schicksal traf die Severier im folgenden Jahre, welche im Norden von Kiew wohnten; eben so wurden die Einwohner von Radom zur Erlegung eines Tributs gezwungen, und noch mehrere benachbarte Nationen mußten sich Olegs Verheerungen dadurch abkaufen, daß sie sich freywillig zu einer jährlichen Zinnsverpflichtung anheischig machten. Dieser Tribut bestand entweder in Pelzwerken oder im Gelde, und war, im Verhältniß der damaligen geldarmen Zeiten, äusserst hart und drückend, so, daß es den tributairen Völkern wirklich schwer fiel, die jedesmalige Summe aufzubringen.

Noch nicht damit zufrieden, sich alle benachbarte Nationen unterworfen zu haben, richtete Oleg sein

Auge weiter auf den Süden Europas. Konstantinopel, das so oft schon beängstigte Konstantinopel, ward jetzt das Ziel seiner Waffen; vielleicht hatte er gar die tollkühne Idee, es wirklich zu erobern; aber, wenn das auch nicht geschehen konnte, so hatte er wenigstens die gegründete Hoffnung einer reichen Plünderung. Er erklärte also, während seiner Abwesenheit, den jungen Igor zum Regenten des Reichs, unter der Vormundschaft einiger von ihm begünstigter Großen, und er selbst stellte sich an die Spitze des kühnen Unternehmens. Es vergingen Jahre, ehe er mit der Rüstung fertig wurde; endlich waren denn zwey tausend Fahrzeuge mit 24000 Kriegern bemannt, und nun ging der Zug im Jahr 904 vor sich.

Die Russen, damals schon mit dem Wasser genau bekannt, schifften frohen Muthes den Dnepper herab, bis sie endlich an die großen Wasserfälle kamen, welche den Lauf dieses Stromes fünf Meilen lang aufhalten, und jeden kühnen Wagehals zurückschrecken. Hier zeigten sich nun Hindernisse und Gefahren, die nicht so leicht zu überwinden waren; aber hier zeigte sich auch zu gleicher Zeit das große Genie der Russen, das durch kein Hinderniß aufgehalten, durch keine Gefahr zurückgeschreckt wird. Die frühern Züge der Russen, die doch ganz wahrscheinlich den nehmlichen Weg gehen mußten, sind uns nicht bekannt geworden; wir wissen also auch nicht, wie

jene obwaltenden Hinderniſſe beſiegt wurden. Olegs Zug hingegen iſt in der Geſchichte umſtändlich bemerkt, und hier ſehen wir alſo zum erſtenmal, was rohen, aber ſtandhaften und entſchloſſenen Leuten möglich war. Die Ruſſen befanden ſich in einer ungemein mißlichen Lage; nicht allein hatten ſie mit den Schreckniſſen des Waſſers zu kämpfen; ſie wurden auch noch von ihren alten Feinden, den wilden Petſchenegern verfolgt, die ihnen jeden Schritt erſchwerten, und nur die Gelegenheit abwarteten, die ganze ruſſiſche Armee aufzureiben. Allein der angebohrne, kühne Muth verließ die Ruſſen nicht; mit einer ungemeinen Entſchloſſenheit ließen ſie ihre Fahrzeuge über die Felſen hinab gleiten, und hielten ſie am Ufer mit den Händen oder mit Stangen feſt. Dieſe äuſſerſt beſchwerliche Arbeit wurde noch dadurch erſchwert, daß ſie nicht allein genöthigt waren, ihre ganze Bagage mit ſich fortzuſchleppen, ſondern ſich auch noch gegen die Anfälle der Petſcheneger zu vertheidigen. Endlich aber waren doch alle dieſe Unfälle überwunden, die Klippen waren zurückgelegt, und mit Hoffnung und neuem Muth ſchifften die Ruſſen den Dnepper herab. Aber ein neuer Umſtand hinderte ihren Lauf, und ſetzte ſie neuen Gefahren aus. Das Bette des Stromes war verſtopft, und ihre Feinde benutzten die Gelegenheit, ſie von neuem anzufallen. Aber auch dieſe Schwierigkeiten wurden, freylich durch den Verluſt mehrerer Menſchen, über-

wunden, und die Russen erreichten glücklich die Mündung des Dnepers. Zwischen Oczakow und Kinburn fanden sie eine Insel, die ihnen Schutz gewährte, und hier benutzten sie die Zeit der Ruhe, um einen günstigen Wind abzuwarten, und ihre sehr zerbrechlichen Schiffe auszubessern, die durch die schwere Fahrt sehr viel gelitten hatten.

Die Hoffnung der reichen Beute, die ihrer jetzt wartete, gab dem Muthe der Russen neue Festigkeit; sie dachten nicht an die Möglichkeit einer Fehlschlagung, noch an das Unglück, das ihnen dann gewiß war. Beseelt von den größten Erwartungen erreichten sie die Meerenge, welche die Kaiserstadt beherrschte. Sie fanden den Eingang mit Ketten verschlossen; aber dieses schwache Hinderniß konnte die Soldaten nicht aufhalten, die schon weit gefährlichere Schwierigkeiten besiegt hatten. Der Erfindungsgeist der Russen erfand leicht ein Hülfsmittel, um das bevorstehende Hinderniß zu heben. Man zog die leichten Barken ans Land, legte Räder darunter, spannte die Seegel auf, und langte, mit Hülfe der Räder und Seegel vor den Mauern Konstantinopels an. Verwüstung folgte dem Zuge dieser Barbaren, die ein Hauptbarbar anführte; das ganze platte Land wurde verheert, die Wohnungen geplündert, in Schutthaufen verwandelt oder niedergebrannt. Mit der schrecklichsten Wuth verfuhr man gegen die schuldlosen Einwohner; was die Waffen führen konnte, wur-

de unbarmherzig gemordet; in Gegenwart der Männer schändete man die Weiber und tödtete die Kinder an den Brüsten ihrer Mütter; kurz, was die Grausamkeit nur ersinnen konnte, um sich recht teuflisch zu zeigen, das wurde hier von diesen Barbaren gegen schuldlose Menschen verübt. Die Erde röthete sich vom Blute der Erschlagenen, und wer der Wuth der Sieger entfliehen wollte, der wurde von diesen Unmenschen ins Meer getrieben. Die ganze Gegend um Konstantinopel herum, die noch kurz vorher so blühend gewesen war, wurde durch die Unmenschlichkeit der Russen ein verödetes Grab.

Mit Angst und Zittern hörten die Einwohner von Konstantinopel die Nachricht von der Herannäherung des russischen Heeres. Zum Unglück saß damals auf dem griechischen Kaiserthron ein Fürst, der allenfalls ein erträglicher Gelehrter hätte werden können, jetzt aber ein schlechter Fürst war. Leo führt in der Geschichte den Beynahmen des Philosophen; in der That aber verdient er diesen ehrenvollen Titel nicht; ein treuloser Verräther, ein Giftmischer, wie Leo war, kann kein Philosoph seyn. Der Kaiser bekümmerte sich wenig um das Wohl seines Staats; er lag seinen Studien ob, und, wenn es einmal dazu kam, daß er aufgeschreckt wurde aus seiner gewohnten Trägheit, so bediente er sich des ersten, besten Mittels, das ihm einfiel, um sich seine Ruhe wieder zu sichern, es mochte so unerlaubt seyn,

als es immer wollte. So machte er auch jetzt gleich anfangs den Versuch, den russischen Fürsten mit Gift aus dem Wege zu räumen, weil er zu feige war, ihm die Spitze zu bieten. Wenigstens stimmen alle russischen Geschichtschreiber darin überein, daß dieser Versuch wirklich geschehen ist, und zwar durch Lebensmittel, die ihm der Kaiser zuführen ließ. Allein, der abscheuliche Entwurf schlug fehl; Leo wurde entlarvt; und Oleg, nun noch einmal so wüthend gemacht, drohte der Stadt mit dem Untergange, wenn man nicht alle seine vorgeschlagenen Bedingungen auf der Stelle eingehen würde. Der Kaiser mußte nun thun, was Oleg foderte, und unter jeder Bedingung den Frieden abschließen. Die Hauptpunkte dieses Vergleichs waren: daß Leo sich verpflichten mußte, jedem russischen Soldaten zwölf Griwnen, ungefähr $1\frac{1}{4}$ Rubel zu bezahlen, alle russischen Kaufleute, welche sich, des Handels wegen, im griechischen Reiche aufhielten, sechs Monate lang auf seine Kosten zu unterhalten, sie bey ihrer Rückreise mit den gehörigen Lebensmitteln, und andern dazu gehörigen Nothwendigkeiten zu versehen, und auf keine ihrer Waaren einen Zoll zu legen. Ueberdem mußte auch noch der Kaiser, zum Besten mehrerer russischen Städte, die von Fürsten regiert wurden, welche unter Olegs Abhängigkeit standen, sich zur Bezahlung gewisser Steuern verpflichten. Dieser schimpfliche Friede wurde vom Kaiser Leo auf das Kreuz beschworen, und

die Russen riefen bey ihrem Schwur, den Perim, den Gott des Donners, und den Veloß, den Gott der Heerden, zu Zeugen an, daß sie alle Bedingungen des gemachten Vertrags, ohne Rückhalt zu halten gesonnen wären.

Mit großen Schätzen bereichert, kehrten nun die Sieger in ihr Vaterland zurück. Leo, um sie nur geschwind los zu werden, und seine Staaten von diesen Räubern zu befreyen, machte ihnen noch große Geschenke mit Gold, Spezereyen, feinen Weinen, allerhand Seidenwaaren, und auserlesenen seltnen Früchten. Gerade aber durch dieses Benehmen reizte er die Habsucht der Russen an; denn nicht allein, daß diese jetzt die Schwächen der griechischen Regierung kennen lernten, so wurden sie auch mit den Vorzügen bekannt, die Griechenland vor ihrem Vaterlande voraus hatte, und sie wurden dadurch gleichsam recht angelegentlich eingeladen, bald wieder zu kommen, um sich neue Schätze zu holen. Reich, aber belastet mit dem Fluche der Schuldlosen, die er seiner blinden Wuth geopfert hatte, hielt Oleg einen prächtigen Einzug in Kiew. Voll Stolz auf seine Siege und seine Macht, ließ er sich fast göttlich verehren, und der Pöbel, der nur die Außenseite bewundert und anstaunt, und über ein öffentliches Schauspiel, das ihm seine Fürsten geben, ihre Teufeleyen vergißt, hielt seinen Fürsten für ein Wunder seltner Größe, der mit gottähnlichen Kräften ausgerüstet war. Bald

darauf kam im Jahr 912 ein neuer Vergleich mit Konstantinopel zu Stande, der dem erstern Vertrage mehr Festigkeit gab, und mehrere strittige Punkte desselben aus einander setzte.

Uebrigens war Oleg keinesweges gesonnen, seine usurpirte Macht dem rechtmäßigen Erben des Thrones zurückzugeben; so lange er lebte, wollte er Alleinherrscher seyn, und Igor, der sich von seinem Verwandten beraubt sah, und doch nicht Kraft hatte, einem so mächtigen Fürsten sein Erbrecht abzutrotzen, mußte es gelassen mit ansehen, daß er gleichsam als Unterthan desjenigen lebte, der ihm eigentlich unterthänig seyn sollte. Oleg konnte, nach dem Laufe der Natur, noch viele Jahre leben, und Igor konnte unterdessen vielleicht eben so alt werden, als Paul der Erste, ehe er seine Minderjährigkeit zurücklegte. Allein, der Zufall warf sich ins Mittel, gab dem Igor seine väterliche Krone, und zeigte dem stolzen Fürsten, der nirgends auf Widerstand rechnete, daß der Tod der einzige Feind sey, dem auch der größte Eroberer seinen Tribut, ohne allen Aufschub bezahlen muß. In den alten Chroniken wird uns Olegs Tod auf folgende Weise erzählt.

Der Regent hatte ein Pferd, das er abgöttisch liebte, und es vor allen andern Thieren auszeichnete. Nun aber traten die Wahrsager und Zeichendeuter zusammen, und verkündigten dem Fürsten: dieses Pferd werde die Ursache seines Todes seyn. Oleg

lachte anfangs ihrer Vorhersagung, und spielte eine Zeitlang, ziemlich schlecht, die Rolle des Philosophen. Nach und nach aber trat der Wahnglaube wieder aus dem Hinterhalte hervor, und es fing ihm an, bange zu werden. Er entfernte also sein Lieblingsthier von seiner Person, übergab es aber der Sorgfalt seines Stallmeisters, mit dem Befehl, es so zu verpflegen, als wenn es noch immer zum Dienste des Fürsten bestimmt wäre. Gleich nach diesem Vorfall unternahm Oleg seinen Kriegszug nach Griechenland. Das Thier wurde vergessen, Niemand dachte mehr daran; der Fürst selbst erinnerte sich seiner gar nicht. Endlich, nach einer Reihe von Jahren fällt es dem Regenten einmal ein, sich nach dem Wohlbefinden seines ehemaligen Leibpferdes zu erkundigen. Er erhält die Antwort, das Thier sey längst todt, und nun bricht er in ein wildes Gelächter aus, und spottet laut der Unwissenheit seiner Wahrsager. Nun spielt er völlig den Ungläubigen, und, um sein ganzes Volk zu überzeugen, daß er jeden Wahn verachte, läßt er sich triumphirend zu der Stelle führen, wo die Gebeine dieses Thieres ausgeworfen sind. Mit einem lauten Gelächter blickt er auf das Thier herab, und spricht zu dem versammelten Volke im spottenden Tone: „Sehet, da liegt das Ungeheuer, das mir das Leben nehmen sollte!“ — Verächtlich giebt er ihm mit dem Fuße einen Schlag vor dem Hirnschädel; in dem nehmlichen Augenblicke aber

springt eine Schlange hervor, und verwundet ihn tödtlich! — War es Zufall, oder war es Betrug, genug, die Prophezeihung wurde auf eine so auffallende Weise erfüllt, und die Ehre der Wahrsager, die Oleg durch seinen Spott so freventlich gekränkt hatte, war gerettet! — Ihr Gewaltigen der Erde, seht hier die Nichtigkeit menschlicher Größe! — Oleg, mit aller seiner Macht war nicht im Stande, einer kleinen Schlange zu widerstehen, die all' seinen kühnen Entwürfen ein schnelles Ende machte, und ihn plötzlich von seiner eingebildeten Höhe in das kalte Reich der Schatten hinabwarf, wo Fürsten und Bettler einen gleichen Rang behaupten!!

Oleg starb im Jahr 913, und Igor der Erste trat nun die Regierung an. Sein Vorfahr hatte sich durch Schrecken und Barbareyen aller Art auf dem Throne erhalten, und den unterjochten Völkern die Geißel seiner Despotie fühlen lassen. Dieser furchtbare Regent war nun todt, und die tributairen Nationen glaubten jetzt Gelegenheit zu finden', sich des russischen Joches zu entledigen, da nunmehr ein Fürst auf dem Throne saß, dessen Nahmen man kaum kannte, und von dem man weder Gutes noch Böses wußte. Sie ergriffen daher die Waffen der Empörung und machten einen kühnen Versuch zur Behauptung ihrer alten Unabhängigkeit. Allein, die Zeit war noch nicht gekommen, wo so etwas mit Vortheil unternommen werden konnte; jetzt verschlim-

merten sie dadurch nur noch ihre Lage, und bürdeten sich neue Lasten auf.

Die Drewlier machten den ersten Versuch und erlagen; ehe sie noch rechte Anstalten zum Angriff gemacht hatten, waren sie schon besiegt, und, zur Strafe ihrer Empörung, wurde ihr Tribut verdoppelt. Eben so ging es den Uebrigen, die für ihre alte Unabhängigkeit die Waffen ergriffen. Am längsten widerstanden die Uglitschen, welche die mittäglichen Ufer des Dneppers bewohnten. Igor schickte den Woyewodden Swenald gegen sie, und so tapfer dieser General auch die Rechte seines Herrn vertheidigte, so fand er doch eben so entschlossene und hartnäckige Gegner, die alles aufboten, um ihre Freyheit zu behaupten. Nach einer dreyjährigen Belagerung ergab sich endlich ihre Hauptstadt, aber gedemüthigt waren die Uglitschen dennoch nicht; zwar versuchten sie die Wiederherstellung des Friedens, aber unter Bedingungen, die ihrer alten Freyheit nur einen sehr geringen Abbruch thaten. Endlich verstanden sie sich denn doch zu Erlegung eines kleinen Tributs, der in einem schwarzen Marder bestand, und dessen Hebung Igor aus Dankbarkeit seinem Feldherrn überließ.

Um diese Zeit aber standen Feinde auf, die Rußland zwar bisher gekannt, aber eben nicht sehr beachtet hatte. Dieß waren die Petscheneger, welche anfangs an den Ufern des Jaiks und der

Wolga, nachher am Dnepper wohnten, und schon geraume Zeit, obgleich nicht mit großer Macht, als erklärte Gegner der Russen aufgetreten waren. Jetzt aber hatten sie, mehr als jemals, ihre Macht vereinigt, und fielen, ehe man noch daran dachte, über Rußland her. Igor erstaunte nicht wenig, als er die Nachricht dieses plötzlichen Ueberfalls erfuhr; er war nicht im Stande, ihnen zu widerstehen; seine Macht war getheilt und geschwächt; er mußte also den Frieden zu erhalten suchen. Der Vergleich ward abgeschlossen, aber von den Feinden nicht lange gehalten. Einige Jahre darauf fallen die Petscheneger abermals in Rußland ein; allein, jetzt hat auch Igor seine Macht vereinigt; er geht ihnen entgegen, schlägt sie, und bringt es wenigstens dahin, daß sie auf einige Zeit außer Stand gesetzt werden, das Reich zu beunruhigen. Sein Plan ging eigentlich auf die Unterwerfung dieser streitsüchtigen Nation; allein, er mußte denselben aufgeben, und mit dem kleinern Vortheile zufrieden seyn. —

Igor war eben so streit- und raubsüchtig, als sein Vater und Vormund es gewesen waren. Zwar schmeichelte es seinem Stolze, daß er alle seine benachbarten Feinde besiegt, und sich größtentheils unterworfen hatte; allein, er gewann dadurch nur sehr wenig. Jene armen Nationen konnten seine Raubsucht nicht befriedigen; die kleinen Abgaben, zu denen sie gezwungen wurden, konnten seine Schätze nicht

vermehren. Deshalb richtete auch er sein Augenmerk auf das orientalische Kaiserthum; hier gab es Reichthümer, die fast unerschöpflich zu seyn schienen; ein einziger glücklicher Zug dahin konnte seine Wünsche befriedigen. Sein Vormund hatte sich dadurch reich und berühmt gemacht; auch er wollte auf die nehmliche Art glänzen. Zu dem Ende rüstete er ein Flotte aus, die aus 10000 Barken bestanden haben soll. Nach den Berichten der Chroniken, soll eine jede Barke mit 40 Soldaten bemannt gewesen seyn; mithin stand der russische Fürst an der Spitze einer Armee von 400000 Mann. Wenn diese Angaben auch übertrieben sind, wie es denn sicher zu glauben ist, so ist doch so viel gewiß, daß Igor die größte Armee auf die Beine brachte, die Rußland noch bisher gesehen hatte. Der Zug nahm seinen Anfang im Jahr 941.

An der Spitze dieser ungeheuren Armee, die bestimmt war, das ganze griechische Kaiserthum zu überschwemmen, wandte Igor sich nach Paphlagonien, verwüstete das ganze Land, und richtete dann seinen Lauf nach Bithynien. Aus allen diesen Ländern hatte man zum Unglück damals alle kaiserlichen Truppen entfernt, die man anderswo brauchte, und so fanden denn die Barbaren kein Hinderniß, diese Provinzen mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten. Sie hausten mit einer Grausamkeit, wovon man noch kein Beyspiel kannte. Alle die Unglücklichen,

die in ihre Hände fielen, wurden mit beyspielloser Barbarey gemordet. Einige wurden gekreuzigt, andere gespießt, andere in Stücken gehauen, andere lebendig begraben. Noch andere band man an Pfähle fest, und die Soldaten machten sie zum Ziel, um ihre Pfeile zu probiren, und mordeten sie so auf die langsamste, martervollste Weise. Man ergriff alle Priester, die man nur habhaft werden konnte, band ihnen die Hände auf den Rücken, und schlug ihnen mit einem Streitkolben lange Nägel in den Kopf. Kurz, die Russen hatten noch nie barbarischer gehaust, als auf diesem Zuge; Flammen und Ströme Bluts bezeichneten ihren Weg, und überall sahe man greuelvolle Denkmäler der Rasereyen eines wilden Siegers.

Aber die Rache ereilte die Barbaren, als sie sich noch im Morden sättigten. Der Aufenthalt, den sie sich selbst durch ihre Mordbrennereyen verursachten, hatte für Griechenland die glückliche Folge, daß die Griechen Zeit gewannen, ihre Armeen zu sammeln, und nun von allen Seiten auf die sichern Russen losrückten. Bald sahen sich diese überall eingeschlossen, und mußten mit ihrem eignen Blute die Greuel abbüßen, die sie bisher verübt hatten. Igor verlohr eine Menge von Leuten, und nur mit der fürchterlichsten Anstrengung konnte er sich einen Weg zu seinen Schiffen bahnen. Allein, auch hier verfolgte ihn das Unglück. Der Patrizier Teophanes, der die griechische Flotte kommandirte, umging

ihn, im Angesicht des Leuchtthurms, und ließ das griechische Feuer so geschickt auf die russischen Barken spielen, daß die Russen, die den Gebrauch dieses Feuers noch nicht kannten, vor Angst und Schrecken außer sich geriethen. Um den Flammen zu entgehen, stürzten sie sich ins Meer, und ergaben sich so einem noch schnellern Tode. Die russischen Schiffe wurden größtentheils zerstreut, zerschlagen, und ein Raub der Flammen oder des Meeres. Ein großer Theil der stolzen Sieger fand in den Fluthen sein Grab, und der Rest einer so ungeheuren Flotte, den Igor noch rettete, zerstreute sich an den Bithynischen Ufern. Aber auch hier waren sie noch nicht sicher; der Patrizier Phokas griff sie mit einer kleinen, aber auserlesenen Mannschaft noch einmal an, und eine große Anzahl Russen verlohren aufs neue ihr Leben. Was sich retten konnte, das flohe, aber im Schrecken liefen Viele ihren Feinden in die Hände, und wurden entweder ein Opfer des Schwerdts, oder von den Siegern in die Gefangenschaft abgeführt. Nur Wenige erreichten die noch übrigen Schiffe; allein da sie eben bey der Nacht die Anker lichteten und sich heimlich entfernen wollten, wurden sie vom Teophanes noch einmal überfallen und größtentheils niedergemacht. Igor war denn doch endlich so glücklich, etwan den vierten Theil seiner großen Armee zu retten, womit er beschämt und traurig nach Kiew zurückkehrte.

So

So unglücklich endigte sich diese so imposant angekündigte Unternehmung, wie sich so manche andere beendigt hat, von der man die glorreichsten Folgen erwartete. Beyspiele der Art aus der neuesten Zeit sind: Oesterreichs Rüstung, um Friedrich den Zweyten zu verderben, Suwarows Eroberung der Schweiz, Bonapartes Zug nach Syrien und Palästina, der ganze französische Krieg, und die ganze französische, schweizerische, holländische und italienische Revolution, wo Bonaparte, und überall Bonaparte dominirt.

Igor hatte alles verlohren, nur seinen Muth nicht; geschwächt und fast ganz vernichtet zog er mit dem Reste seiner Armee in Kiew ein, und statt der erwarteten Triumphgesänge hörte er Klagelieder; aber Muth und Raubgier entwarfen einen neuen Plan der Rache für die erlittene Beschimpfung. Noch gab er der Hoffnung Raum, daß die Scharte wieder ausgewetzt werden, und eine reiche Beute der Lohn seiner Anstrengungen seyn könne. Statt seinem klagenden Volke Ruhe zu gönnen, rief er es vielmehr zu einem neuen Zuge auf. Gewohnt, dem Willen des Souverains zu gehorchen, und voll Hoffnung eines glücklichern Erfolgs, sammelten sich die Schaaren, und Igor verstärkte seine Armee noch durch Hülfsvölker, die er von den Petschenegern nach langen Unterhandlungen erhielt. An der Spitze eines großen Haufens muthvoller und entschlossener Räuber zog

Igor nunmehr, im Jahr 944 wieder nach Griechenland hinab. Hier hatte Romanus den Thron der Cäsaren usurpirt, und da er noch nicht fest auf demselben saß, so kam ihm der Zug der Russen sehr ungelegen. Er suchte also den Frieden unter jeder Bedingung zu erhalten, und schickte dem Igor, noch ehe er die Grenzen des Reichs erreichte, eine Gesandtschaft zu, die ihm das Anerbieten machte, den mit Oleg abgeschlossenen Frieden in allen Punkten zu erneuern. Igor, den Rache und Raubgier bestimmten, hatte nicht schlimme Lust, dieses Anerbieten zu verwerfen; allein, seine Generale, die dem Waffenglück nicht mehr so recht trauten, gaben ihm den Rath, die gemachten Vorschläge einzugehen; und so bequemte sich denn der Fürst zum Frieden, und zog seine Armee zurück, die Petscheneger aber schickte er ab, um Bulgarien zu verwüsten.

Igor befand sich jetzt in einem Alter von 69 Jahren, und da sehnt man sich gewöhnlich nach Ruhe; auch Igor schien dieses einzusehen, und sich ein ruhiges Alter zu wünschen. Er entließ seine Truppen, zog sich in seinen Pallast zurück, und lebte einige Monate fast ohne alle Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Allein, wer einmal vom Damon der Habsucht besessen ist, der wird nie von ihm verlassen, und schmachtet immer unter seiner Gewalt. Igors Generale dachten, wie er; ihnen war Raub und Mord ebenfalls das summum bonum der

Tapferkeit; die Ruhe behagte ihnen nicht; tagtäglich lagen sie dem alten Fürsten an, einen neuen Kriegszug zu unternehmen. Dieß Dringen wirkte; der böse Genius erwachte wieder, ein neuer Zug ward beschlossen; und diesesmal sollte es den Drewliern gelten. Diese hatten sich unter einigen tapfern Fürsten zu einem gewissen Ansehen erhoben, das sie bemerkenswerth machte. Zwar bezahlten sie dem russischen Reiche noch vor wie nach den schuldigen Tribut; sonst aber lebten sie ziemlich unabhängig, und ließen sich eben nicht viel befehlen. Igors Plan ging jetzt dahin, die Drewlier zu zwingen, den Tribut beträchtlicher zu machen, und sich auf Kosten dieses Volks zu bereichern. Eine ansehnliche Armee war bald wieder auf die Beine gebracht, denn die Hoffnung zur Beute feuerte alle Russen an, einen solchen Zug mitzumachen. Natürlich waren Igors Waffen, denen der Drewlier überlegen; sie wurden besiegt, und mußten sich den Foderungen des Siegers unterwerfen. Aber jetzt zeigte sich auch der ganze unüberlegte Stolz des alten Fürsten; nicht zufrieden mit der großen Beute, die er gemacht hatte, wollte er noch mehr erzwingen. Er schickte zu dem Ende einen großen Theil seiner Armee, mit der Beute der Besiegten nach Rußland, er selbst aber kehrte mit einer kleinen Anzahl zu den Grenzen der Drewlier zurück. Diese, durch die Habsucht und Treulosigkeit ihres Siegers aufs äußerste gebracht, versteck-

ten sich im Hinterhalte, mit dem Entschlusse, entweder zu siegen oder zu sterben. Der allzusichre Igor drang immer weiter vor, ohne daß er Widerstand gefunden hätte; plötzlich aber sahe er sich von den Drewliern umringt, die seine ganze Mannschaft niederhieben, und ihn selbst tödteten. — Ein solches Ende nahm dieser habsüchtige Eroberer, der nie genug hatte, und nur im unsinnigen Rauben und Morden sein Vergnügen fand. Er hatte die kühnsten Wagstücke unternommen und glücklich beendigt; hier unterlag er einem kleinen zinnsverpflichteten Volke; dieß kleine Volk war der Rachengel so vieler gemißhandelter Nationen, die von ihm mit Feuer und Schwerdt heimgesucht worden waren. — Als einen guten Fürsten wird wohl Niemand diesen Räuber ansehen; statt als Vater das Wohl seiner Nationen zu befördern, unterdrückte er sie vielmehr, schleppte sie in Kriege, die seine Raubsucht unternahm, und entvölkerte durch diese blutigen Züge ein Land, das seiner Sorgfalt anvertrauet war, um es blühend zu machen.

Schon bey Lebzeiten Olegs hatte Igor die Prinzessin Olga geheyrathet, welche der Regent, zum Zeichen seiner Freundschaft, mit seinem Nahmen beschenkt hatte. Ueber das Herkommen dieser Fürstin sind die Chroniken uneins. Einige behaupten, sie sey die Tochter einer angesehenen Magistratsperson in Nowgorod gewesen, andere wollen wieder,

daß sie eine gemeine Fischerin gewesen sey, die Igor auf einer Barke aufgefunden habe. Diese Letztern setzen hinzu: der junge Prinz sey von ihrer Schönheit so bezaubert worden, daß er nur für sie allein gelebt habe. Als ein junger Wüstling habe er denn Versuche auf ihre Tugend gemacht, und eine leichte Beute erwartet, sey aber mit bittern Vorwürfen zurück gewiesen worden; sie habe ihn mit edler Dreistigkeit gesagt: „er sey nur darum mit der höchsten Gewalt bekleidet worden, um die Ehre seiner Unterthanen zu beschützen, nicht, sie zu verletzen, und es sey unter seiner Würde, wenn er sich zur Verführung herabließe.“ Diese kühne Rede habe dem wilden Igor gefallen; sein Herz sey von nun an nur für die schöne Fischerin reizbar geblieben, und er habe es von Tage zu Tage immer mehr eingesehen, daß er ohne sie nicht leben könne. Bald darauf habe man ihm mehrere reiche Mädchen zur Heyrath vorgeschlagen, allein, er habe an keiner weiter Geschmack gefunden, und Oleg, um seines Mündels Ruhe wieder herzustellen, habe sich genöthigt gesehen, den Gegenstand seiner Wünsche, die schöne Fischerin aufzusuchen. Auch habe er sie seines Mündels ganz würdig gefunden, habe sie ihm selbst in die Arme geführt, und, zum Beweise seiner Zustimmung, habe er der neuen Fürstin den Nahmen Olga gegeben. Die ganze Erzählung klingt freylich ziemlich romanhaft, und über die Wahrheit derselben läßt sich nicht viel ent-

scheiden; indessen die meisten Chroniken nehmen sie für wahr an.

So lange Igor lebte, hatte Olga unumschränkte Gewalt über ihn, die sie sich durch ihre Klugheit erworben hatte. Nach einer langen kinderlosen Ehe war endlich Swiatoslaw, der Erbe des väterlichen Throns, gebohren worden. Bey des Vaters Tode hatte er kaum die Jahre der ersten Kindheit zurück gelegt, mithin konnte er die Regierung noch nicht selbst übernehmen. Als Vormünderin ihres Sohnes übernahm also die Großfürstin Olga die Regentschaft, und ihr zur Seite standen ihr erster Rath Asmud, und der wackre Feldherr Swenald, den Igor ganz vorzüglich geachtet hatte.

Die Ermordung ihres Gemahls entflammte die Seele der Großfürstin mit Haß und Rache gegen seine Mörder. Ihr erster Gedanke, als sie den Thron bestieg, war, diesen Tod zu rächen, und freventlich vergaß sie, daß die unglücklichen Drewlier nur aus Nothwehr ein so verzweifelndes Mittel gewagt hatten. Diese Völker bewohnten ein Land, das von Wäldern umgeben war, welche eine Art von natürlicher Schutzwehr gegen das Eindringen fremder Nationen bildeten. Igor hatte in seiner tollen Eroberungswuth das nicht überlegt, war wie ein unsinniger Mensch vorgedrungen, und hatte nichts als den Lohn seines tollkühnen Unternehmens erhalten. Alles das wußte Olga; deshalb beschloß sie, zwar nicht

aufs neue ein so gewagtes öffentliches Spiel zu spielen, dagegen aber sich heimlich, und um desto nachdrücklicher zu rächen. Die Drewlier ihrer Seits kannten sowohl das Mißliche, als das Vortheilhafte ihrer Lage, und ahndeten leicht, daß sie von Olgas Rache alles zu befürchten hatten. Sie standen gerade damals unter der Herrschaft eines jungen, muthigen Fürsten, Nahmens Malo oder Mladita, der Entschlossenheit genug besaß, sich den Feinden seiner Nationen entgegen zu stellen, und mit ihnen um Freyheit und Unabhängigkeit zu kämpfen.

Weil indessen seine Räthe Hoffnung hatten, die Sache mit Rußland im Frieden abzuthun, so ließ er es sich gefallen, daß man in seinem Nahmen der Großfürstin Olga eine Heyrath antrug, um alle bisherige Irrungen beyder Nationen dadurch auf immer zu heben. Olga, die überall nur ihren rachsüchtigen Plan vor Augen hatte, stellte sich, als ob sie das Anerbieten wenigstens nicht ganz von sich wiese; doch beging sie die unmenschliche Grausamkeit, daß sie die schuldlosen Gesandten der Drewlier in einer besonders dazu gemachten Grube lebendig begraben ließ. Diese Barbarey mußte natürlich den Drewliern auffallen; da sie indeß der schwächere Theil waren, und die Großfürstin ihr schändliches Benehmen gegen sie zu bemänteln suchte, auch auf eine neue Gesandtschaft antrug, so wurde dieselbe noch prachtvoller und zahlreicher als die vorige, an sie ab-

gesendet. Allein, die unmenschliche Fürstin ließ auch diesen Leuten den Proceß machen, und sie mit ihrem ganzen Gefolge in einem heißen Bade ersticken. Ueber diese neuen Greuel aufgebracht, brach nun der Fürst Malo alle Unterhandlungen ab, und ergriff die Waffen; allein Olga wußte ihn durch ihre Hinterlist noch einmal zu beschwatzen, und ins Verderben zu locken. Sie stellte sich nun, als wenn sie wirklich geneigt wäre, dem Fürsten ihre Hand zu geben, und reiste mit einem großen Gefolge, das allenfalls für ein Kriegsheer gelten konnte, an die Grenze des Drewlianischen Staates. Olga richtete ein großes Gastmal an, wo die vornehmsten Drewlier versammelt waren; nach ihrem Plan sollte es ein Blutmal werden, und sie hatte alles zu genau überdacht, als daß es hätte fehlschlagen können. Die Drewlier überließen sich der Freude über die Wiederherstellung des Friedens; allein, in dem Augenblick, daß die Freude ganz allgemein wurde, fielen, auf einen Wink der Großfürstin, die Russen über die trunkenen Drewlier her, und ermordeten alles, was ihnen in den Weg kam. Fünftausend Menschen kamen auf diese schändliche Weise ums Leben; der Fürst selbst rettete sich nur mit einigen Wenigen. Die boßhafte Olga aber, zufrieden mit ihrem glücklich gelungenen Bubenstück, eilte nach Kiew zurück, und rüstete sich zum Kriege, der nun unvermeidlich war.

In der Gesellschaft ihres Sohnes übernahm

nun dieses weibliche Ungeheuer den ersten Zug gegen die unglücklichen Drewlier, im Jahr 946, mit dem festen Entschlusse, die ganze Nation bis auf einige wenige Ueberreste zu vertilgen, und so ihre Rache zu sättigen. Die Drewlier hatten das erwartet, und sich aus allen Kräften gerüstet, um dem Feinde zu begegnen. Der Großfürst Swiatoslaw führte die russische Armee an, und hatte an seiner Seite die beyden erfahrnen und kriegskundigen Männer Asmud und Swenald. Die Drewlier griffen muthig an, und hielten entschlossen Stand; allein, ihre Tapferkeit war der Menge ihrer eben so tapfern Gegner nicht gewachsen; sie erlitten eine vollkommene Niederlage, und der Großfürst stand als Sieger auf dem Schlachtfelde.

Vor der Hauptstadt Korostea, die in der Folge den Nahmen Iskoreſt erhielt, hatte Igor sein Leben verlohren; und diese Hauptstadt war auch vorzüglich zum Ziel der Rache der Großfürstin bestimmt. Mit seinem Heere rückte Swiatoslaw vor diese Stadt, und foderte sie zur Uebergabe auf. Aber die Einwohner, welche das Schicksal erwarten konnten, welches ihnen bevorstand, entschlossen sich, unter den Ruinen ihrer Stadt sich eher begraben zu lassen, als sich einer so blutdürstigen Siegerin zu ergeben. Swiatoslaw griff die Stadt an, fand aber überall den tapfersten Widerstand. Ein Jahr lang hatte die russische Armee die Belagerung fortgesetzt, und nichts

dabey gewonnen Entrüstet über diesen Widerstand nahm die Großfürstin abermals zu einer teuflischen List ihre Zuflucht. Sie stellte sich nehmlich, als sey sie zum Frieden geneigt, und ließ deshalb den Drewliern melden, daß sie gesonnen sey, mit ihnen Frieden abzuschließen, wenn sie sich nur gefallen lassen wollten, den Tribut, welchen alle andere benachbarte Nationen bezahlten, ebenfalls zu entrichten. Die Drewlier, die, nach so vielen Beweisen der abscheulichsten Treulosigkeit, doch ein gegründetes Mißtrauen gegen das Anerbieten der Großfürstin hegten, antworteten auf ihren Antrag: daß sie sich noch nie geweigert hätten, den Tribut zu bezahlen, und daß sie auch jetzt dazu geneigt wären, daß sie aber die Rache der Großfürstin wegen der Ermordung ihres Gemahls befürchteten, und also nicht eher in Unterhandlung treten könnten, als bis sie darüber beruhigt wären. Die Großfürstin ließ darauf zurück sagen: diese Rache sey aufgegeben; die Gesandten und mehrere vornehme Drewlier hätten dafür mit ihrem Leben gebüßt, mithin wolle sie ihr bisheriges, grausames Verfahren einstellen; sie verlange jetzt von der Nation nichts weiter, als einen sehr kleinen Tribut, und zwar solle jedes Haus ihr drey Sperlinge, und drey Tauben geben. — Die Drewlier, die auf diesen Antrag weiter keine Hinterlist vermutheten, ließen sich zur Erlegung des gefoderten Tributs willig finden, und brachten die Tauben und Sperlinge ins Lager

der Großfürstin. — Olga hatte jetzt, was sie wünschte, und ihre teuflische Seele freute sich im Voraus mit der vollen Sättigung ihrer Rache. Die erhaltenen Vögel theilte sie sogleich unter ihre Soldaten aus, und gab ihnen den Befehl, daß sie einem jeden, Schwefelfaden anbinden, dieselben anzünden, und die Vögel sodann los lassen sollten. Natürlich geschahe dieß zu gleicher Zeit, und eben so natürlich kehrten diese Vögel nach der Stadt und in ihre gewohnten Nester zurück. Die Schwefelfaden zündeten, die ganze Stadt stand plötzlich in Feuer, die Einwohner wußten nicht, was sie retten sollten; um nur ihr Leben zu fristen, flohen sie, und ließen brennen, was brannte. Vor der Stadt empfingen sie die Russen; diese nahmen sie gefangen und schleppten sie in die brennende Stadt zurück. Nachdem der Brand einigermaßen gelöscht war, ging die Metzelung an und dauerte mehrere Tage fort. Der größte Theil der Einwohner samt ihrem Fürsten, kamen ums Leben; nur einige Wenige wurden verschont. Das ganze Land unterwarf sich und nahm Gesetze von der Großfürstin an.

Der Geist der Grausamkeit und der Rache, welcher die Großfürstin bisher beseelt hatte, wich jetzt unvermuthet dem Geiste der Schwärmerey. Sie bereuete ihre abscheulichen Handlungen nicht, aber sie schien doch das Bedürfniß zu fühlen, dieselben auf irgend eine Weise gut zu machen. Bey ihrer Rück-

kehr nach Kiew ließ sie alle Christen, die sich, seit der Taufe des Fürsten Oskhold, daselbst aufhielten, zu sich einladen, und hielt mit ihnen Unterredungen über die Vorzüge der christlichen Religion. Bald darauf äußerte sie heftig den Wunsch, in die Gemeinde der Christen mit aufgenommen zu werden, ein Wunsch, den der Großfürst Swiatoslaw durchaus mißbilligte. Allein diese Mißbilligung hinderte sie nicht an der Ausführung ihres Entwurfs; sie war einmal entschlossen, zum Christenthum überzutreten, und in ihrer Schwärmerey fand sie immer neue Nahrung für ihren Entschluß.

In dem frommen Wahne, daß Konstantinopel allein der heilige Ort sey, wo die feyerliche Aufnahme in den Bund der Christen vor sich gehen könne, übergab sie die Regierung ihrem Sohne Swiatoslaw, und machte sich auf den Weg zur Kaiserstadt. Damals beherrschte das griechische Reich der Kaiser Konstantin Porphyrogenetus, der die russische Fürstin mit vieler Feyerlichkeit aufnahm. Mit der größten Freude erfuhr er ihren Entschluß, sich in den Schooß der christlichen Kirche zu begeben, und ertheilte dem Patriarchen sogleich den Befehl, ihr die nöthige Anweisung in den Glaubenslehren zu geben. Nach den Berichten der russischen Chroniken, machte die funfzigjährige Fürstin durch ihre Schönheit einen so großen Eindruck auf den Kaiser, daß er sich ihr sogar, gleich nach der Taufe,

zum Gemahl antrug; worauf die Großfürstin geantwortet haben soll: Er habe sie bey der Taufhandlung öffentlich und feyerlich für seine Tochter anerkannt, könne sie also, nach den Gesetzen der christlichen Kirche, nicht ehelichen, ohne eine unverzeihliche Blutschande zu begehen! Diese Sophismen sehen freylich einer so listigen und verschlagenen Fürstin, als Olga war, ganz ähnlich; allein Konstantin selbst schweigt von dieser Geschichte, und meldet blos die Feyerlichkeiten, die er bey der Taufhandlung hatte veranstalten lassen, und die Ehrenbezeugungen, mit denen er sie empfangen hatte. Uebrigens geschahe es wirklich, daß der Kaiser selbst sie im Jahr 955 über die Taufe hielt, ihr den Nahmen Helena beylegte, und sie feyerlich als seine Tochter anerkannte. Mit reichen Geschenken überhäuft, kehrte endlich die Großfürstin nach Kiew zurück.

Uebrigens blieb diese Fürstin, auch nach ihrer Religionsveränderung, ihrem alten listigen und trügerischen Charakter getreu; das zeigte sie bey jeder Gelegenheit, wo es darauf ankam, Wort zu halten. Für die reichen Geschenke, die sie vom Kaiser erhalten, und für die geistigen Wohlthaten, die er ihr erzeigt hatte, versprach sie demselben beym Abschiede andere Gegengeschenke, namentlich Wachs, Pelzwerke, und besonders einige Kriegsvölker zur Unterstützung gegen seine äußern und innern Feinde. In Kiew aber vergaß sie ihr Versprechen, und da Konstan-

tin in der Folge eine Gesandtschaft an sie abschickte, um sie an ihr Versprechen zu erinnern, so empfing sie dieselbe zwar sehr gütig, ließ sich aber weiter auf nichts ein, sondern speißte sie mit leeren Scherzen ab. Die Hülfsvölker blieben aus, und der Kaiser sahe bald ein, daß er es mit einer zwar klugen, aber auch falschen Frau zu thun hatte, die durch ihre Religionsveränderung um nichts gebessert worden war.

Uebrigens brachte die Großfürstin von nun an ihre meiste Zeit mit schwärmerischen geistlichen Uebungen zu; doch konnte sie ihre alte Neigung zur Herrschsucht nie ganz unterdrücken, und mischte sich von Zeit zu Zeit in die öffentlichen Angelegenheiten des Staats. Ihre Hauptbemühung ging indessen dahin, ihren Sohn Swiatoslaw zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen; allein, so sehr dieser auch sonst den Wünschen seiner Mutter gehorsam war, so wollte er sich doch zu dieser Religionsveränderung durchaus nicht entschließen. „Mein ganzes Volk würde mich auslachen!“ antwortete er auf alle Foderungen seiner Mutter, und blieb den alten Nationalgottheiten getreu. Das Einzigste, was sie ihm ablocken konnte, war das Versprechen, diejenigen nicht zu hindern, die der neuen Sekte beytreten würden; ein Versprechen, das er leicht geben konnte, indem er die Beharrlichkeit seiner Nation kannte, und wohl voraussehen konnte, daß die Ueberredungen der Groß-

fürstin nur Wenige für die neue Religion gewinnen würden.

Swiatoslaw erscheint in der Geschichte zwar als ein wilder Eroberer, der nichts besseres kannte, als Krieg und Blutvergießen, Verheerung und Unterdrückung freyer Völker; aber er hatte doch nichts von dem boßhaften listigen und rachsüchtigen Charakter seiner Mutter an sich; er ging offner und ehrlicher zu Werke; seinen Feinden zeigte er den entschlossenen unerschütterlichen Helden, nicht den schlauen, hinterlistigen Betrüger; seine einmal abgeschlossenen Verträge hielt er fest und unverbrüchlich, selbst, wenn sie ihm einige Aufopferungen kosteten; in seinem Thun und Lassen war er aufrichtig und redlich, treu seinen Freunden, dankbar denen, mit deren Hülfe er seine großen Siege erfochten hatte. Als ein wilder Krieger trat er auf, entschlossen, seine Eroberungen so weit als möglich auszubreiten. Diese Eroberungswuth war ein Erbtheil seines Vaters; allein er ging darin noch weiter als dieser, und zwar, dem damaligen wilden Wahne angemessen, zeigte er sich überall als ein verwüstender Sieger.

Frühzeitig härtete er zu dem Ende seinen Körper gegen alle Beschwerden der Witterung und des Krieges ab. Gleich den alten Scythen machte er sich mit der härtesten Lebensart bekannt, und entfernte jede Weichlichkeit von sich. Ohnerachtet seine Russen schon den orientalischen Luxus kannten, so machte er doch

nie Gebrauch von irgend einer Bequemlichkeit, die nur über das Nothwendige hinausging. Er stellte eine Armee auf die Beine, die er ganz nach seiner eigenen Lebensweise formte, und der er ein Beyspiel gab, daß der Mensch seine Bedürfnisse mäßigen, und unter allen Lagen des Lebens sich gleich bleiben könne. Mit dem Entschlusse, den größten Theil seines Lebens auf dem Felde hinzubringen, gewöhnte er sich auch durchaus an keine bequeme Lebensweise. Ihm war es gleich, ob Sturm oder Regen, ob Kälte oder Hitze seinen Körper abmatteten; er schlief ohne Zelt auf der bloßen Erde, setzte sich allen Beschwerden der Luft aus, bedeckte sich mit einer groben wollenen Decke, und lehnte sich mit dem Kopfe an den Sattel seines Pferdes. So schlief er ruhig, und dachte an keine weitere Bequemlichkeit. Seine Soldaten mußten sich an seine Lebensweise gewöhnen, und dadurch gewann er den Vortheil, daß ihnen ein jeder Himmelsstrich, eine jede Veränderung der Luft völlig gleich ward. Er hatte nicht einmal ordentliche Geräthe, um seine Speisen zu kochen; er aß in Gesellschaft seiner Soldaten, und nie besser als diese. Das Fleisch, welches man ihm zubereitete, wurde blos mit dem Schwerdte zerhauen, und über Kohlen geröstet. Auch gewöhnte er sich und seine Soldaten an den Genuß des Pferdefleisches, um auf den weiten Märschen, die er zu unternehmen Willens war, durch Mangel an Nahrungsmitteln nicht aufgehalten zu werden.

So

So vorbereitet begann nun der Großfürst im Jahr 965 seinen ersten Feldzug gegen die Kosaren, ein Volk, das eine Zeitlang eine sehr bedeutende Rolle spielte, und gegenwärtig zwischen dem Donez, dem Don und den Wasserfällen des Dneppers, ein eignes Reich gestiftet hatte. Nach den morgenländischen Traditionen soll diese Nation von Kozar, einem siebenten Sohne Japhets abstammen. Eigentlich aber sollen sie ihren Nahmen vom kaspischen Meere erhalten haben, welches persische Schriftsteller, das Meer der Kosaren nennen. Im siebenten Jahrhundert kamen sie vom Berge Caukasus herab, und verbreiteten sich um die Morgenufer des Pontus Euxinus. Sie wurden bald angesehen und mächtig; mehrere griechische Kaiser bewarben sich um ihre Freundschaft, und einer, von Usurpatoren vertrieben, fand bey ihnen einen sichern Zufluchtsort. Nach und nach brachten sie alle mittäglichen Länder des heutigen Rußlands, die zwischen dem Don und Dnepper gelegen waren, in ihre Gewalt, machten sich zu Herren des Taurischen Chersonesus, und zwangen mehrere kleinere Nationen zur Tributerlegung. Eine Zeitlang mußte sogar Kiew ihre Verheerungen durch einen freywilligen Tribut abkaufen. Diese mächtige Nation war dem russischen Reiche zu gefährlich, als daß Swiatoslaw sie hätte übersehen sollen. Ohnehin galt es hier mehr Selbstvertheidigung; denn, gelang es ihm nicht, die Kosaren

zu demüthigen, so standen diese schon bereit, über Rußland herzufallen. Allein, es gelang wirklich; der Großfürst, der zwar an dem kosarischen Fürsten Kagan einen sehr entschlossenen Gegner hatte, sahe sich doch endlich als Sieger, und nach einem vollen Feldzuge ward auch ihre Hauptstadt Belowescha von den Russen erobert. Seit dieser Zeit verschwindet der Nahme dieses Volks aus der Geschichte, und man weiß nicht bestimmt, ob sie sich in der Folge mit den Russen vermischt haben, oder ob sie nach der Eroberung ihres Landes ausgewandert sind.

Kaum war der Großfürst mit dieser Arbeit fertig, so wurde er schon zu einer neuen aufgerufen. Im Jahr 967 fielen die Ungern ins griechische Kaiserthum ein, und fanden an den alten Bundesgenossen der griechischen Kaiser, den Bulgariern, große Freunde, von denen sie mit Geld und Hülfsvölkern unterstützt wurden. Der Kaiser Nicephorus Phokas befand sich eben nicht in der Lage, beyden Feinden zu widerstehen; er rief also zu dem Ende den Großfürsten Swiatoslaw zur Hülfe auf. Beyde Fürsten trafen unter einander die Verabredung, daß keiner von ihnen die etwan zu machenden Eroberungen für sich behalten sollte, dagegen versicherte der Kaiser dem Großfürsten eine bestimmte Summe von Subsidiengeldern für den geleisteten Beystand. Swiatoslaw machte sich sogleich auf den Weg, drang an die Donau vor, und seine geübte Mann-

schaft fand wenig Widerstand. In kurzer Zeit hatten schon achtzig Städte dem Sieger gehuldigt, und der Großfürst, dem das Land gefiel, nahm seine Residenz in Perejaslaw an der Donau. Alle Völker, die er in den dortigen Gegenden bezwungen hatte, mußten hier ihren Tribut niederlegen.

Unterdessen aber Swiatoslaw hier seine neuen Eroberungen verfolgte, wurden seine alten Staaten von einem Feinde heimgesucht, der nichts Geringeres zur Absicht hatte, als, ganz Rußland zu unterjochen. Die Petscheneger, unterrichtet von des Großfürsten Abwesenheit, drangen im Jahr 969 in Rußland ein, verwüsteten das ganze flache Land, und rüsteten sich zur Belagerung der Hauptstadt. Die Großfürstin Mutter, und die Söhne Swiatoslaws, Jaropolk und Oleg, wurden in Kiew eingeschlossen, und zwar so enge, daß die Stadt sich weder zu rathen noch zu helfen wußte. Zwar vertheidigte die Großfürstin die Hauptstadt mit ungemeiner Entschlossenheit, zwar fehlte es überhaupt weder an Mannschaft noch an andern Kriegsbedürfnissen, dagegen aber stellte sich ein anderer fürchterlicherer Feind ein; die Stadt fing an, der nothwendigsten Lebensmittel zu entbehren. Was die drohenden Waffen der Feinde nicht vermochten, das mußte in kurzer Zeit Hunger und Durst vermögen. Ein russischer General, Nahmens Pripitsch, machte zwar einen schwachen Versuch, der Stadt Lebensmittel zuzuführen; allein die

drohende Stellung der Feinde, und die weit überlegene Anzahl derselben, machte ihn muthlos; er gab sein Unternehmen auf, und setzte sich an dem entgegengesetzten Ufer des Dneppers fest, um die Bewegungen der Petscheneger zu beobachten. Es dauerte nicht lange, so waren die Einwohner von Kiew auf das äußerste gebracht; man foderte mit drohender Eile die schnelle Uebergabe der Stadt, man wollte lieber dem feindlichen Schwerdte unterliegen, als noch länger mit allen Quaalen der Verzweiflung kämpfen. Die Großfürstin ermahnte die Einwohner zur Ruhe; sie versprach, schnelle Abwendung des Ungemachs, und nur mit Mühe erhielt sie noch einige Tage Frist. Indessen wäre alle ihre Klugheit hier zu Schanden geworden, hätte sich nicht der Zufall ins Mittel geworfen. Die Versammlung der Räthe wußte sich nicht herauszuhelfen, und alle ihre klugen Anschläge waren nicht im Stande, das Elend nur auf einige Augenblicke zu lindern. Da trat ein junger Mann in die Versammlung, und erbot sich zur Rettung der Stadt. Man nahm den Jüngling mit Freuden auf, und überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Geschenken. Sein Plan war, sich durch das Lager der Petscheneger zu schleichen, und den General Pripitsch auf dem jenseitigen Ufer zur schnellen Rettung der Hauptstadt aufzufodern. Mit einem Zaume in der Hand verließ er die Stadt, ohne von den Feinden bemerkt zu werden. So kam er im La-

ger an, wo er alle Soldaten, die er antraf, fragte, ob sie nicht irgendwo sein Pferd gesehen hätten, das ihm verlohren gegangen sey. Da er die Sprache der Petscheneger vollkommen inne hatte, so hielten ihn diese für ihren Landsmann, und ließen ihm ruhig sein Suchen fortsetzen. Sobald er aber die Ufer des Dneppers erreicht hatte, warf er mit der schnellsten Eile seine Kleider von sich, und sprang in den Strom. Jetzt sahen die Petscheneger, daß sie hintergangen wären, und ein Hagel von Pfeilen folgte ihm nach; allein, er entkam glücklich, und kaum bemerkte der russische General am jenseitigen Ufer den Flüchtling, so schickte er ihm eine Barke entgegen, die ihn aufnahm und ins russische Lager brachte.

Der junge Mensch entdeckte nun dem General die unglückliche Lage der Hauptstadt, und foderte ihn zur schnellen Rettung derselben auf. Pripitsch sahe nun wohl ein, daß er nicht länger weilen dürfe, wenn er den Zorn des Großfürsten von sich abwenden wolle; er beschloß also, dem jungen Manne zu folgen, und die Feinde anzugreifen. Noch am nehmlichen Tage schiffte er alle seine Truppen ein, und näherte sich den Feinden. Diese, durch ein fürchterliches Geschrey, welches die Russen machten, erschreckt, glaubten, daß Swiatoslaw selbst mit seiner ganzen Armee im Anzuge sey, ließen alle ihre Vortheile aus den Händen, zogen sich in der größten Uebereilung zurück, und befreyten die Stadt. Dieß war es,

was der junge Mann beabsichtigt hatte, und was ihm so meisterhaft gelang. Die Großfürstin Olga selbst kam mit den beyden jungen Prinzen, ihrem Retter entgegen, und der General Pripitsch hielt einen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt. Der Fürst der Petscheneger sahe nun wohl ein, daß er durch ein Blendwerk sich hatte täuschen lassen; indessen die alten Vortheile waren nicht wieder herzustellen; an die Eroberung von Kiew war nun nicht mehr zu denken. Er foderte deshalb den russischen General zu einer Unterredung auf, und dieser gab ihm den Rath, daß es das Beste sey, was er thun könne, sich eiligst davon zu machen, um nicht dem Swiatoslaw in die Hände zu fallen, der schon auf dem Rückwege begriffen sey. Diesen Vorschlag ließ sich der Fürst gefallen, und bey ihrer Trennung beschenkten sich beyde Krieger, zum Beweise gegenseitiger Achtung. Der Fürst gab dem General ein Pferd, einen Säbel und einige Pfeile, und dieser schenkte dagegen dem Fürsten, Harnisch, Schild und Schwerdt. So gingen die beyden Gegner aus einander, ohne eigentlich Friede zu machen, und die Petscheneger zogen sich zurück, und verwüsteten, wo sie hinkamen, das platte Land.

Unterdessen war Swiatoslaw von dem Einfall der Petscheneger unterrichtet worden, und eilte seiner alten Hauptstadt zur Hülfe. Auf dem Rückwege stieß er auf die feindliche Armee; sogleich griff

er sie an, schlug sie in die Flucht, und brachte es so weit, daß sie um Frieden bitten mußten, den er ihnen denn auch zugestand. Siegreich zog er nun in Kiew ein, und begrüßte seine treuen Unterthanen. Zugleich erklärte er aber auch, daß er von nun an nicht mehr in Kiew residiren wolle, sondern, daß er den Sitz seiner Herrschaft nach Perejaslaw verlege, wo der Mittelpunkt seines Reichs sey, und wo er sich alle Bedürfnisse mit leichter Mühe verschaffen könnte, indem ihm die Griechen Gold, Wein, Baumfrüchte, Getreide, Seidenwaaren und andere Dinge, die Ezechen und Ungarn, Pferde und Silber, die Russen aber Honig, Wachs, Meth und Knechte brächten. Diese Erklärung kam den Einwohnern von Kiew wenig gelegen; sie liebten ihren Fürsten, ob sie ihn gleich selten um sich hatten; am meisten aber bekümmerte sich die alte Großfürstin über diesen Entschluß, und grämte sich darüber so sehr, daß sie innerhalb drey Tagen mit Tode abging.

Im Jahr 970 befolgte Swiatoslaw seinen Entschluß, und verlegte seine Residenz von Kiew nach Perejaslaw. Dieß war das erstemal, daß der Großfürst seinen gemachten Verträgen zuwider handelte. Denn, wie oben schon gesagt worden ist, hatte der griechische Kaiser mit dem Großfürsten abgemacht, daß keine Parthey Bulgarien für sich behalten sollte; und doch zeigte Swiatoslaw jetzt deutlich genug, daß er gesonnen sey, sich in diesem Lande ganz

fest zu setzen. Aber eines Theils wollte oder konnte der griechische Kaiser die versprochenen Subsidien nicht bezahlen, andern Theils war der Großfürst durch den griechischen Feldherrn Caloger ausdrücklich zu diesem Schritte aufgefodert worden. Dieser Caloger nehmlich, der die ganze Unterhandlung mit dem Großfürsten im Nahmen des Kaiser Phokas, eingeleitet hatte, war ein heimlicher Gegner des Kaisers, und trachtete demselben nach Thron und Leben, um selbst die Kaiserkrone zu usurpiren, deswegen feuerte er selbst die Russen an, daß sie sich in Bulgarien festsetzen möchten, und versprach ihnen die Zustimmung des Kaisers, indem er den Großfürsten dadurch für seine Parthey zu gewinnen, und mit russischer Hülfe den griechischen Thron zu erhalten hoffte.

Ehe aber Swiatoslaw nach Bulgarien zurückkehrte, erklärte er, daß er gesonnen sey, seine alten Staaten unter seine Söhne zu vertheilen, doch mit dem Vorbehalt, daß ihm selbst die Oberhoheit in allen diesen Ländern vor wie nach verbleiben sollte. Zu dem Ende gab er seinem ältern Sohne Jaropolk die Herrschaft über Kiew, dem jüngern, Oleg, aber das Land der Drewlier. Noch hatte er einen natürlichen Sohn, Nahmens Wladimir, den er mit einer Kammerfräulein seiner Mutter erzeugt hatte, und den er vorzüglich liebte. Diesem hatte er die Herrschaft über Nowgorod zugedacht;

da aber diese Stadt sich damals wieder mächtig erhoben, und ihr Ansehen und ihre Reichthümer ungemein vermehrt hatte, so mußte er dabey etwas vorsichtig verfahren. Die Nowgoroder hatten schon seit einiger Zeit beym Swiatoslaw angehalten, ihnen einen eigenen Fürsten zu geben, und, im Weigerungsfall hatten sie mit einer eigenen freyen Wahl gedroht. Dobrin, der Bruder von Wladimirs Mutter, ward zu dem Ende mit dem jungen Prinzen nach Nowgorod abgeschickt, der denn endlich die Einwohner dahin zu bringen wußte, daß sie den Prinzen Wladimir zu ihrem Fürsten erwählten.

Nachdem nun alles dieses berichtigt war, begab sich der Großfürst nach Bulgarien zurück. Hier hatten sich unterdessen die flüchtigen Einwohner gesammelt, und eine ansehnliche Armee formirt, die man im Hinterhalte gestellt hatte. Swiatoslaw rückte ohne Widerstand nach Perejaslaw vor; hier wurde er aber plötzlich von den Bulgaren überfallen, und mit verzweifelndem Ungestüm angegriffen. Umringt von Feinden, verlohren die Russen ihre Geistesgegenwart, und geriethen in Unordnung; aber der Großfürst allein ließ sich nicht irre machen, stellte die Ordnung wieder her, und machte nun einen verstellten Rückzug. Dieß reizte die Feinde zu weitern Schritten; schon glaubten sie sich Sieger; plötzlich aber erneuerte der Großfürst das Gefecht; die erstaunten Bulgaren wichen zurück; Angst und Schrecken

bemächtigte sich ihrer; sie flohen, und ließen ihre Hauptstadt im Stich. Perejaslaw ward auf der Stelle wieder erobert, ganz Bulgarien wurde verwüstet und dem Sieger unterworfen.

Unterdessen war der Kaiser Nicephorus Phokas von seinem Nachfolger, Johann Cimisces, meuchelmörderisch ermordet worden. Der neue Kaiser erfuhr jetzt die Betrügereyen des Feldherrn Caloger, und die Unternehmungen der Russen in Bulgarien. Natürlich mußte ihm daran liegen, einen so mächtigen Nachbar, als Swiatoslaw war, von seinen Grenzen zu entfernen, und seine weitern Fortschritte zu hemmen. Daß der Großfürst jetzt nicht mehr in Güte seine Eroberungen herausgeben würde, konnte er vermuthen; er mußte sich also zum Kriege entschließen, und rüstete sich deshalb, um den Feldzug mit dem Anfange des Frühlings zu unternehmen. Allein Swiatoslaw merkte bald, was der griechische Kaiser im Sinn führte. Er beschloß deshalb, ihm zuvor zu kommen, verstärkte seine Armee durch Petscheneger, Ungarn und Bulgaren, die er sich unterworfen hatte, und ehe es sich der Kaiser versah, stand der Großfürst schon, wie man sagt, an der Spitze von 30000 Mann, eine Anzahl, die bestimmt übertrieben ist, drang in Thrazien vor, verwüstete und verbrannte alles, was sich ihm widersetzte, und schlug vor Adrianopel sein Lager auf. Der Kommandant dieser Stadt suchte sich durch eine

List zu retten, die ihm auch gelang. Die Russen wurden geschlagen, erlitten eine große Niederlage, und mußten sich nach Bulgarien zurückziehen.

Indessen blieb Swiatoslaw doch noch immer Herr dieses Landes und der Hauptstadt. Cimisces, der es darauf angelegt hatte, die Russen ganz aus dieser Gegend zu vertreiben, rückte mit einer großen Armee nach Perejaslaw vor, als der Großfürst sich eben aus dieser Hauptstadt entfernt hatte. Die Stadt wurde von den Griechen mit Sturm erobert, aber 8000 Russen fielen den Feinden in den Rücken, erkämpften sich einen Durchgang, und warfen sich in die Citadelle. Diese galt damals für eine der haltbarsten und unüberwindlichsten Festungen. Allein die Belagerer warfen das griechische Feuer in die Citadelle, und setzten dadurch alles in Flammen. Nun blieb den unglücklichen Eingeschlossenen keine Rettung mehr übrig; Viele von ihnen stürzten sich von der Höhe des Felsens in die Tiefe hinab, Viele wurden ein Raub der Flammen, und die Uebrigen fielen den Siegern in die Hände, die sie ohne Barmherzigkeit niedermetzelten.

Swiatoslaw, beunruhigt durch den Verlust von Perejaslaw, und über die Niederlage seiner Russen aufgebracht, folgte zum erstenmal den Eingebungen einer unerlaubten Rachsucht. Er ließ dreyhundert Bulgaren, die sich unter seinem Gefolge befanden, aus bloßem Verdacht einer Treulosigkeit,

die Gurgel abschneiden. Mit dem Reste seiner Armee bezog er ein Lager, und beobachtete den siegenden Feind. Dieser verfolgte indeß seine Vortheile, und machte sich zum Herrn mehrerer Städte. Dürostol, an der Donau, war eine von den wichtigsten, die noch zu erobern übrig waren, und der Großfürst konnte vermuthen, daß die Griechen nicht säumen würden, diese wichtige Stadt sich zu unterwerfen. Um dieß zu verhindern, eilte er mit dem Reste seiner Armee dieser Stadt zur Hülfe. Timisces erschien und foderte die Stadt auf; er erhielt abschlägliche Antwort, und nun wurde die Stadt von der Land- und Wasserseite enge eingeschlossen. Swiatoslaw griff die Griechen an, und wurde nach einem hartnäckigen Widerstande geschlagen; die Stadt selbst aber auf den höchsten Grad der Verzweiflung gebracht. Swiatoslaw that, was er konnte, um die Stadt zu retten; allein, seine Bemühungen waren vergebens; nur mit Mühe entging er der Gefangenschaft. Jetzt riethen auch die kühnsten Generale dem Großfürsten zum Frieden; allein er wollte davon nichts wissen; wenigstens sollte noch ein letzter entscheidender Versuch gewagt werden. Er machte verschiedene Verordnungen für den folgenden Tag, und ermahnte seine Soldaten, eher zu sterben, als sich einem stolzen übermüthigen Feinde zu ergeben. Ein allgemeiner Beyfall, ein allgemeiner Enthusiasmus folgte auf diese Ermahnung. Ruhig bereitete

sich der Großfürst zum Tode; er befahl, die Thore zu verschließen, um den Soldaten jede Hoffnung zur Rückkehr zu benehmen, und ihnen keine Auswahl zwischen Sieg oder Tod zu lassen. So vorbereitet rückte er den Feinden entgegen. Die Russen griffen mit einer Wuth an, wodurch die Griechen in Erstaunen gesetzt wurden. Aber sie ermannten sich bald; die kleine Anzahl ihrer heldenmüthigen Gegner konnte ihrer Uebermacht nicht lange Widerstand leisten; nach dem hartnäckigsten, verzweiflungsvollsten Kampfe sahe sich Swiatoslaw besiegt, und auf immer gedemüthigt. Aber dieser Sieg hatte auch den Griechen so viel Menschen gekostet, daß sie es nun nicht mehr ihren eignen Kräften zutrauten, etwas mehr gegen die Russen zu unternehmen, sondern mit Freuden den Vergleich eingingen, den ihnen der Großfürst nunmehr anbot.

Nestor, der Vater der russischen Geschichte, behauptet zwar, daß die Russen in diesem ganzen Kriege mit Griechenland überall als Sieger den Kampfplatz verlassen hätten; allein, diese Behauptung ist denn doch nicht wahrscheinlich; wenigstens entspricht der ganze Friedensvergleich nicht den Foderungen eines Siegers. Swiatoslaw mußte sich verbindlich machen, und beschwor es beym Perun, „mit allen griechischen Kaisern, zu allen Zeiten, Frieden und Freundschaft zu halten, in keines ihrer Lander, namentlich in Bulgarien, nie mehr einen Einfall

zu thun, und, wenn sonst jemand dergleichen zu thun Willens wäre, selbst gegen ihn zu Felde zu ziehen." — Nach diesem Vergleiche sieht man offenbar, daß Swiatoslaw in Bulgarien alles verloh-ren hatte, mithin konnte er nicht Sieger seyn. Unter diesen Voraussetzungen ist es also wohl rathsamer, hier den griechischen Nachrichten zu folgen, die uns den Ausgang dieses unglücklichen Krieges ganz genau anzeigen und mehrere sichere Data davon geben.

Der Großfürst mußte also, nach diesem Vergleiche, im Jahr 971, seine Eroberungen an der Donau wieder verlassen, und in seine alten Erbstaaten zu-rückkehren. Er wollte dazu den nächsten Weg längst dem Dnepper wählen. Sein alter Feldherr Swenald stellte ihm die Gefahren vor, die seiner warteten, wenn er bey seinem Eigensinn beharrte, indem die Petscheneger auf den Inseln des Dnepprs, nur dem Augenblicke entgegen sahen, ihn zu überfallen und zu tödten; und bat ihn deshalb, den Weg in sein Erbreich zu Lande zu machen, wo weniger Gefahr zu befürchten stand. Allein, der Großfürst behauptete seinen Eigensinn, entweder, weil er des Lebens überdrüssig war, und sich schämte, nach diesen Niederlagen in seinem Erbreiche zu erscheinen, oder, weil er die Gefahr nicht so groß achtete, als sie wirklich war. Er ließ sich von der Einschiffung nicht abhalten, und befahl allen seinen Soldaten, ihm zu folgen.

Unterdessen wußten es die Petscheneger schon, durch die Einwohner von Perejaslaw, daß der Großfürst mit seiner kleinen Mannschaft auf dem Rückwege nach Kiew begriffen sey. Um sich an ihrem Feinde zu rächen, machten sie die Mündung des Dnepers durch Versenkungen untief, und zwangen dadurch den Großfürsten, daß er an einem Orte, Nahmens Bielbereg, oder, das weiße Ufer, überwintern mußte, wo er mit seinen Soldaten alle Quaalen des Hungers und der Verzweiflung auszustehen hatte. Sobald der Frühling zurückkehrte, machte Swiatoslaw den Versuch zur Fortsetzung seiner Reise nach Rußland. Aber plötzlich sahe er sich von Kura, dem Fürsten der Petscheneger, mit solchem Ungestüm angegriffen, daß es ihm nicht mehr möglich war, seine Soldaten in Ordnung zu erhalten. Er wurde geschlagen, gerieth in die Gefangenschaft seiner Feinde, und mußte mit seinem Kopfe dafür büßen, daß er der Sieger ihrer Landsleute gewesen war. Sein Hirnschädel wurde mit Gold ausgelegt, und diente dem Fürsten Kura zu einem Trinkgefäß, um sich dabey jedesmal des glorreichen Tages zu erinnern, der seinen Feind in seine Hände gegeben hatte. Nur Swenald rettete durch Muth und Entschlossenheit einen kleinen Theil der Mannschaft, mit der er glücklich in Kiew anlangte, wo er dem Fürsten Jaropolk die Nachricht von dem traurigen Ende seines Vaters überbrachte.

So beschloß Swiatoslaw seine so glorreich angefangene Laufbahn, ein Fürst, der wegen seiner rein spartanischen Sitten sowohl, als wegen seiner großen Heldentugenden unter den ersten Fürsten des alten Rußlands zu glänzen verdient. Er war Eroberer, wie sein Vater, aber weniger grausam, als dieser, und die Abscheulichkeiten seiner Mutter hat er nie nachgemacht. Freylich war er nicht eigentlich ein schonender Krieger; aber dieß lag auch nicht in dem Begriff der damaligen Zeiten. Nach der damals herrschenden Meinung konnte man sich keinen Helden ohne barbarische Grausamkeit denken; im Sengen, Brennen und Morden bestand damals die höchste Kunst des Kriegführens. Swiatoslaw war unstreitig noch menschlich dabey zu Werke gegangen; und, wenn man die Greuel seiner Vorfahren dagegen hält, so erscheint dieser wie ein Engel gegen jene Barbaren!!

Eilfter Brief.

Mit dem Swiatoslaw können wir die erste Periode, nehmlich, die Periode der ersten Ausbildung der russischen Nation beschließen. Jetzt, mein lieber Freund, kommen wir auf die Epoche der Theilungen, und der daraus herfließenden Brudermorde, so wie der damit verbundenen Schwächung des Staats. Jetzt steht der Bruder gegen den Bruder auf, um die Alleinherrschaft mit ihm kämpfend, und alle Waffen gebrauchend, welche Ruchlosigkeit und Herrschsucht erfunden haben. Mit unerhörtem Grimme wüthen jetzt die Fürsten gegen ihre nächsten Blutsfreunde, und verbreiten die Schrecken der Zerstörung in ihrem eigenen Lande. Es häufen sich Greuel auf Greuel; die Nation sinkt immer tiefer unter den ewigen Fehden, und, erscheint auch einmal ein Sonnenblick besserer Hoffnung, so verlischt er wieder, ehe irgend jemand seine Wirkung empfunden hat. Ein schreckliches Gewebe von Bübereyen aller Art verdunkelt jeden Hoff-

nungsstrahl, und eine theure Erfahrung macht die Menschen weder weiser noch vorsichtiger. So dauert es mehr als zwey Jahrhunderte fort; die Schrecknisse häufen sich; der geschwächte Staat, durch innere Händel zerrüttet, bahnt seinen furchtbaren Feinden, den Mongolen und Tartarn, selbst den Weg zur gänzlichen Unterjochung, und schmiegt sich endlich demüthig unter die Fesseln, die er sich mit der unsinnigsten Gleichgültigkeit schmiedete. Lassen Sie uns, mein Freund, die Vorfälle in dieser traurigen Epoche der Reihe nach durchgehen, und Sie werden sehen, daß Swiatoslaws unsinniger Theilungsplan den ersten Grund zu dem schrecklichen Verderben des Landes gelegt hat.

So gut es auch der Großfürst, bey Ausführung dieses Plans, mit seinen Söhnen meynte, so schlecht hatte er das Beste seines Volks dabey beachtet. Hier zeigte er sich durchaus als einen Mann, dem Menschenkenntniß gänzlich fremde war, der sich blos vom Familieninteresse leiten ließ, dagegen aber den menschlichen Egoismus gar nicht berechnete, und den Charakter seiner Söhne nicht in Anspruch brachte. Selbst die innigste Bruderliebe muß oft dem Privatinteresse weichen, und, sobald Leidenschaft und Herrschsucht mit ins Spiel kommen, so schweigen alle andere Verhältnisse, und der Dämon der Zwietracht brütet da, wo sonst Frieden und Einigkeit wohnte. Wir dürfen nur um uns sehen, so finden wir, unter allen Ver-

hältnissen, diese Wahrheit bestätigt, und der böse Geist des Eigennutzes vertreibt den Genius des Friedens und der Liebe! —

Swiatoslaws Söhne erhielten nun, nach dem Tode ihres Vaters, die Oberherrschaft über diejenigen Länder, die sie bisher nur gleichsam, unter dem väterlichen Titel, besessen hatten. Jaropolk, als Herr von Kiew, war der Erbe seines Vaters in der großfürstlichen Würde, ein Mensch ohne Treu und Glauben, der ein unbedeutender Regent gewesen wäre, wenn er nicht nach der Alleinherrschaft, und nach dem Erbe seiner Brüder getrachtet hätte. Beseelt von einem Dämon des Ehrgeizes, der nach allem strebt, was er nicht erreichen kann, fehlte ihm doch Muth und Entschlossenheit. Ohne Selbstdenken folgte er, in feiger Unthätigkeit, dem Rathe seiner Günstlinge, und, wenn ihm eine blinde Wuth anwandelte, so war er im Stande, das fürchterlichste Verbrechen zu verüben, ohne über die Folgen weiter nachzudenken. Grundsätze hatte er gar nicht; was er heute beschloß, das widerlegte er morgen; sein Herz war den Eindrücken des Guten so wie des Bösen offen; aber für Beydes hatte er gleich wenig Muth. Mit kaltem Blute konnte er Todesurtheile unterzeichnen, und dann reumüthig über der Leiche des Gemordeten weinen. Er war nichts durch sich selbst, alles durch andere. Zuweilen affektirte er, selbstständig zu handeln, und doch war er nur die Puppe seiner Günst-

linge, die ihn lenkten, wohin sie ihn haben wollten. Er glaubte, tapfer zu seyn, aber, war die erste Hitze verraucht, so zeigte er sich als einen feigen, muthlosen Menschen.

Jaropolks Bruder, Oleg, Fürst der Drewlier, war ein Sklave sinnlicher Leidenschaften, ein ehrgeiziger, gewissenloser, heimtückischer Mensch, dessen Nahme in der Geschichte kaum genannt seyn würde, hätte er denselben nicht durch einen bübischen Meuchelmord befleckt, der sein gänzliches Verderben nach sich zog. Swenald, dieser wackre Feldherr, dieser würdige Vertraute zweyer Großfürsten, hielt es für seine Pflicht, auch den Rest seines Lebens dem Staate zu opfern, dem er seine Jugend hingegeben hatte; er bot deshalb dem Fürsten Jaropolk seine Dienste an, und dieser, ohne gerade sein Verdienst gehörig zu würdigen, nahm ihn bey sich auf. Lut, der Sohn dieses Feldherrn, ein rascher, aber wackrer junger Mann, fand an der Jagd ein großes Vergnügen, und da es gerade nichts besseres zu thun gab, so beschäftigte er sich fleißig damit. In der Hitze des Verfolgens war er auch auf Olegs Felder gerathen, und ohne sich weiter darum zu bekümmern, setzte er sein Vergnügen fort. Oleg aber, der ihm begegnete und erkannte, war über die Freyheit des jungen Mannes so aufgebracht, daß er ihn meuchelmörderischer Weise anfiel, und ihn auf der Stelle tödtete.

Dieser niedrige Meuchelmord, der im Jahr 974 vor sich ging, war das Signal zu Bruder- und Bürgerfehden. Jaropolk hatte lange nach der Herrschaft seines Bruders getrachtet, aber dieser feige und muthlose Mensch wußte nicht, wie er es anfangen sollte, die geheimen Wünsche seines Ehrgeizes zu befriedigen. Auch jetzt hätte er aus Feigheit noch nicht die Waffen ergriffen, wenn nicht der alte Swenald, voll Schmerz und Wuth über den Tod seines Sohnes, ihn dazu angefeuert hätte. Jaropolk griff also zu den Waffen, und die Fehde, die erste Bürgerfehde in diesem Lande, die hernach weit größern Platz machen mußte, ward erklärt. Beyde Brüder lieferten einander ein Treffen, und es fehlte dem Oleg nicht an persönlicher Tapferkeit, um seinem Bruder zu widerstehen. Aber, an der Spitze des großfürstlichen Heeres stand Swenald, der entschlossen war, den Mord seines Sohnes an dem Mörder zu rächen, und deswegen alle seine Kräfte anstrengte. Oleg wurde geschlagen, und mußte mit seiner zersplitterten Armee die Flucht ergreifen. Die Feinde setzten ihm nach; beym Uebergange über eine Brücke, brach dieselbe unter der Last der Fliehenden; Oleg stürzte in den Morast hinab, die nachstürzenden Pferde und Menschen bedeckten ihn, und er mußte, wahrscheinlich auf eine sehr fürchterliche Weise, ersticken. Nach dreyen Tagen fand man den Leichnam des unglücklichen Prinzen, und Jaropolk, als er

den zertretenen Körper seines Bruders ansichtig wurde, weinte über den, den er verfolgt hatte, und ließ ihn mit großen Cerimonien in der Stadt Kutschey zur Erde bestatten. Er selbst folgte der Leiche mit allen sichtlichen Anzeichen der Trauer, und machte dem Swenald öffentlich bittre Vorwürfe, daß er ihn zu einem Feldzuge gegen einen so geliebten Bruder verführt hätte. Indessen verhinderte diese wahre oder erkünstelte Reue es doch nicht, daß Jaropolk nicht auf der Stelle von dem Erbe seines gemordeten Bruders Besitz nahm, ohne es mit seinem dritten Bruder Wladimir zu theilen; vielmehr sahe es ein jeder, daß er auch einen großen Gelust auf Nowgorod habe.

Wladimir, der es wohl merkte, daß das Ungewitter auch über ihn losbrechen würde, hielt sich in Nowgorod nicht mehr sicher, und, um nicht Olegs unglückliches Schicksal zu theilen, verließ er seine Staaten, und flohe über das Meer zu den Warägern. Selbsterhaltung foderte ihn auf, sich gegen einen Bruder zu rüsten, der nach der Alleinherrschaft strebte, und in dieser Hinsicht kann man sein erstes Unternehmen gerade nicht sträflich nennen; aber, daß er weiter ging, als er eigentlich sollte, daß er sich dem wildesten Gefühl der Rache überließ und Handlungen beging, die nur ein Unmensch gut heißen kann, das war schändlich, und bringt seinem Nahmen einen ewigen Schandfleck!! —

Jaropolk nahm auf der Stelle Besitz von den verlassenen Ländereyen seines Bruders, und aus allen Anstalten, die er traf, leuchtete es hervor, daß er nicht gesonnen war, ihm dieselben wieder zurück zu geben. Er setzte seine Statthalter im Lande ein, und gab ihnen gemessene Befehle, sich allen Unternehmungen seiner Gegner zu widersetzen. — Unterdessen aber hatte Wladimir unter den Warägern ein ansehnliches Heer gesammelt, und an der Spitze dieses tapfern Haufens rückte er im Jahr 978 wieder in Nowgorod ein. Die vorgefundenen Woyewoden des Großfürsten entließ er ihrer Verpflichtung, und schickte sie an ihren Herrn zurück, mit dem Auftrage an Jaropolk: „Daß sein Bruder ihm für seine freundschaftliche Vorsorge danke, und bald selbst an der Spitze einer ansehnlichen Armee nach Kiew kommen werde, um ihm den schuldigen Dank persönlich abzustatten.“ — Von nun an hatte Jaropolk an seinem Bruder einen unversöhnlichen und furchtbaren Feind, der immer weiter um sich griff, und das ganze Reich zu verschlingen drohte. Rogwolod, der Fürst von Ploczko, hatte eine Tochter, welcher sich der Großfürst zur Ehe hatte antragen lassen. Ploczko war eine von denjenigen Städten, welche Rurik einst den Feldherren seiner Armee zugetheilt hatte, und, wie sich aus allem schliessen läßt, so erhielten sie zugleich über ihre Besitzungen vollkommene Landeshoheit. Ob Rogwolod

ein Abkömmling der alten Herren war, oder, ob er die Stadt durch das Eroberungsrecht besaß, ist unentschieden; genug, er war ein reicher, geachteter Fürst, und stand mit mehreren andern Nationen in freundschaftlicher Verbindung.

Kaum erfuhr Wladimir, daß sein Bruder um die Prinzessin von Poloczk angehalten habe, als er auch seiner Rache den Zügel schießen ließ, und den Bruder hier zu verdrängen suchte. Ohne von den Wünschen des Großfürsten Notiz zu nehmen, schickte er eine Gesandtschaft an den Fürsten Rogwolod, und ließ ebenfalls um dessen Tochter für sich anhalten. Jaropolk war schon verheyrathet; sein Vater Swiatoslaw hatte auf seinen Zügen eine vornehme Griechin von ausnehmender Schönheit zur Gefangenen gemacht, und sie seinem ältesten Sohne zur Gemahlin übergeben. Von dieser wollte sich Jaropolk jetzt trennen, um die Prinzessin von Poloczk zu heyrathen; da aber sein Bruder ihm daselbst in den Weg kam, so nahm er seine alte Gemahlin wieder an, und lebte mit ihr bis an seinen Tod. Unterdessen wußte Rogwolod nicht, wozu er sich entschließen sollte; aber seine stolze Tochter entschied, und bewirkte dadurch das Verderben ihres Vaters. Als man sie nehmlich um ihre Gesinnung befragte, antwortete sie mit stolzem Uebermuthe: „Ich will nicht den Sohn einer Sklavin ausziehen; deshalb wähle ich den Jaropolk!“ — Um diese

Antwort zu verstehen, müssen Sie wissen, mein Freund, daß es damals zur Mode gehörte, daß junge Leute einander am Hochzeittage ausziehen mußten, und, wie Ihnen schon bekannt ist, war Wladimir der Sohn einer Kammerfrau der Großfürstin Olga.

Diese beleidigende Antwort reizte Wladimirs ganze Rache; der stolze Fürst, der ohnehin allenthalben seiner wilden Laune den Zügel schießen ließ, nahm das für eine Beleidigung auf, die nur durch Blut gut gemacht werden konnte. Mit einem Ungestüm ohne Gleichen drang er in Poloczk ein, eroberte die Stadt, tödtete mit eigner Hand den Fürsten und seine beyden Söhne, und zwang die junge Fürstin, den Mörder ihres Vaters und ihrer Brüder, als Gemahl anzuerkennen.

Nunmehr schien es ihm auch Zeit zu seyn, sein Versprechen, das er seinem Bruder gegeben hatte, zu halten, und ihn in Kiew heimzusuchen. Jaropolk hatte ihn schon längst erwartet, war aber zu feige gewesen, sich ihm entgegen zu stellen. Ein verächtlicher Bösewicht, Nahmens Blude, ein Waräger Fürst, den Jaropolk mit Wohlthaten überhäuft hatte, war das Werkzeug, welches Wladimir ausersehen hatte, seine Rache zu leiten. Bestochen von dem Nowgorodischen Fürsten, wußte er den Jaropolk in seiner trägen Sicherheit zu erhalten, und ihm ganz von aller Aufmerksamkeit gegen die Unternehmungen seines Bruders abzulenken. Jetzt wurde

die Hauptstadt von Wladimir eingeschlossen; aber die Einwohner, welche ihren Fürsten liebten, so wenig er es auch verdiente, vertheidigten tapfer ihre Mauern, und ohne die Einwirkung des Verräthers Blude, wäre es dem Wladimir vielleicht nicht möglich gewesen, seinen Plan durchzusetzen. Aber dieser schändliche Mensch wußte die treuen Bürger dem Großfürsten verdächtig zu machen. Jaropolk sahe sich nun mit Verräthern und Verschwornen umgeben, die nur auf den Augenblick warteten, ihn zu ermorden, und die Stadt seinem Bruder zu übergeben; und deshalb ließ er sich von seinem bestochenen Vertrauten zu dem unüberlegten Schritt bereden, die Hauptstadt zu verlassen, und sich durch die Flucht zu retten, wenn er nicht, wie jener ihm vorspiegelte, in kurzer Zeit in die Gewalt seines Bruders überliefert seyn wollte.

Jaropolk verließ also den einzigen sichern Zufluchtsort, der ihm noch übrig geblieben war; die guten treuen Bürger Kiews überließ er ihrem Schicksale, dagegen behielt er seinen bösen Dämon bey sich, der sich zu seinem Verderben gegen ihn verschworen hatte. Kiew ging über, und huldigte dem Sieger. Jaropolk schloß sich in eine kleine Feste ein, wurde belagert, erlitt alle Quaalen des Hungers und der Verzweiflung, sahe sich endlich durch seinen Verführer auf den höchsten Grad des Elends gebracht, und folgte dennoch dessen verrätherischen Eingebun-

gen. Er hätte bey den Petschenegern einen sichern Zufluchtsort und Unterstützung finden können; allein Blude überredete ihn, sich seinem Bruder zu unterwerfen, und um Frieden zu bitten. Er that, was man ihm rieth, ließ die Thore öffnen, und Wladimir, darauf vorbereitet, empfing ihn mit offnen Armen. In dem Augenblick aber stürzten einige Waräger herbey und durchbohrten den Großfürsten, ohne daß Wladimir Miene machte, ihn zu retten. Es war deutlich genug, daß er selbst die ganze Veranstaltung getroffen, er selbst den Mord seines Bruders beschlossen hatte.

Durch Brudermord hatte sich Wladimir also die Alleinherrschaft über Rußland errungen; doch bediente er sich derselben mit ziemlicher Mäßigung, und zeigte, daß er derselben wenigstens nicht ganz unwürdig sey. Zwar gehört er nicht zu den besten, wohlthätigsten Fürsten, welche das Land beherrschten; allein, er hatte doch auch viele gute Seiten, die ihn auszeichneten. Das erste Unternehmen als Alleinherr war nun freylich den Gesetzen der Moral und der Billigkeit gleich sehr zuwider; allein, er wurde auch dafür hart bestraft. Die Wittwe seines Bruders war schwanger, als Jaropolk ermordet wurde; Wladimir aber zwang sie, seine Hand anzunehmen, und, sobald das Kind zur Welt kam, erklärte er es für seinen eigenen Sohn, und nannte ihn Swiatopolk. Dieser Prinz, in einer ehebrecherischen Um-

armung erzeugt, machte in der Folge dem Vater ungemeinen Verdruß, und wurde noch, nach dessen Tode, der Tyrann seiner Brüder.

Dagegen war sein Benehmen gegen Blude, der, von ihm bestochen, seinen Herrn verrathen, und denselben ihm überliefert hatte, sehr überdacht, wenn auch nicht billig. Einem solchen abscheulichen Verräther war auf keine Weise zu trauen; sich von diesem Menschen abhängig zu machen, ihn mit Ehren und Würden auf Lebenslang zu bekleiden, und ihm dadurch Gelegenheit zu geben, auch gegen ihn als entscheidender Gegner mit Erfolg aufzutreten — ein solcher Verstoß gegen die Politik wäre vom Wladimir unverzeihlich gewesen. Auch liebte er, wie mehrere Fürsten alter und neuer Zeit, wohl die Verrätherey; aber nicht den Verräther. Blude meinte es mit ihm eben so wenig treu, als er es mit dem Jaropolk gemeint hatte, mithin mußte dieser Mensch entfernt, und, wo möglich, auf immer unschädlich gemacht werden. Wahrscheinlich hatte auch der kluge Wladimir sein Benehmen gegen diesen Menschen schon frühzeitig berechnet. Er wurde also, dem Versprechen des Großfürsten zu Folge, in den ersten drey Tagen, mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft; alles, was er befahl, mußte pünktlich erfüllt werden; ohne ihn wurde nichts unternommen; bey allem hatte er die erste Rolle; Reichthum und Ehre flossen ihm zu. Aber, nach Verlauf dieser Zeit nahm der Groß-

fürst einen ganz andern Ton gegen ihn an; er zeigte sich jetzt als Herr, als Befehlshaber; seine Allmacht wurde beschränkt, und die Ehrenbezeugungen gegen ihn hörten auf: „Du siehst, ich habe Wort gehalten, sagte er endlich zu ihm; mein Versprechen ist redlich erfüllt; ich habe dich als meinen Freund behandelt, und dein Ansehen ist höher gestiegen, als du es selbst jemals erwartetest! Damit sey also zufrieden; jetzt aber erscheine ich hier als dein Richter; als Verräther und Meuchelmörder deines Fürsten hast du den Tod verdient; und ich bestätige das Urtheil!“ — Umsonst appellirte der Verräther an des Großfürsten Gnade; umsonst bat er nur um lebenslängliche Verbannung; Wladimir blieb unerbittlich, und Blude, der noch auf ein langes glückliches Leben gerechnet hatte, mußte sich dem Willen seines Herrn und Richters unterwerfen. — Mag übrigens das Benehmen des Großfürsten Maske gewesen seyn oder nicht; mag auch das Gesetz der Dankbarkeit, das sich freylich mit solchen erbärmlichen Sophismen nicht behilft, manches gegen dieß Verfahren einzuwenden haben; genug, es war wenigstens politisch klug, einen Bösewicht von sich zu entfernen, der, wenn er seinen Einfluß fort behielte, noch manches Unheil hätte anrichten können.

In allen seinen Handlungen zeigte Wladimir, daß er Herr seyn wollte, ohne alle Einschränkung, und daß er, sich von Niemanden Gesetze vorschreiben

zu lassen, gesonnen sey. Dieß erfuhren die Waräger, welche ihm bisher in allen seinen Kriegen nicht von der Seite gekommen waren, und durch die Eroberung von Kiew die letzte Hand ans Werk gelegt hatten. Wladimir hatte sie belohnt, wie sie es verdienten, und ihnen ansehnliche Vergünstigungen zugestanden. Voll Troz auf ihre Macht, foderten sie jetzt vom Großfürsten, zur Belohnung ihrer Verdienste, einen Tribut von zwey Griwnen, den jeder Einwohner der Stadt Kiew bezahlen sollte. Der Großfürst, der auf keine Weise den Gedanken hatte, ihnen diese Foderung zu bewilligen, hielt sie eine Zeitlang durch allerhand Einwendungen auf, setzte sich aber unterdessen so in den Stand, daß er nicht Ursache hatte, sie zu fürchten; und nun schlug er ihnen geradezu ihre Foderung ab, mit dem Bedeuten, daß, wenn sie sich nicht ruhig verhielten, er ihnen seine Macht fühlen lassen würde. Die Waräger, durch diese ernste Drohung in Schrecken gesetzt, gaben ihr Vorhaben auf, und trugen blos um die Erlaubniß an, nach Griechenland zu gehen, um daselbst ihr Heil in Diensten der Kaiser zu versuchen. Wladimir gestand ihnen diese Erlaubniß zu, schrieb aber zugleich an den Kaiser, diese unruhigen Leute bey sich zu behalten, und sie in den verschiedenen Provinzen seines Reichs zu zerstreuen, so, daß sie weder den Russen, noch den Griechen gefährlich werden könnten.

Nun fing der Großfürst seine kriegerische Lauf-

bahn an. Seinen Oheim Dobrin setzte er zum Statthalter in Nowgorod ein, und ertheilte ihm verschiedene Begünstigungen; er selbst aber zog gegen diejenigen Völker, welche sich unter den vorigen Regierungen zum Theil unabhängig gemacht hatten, und zwang sie abermals, die Oberherrschaft der russischen Nation anzuerkennen. Mehrere bisher unabhängige Völker wurden unterworfen und zinnsbar gemacht. Der König Mistislaw von Polen mußte den Frieden durch Aufopferung ansehnlicher Landesstriche erkaufen, welche Rußland bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts behauptete. Im Jahr 983 wurden die Jatwäger, ein tapferes Volk, das in der Nähe des Bog flusses wohnte, ohne alle Ursache angegriffen, und, nach einer sehr muthigen Gegenwehr, gänzlich besiegt. Dieß war ein schwerer, aber auch ein entscheidender Krieg. Nach Endigung desselben beschloß Wladimir, den Göttern seines Vaterlandes für die erfochtenen Siege zu danken, und beging dabey die Grausamkeit, alle Kriegsgefangene dem Opfermesser der Priester zu überliefern. Allein, die Barbarey ging noch weiter; seine Hofleute und Priester überredeten ihn, daß es den Göttern noch wohlgefälliger seyn würde, wenn Mehrere aus der Nation selbst zum Dankopfer ausgewählt würden; und Wladimir ließ sich diesen unmenschlichen Wahn einreden, und befahl, daß man über die Einwohner von Kiew das Loos werfe, wer von ihnen den

Göttern geopfert werden sollte. Unter andern traf dieß Loos auch den einzigen Sohn eines alten Waräs gers, der nicht lange aus Griechenland zurückgekommen war, und daselbst nebst seinem Sohne das Christenthum angenommen hatte. Der alte Vater sträubte sich gegen diese gewaltsame Opferung seines Lieblings; aber, umsonst verweigerte er das Opfer, umsonst bat er um Schonung, umsonst predigte er laut gegen die ganze Abscheulichkeit dieses Götzendienstes. Das Volk, durch diese Widerspenstigkeit aufgebracht, glaubte dadurch die Götter und den Fürsten gleich stark beleidigt; Wladimir konnte oder wollte den Wahn nicht hemmen; man überfiel mit wüthendem Geschrey die Wohnung des unglücklichen Waräs gers, erbrach die Thüre, und fand den Sohn in der Umarmung des Vaters. Aber der alte Mann wurde niedergestoßen, und der Sohn dem Schlachtmesser des barbarischen Götzenpriesters überliefert.

Bey diesem grausamen Akte des Wahns zeigt sich Wladimir durchaus von keiner edlen, menschenfreundlichen Seite. Er war ohnehin schon durch seine Großmutter Olga in den bessern Lehren des Christenthums eingeweiht, und kannte schon die ganze Abscheulichkeit des heidnischen Götzendienstes; und doch konnte er zu einem so grausamen Verfahren die Hand bieten; doch konnte er selbst den blutgierigen Priestern das unglückliche Schlachtopfer in die Hände liefern! Ueberhaupt leuchtet aus allem, was

Wla:

Wladimir, in den ersten Jahren seiner Regierung in Betreff der Religion unternahm, ein Geist des Aberglaubens hervor, der alles übertraf, was man noch bis dahin gesehen hatte. Swiatoslaw, obgleich er das Christenthum haßte, zeigte sich doch wenigstens nicht als Verfolger der Anhänger desselben, sondern ließ die Sache gehen, wie sie selbst wollte, hielt zwar die alte Religion aufrecht, unterdrückte aber auch die Neue nicht. Wladimir hingegen war nicht allein ein eifriger Vertheidiger des Heidenthums, sondern auch ein wilder Verfolger der Christen. Das bewieß er an jenem unglücklichen Warager, den er wahrscheinlich blos deswegen nicht aus den Klauen mordlustiger Pfaffen rettete, weil er ein Christ war. Er ließ neue Götzenbilder zu Kiew verfertigen, und befahl die Anbetung derselben mit Androhung der strengsten Strafe. Seinem Oheim Dobrin schickte er nach Nowgorod den Befehl zu, dem Perun daselbst eine treffliche Statue setzen zu lassen, und über die Aufrechthaltung des alten Götzendienstes zu wachen. Er überhäufte die Tempel der Götter mit Reichthümern, und beförderte dadurch den Uebermuth der Pfaffen, die sich immer größere Vorrechte errangen, und sehr bald die Despoten der ganzen Nation wurden. Kurz, der nehmliche Wladimir, von dem Olga gehofft hatte, er werde das Christenthum in Rußland allgemein machen, zeigte

sich jetzt als den eifrigsten Götzendiener unter den russischen Fürsten.

Aber plötzlich beseelte ihn ein besserer Genius, und die Idee, eine neue Religion im Lande einzuführen, behielt unvermuthet die Oberhand über seinen abergläubischen Eifer. Zu dieser Sinnesänderung trugen nun freylich die äußern Umstände das Meiste bey. Mehrere Nationen geizten nach einer genauern Verbindung mit einem so mächtigen Fürsten, als Wladimir damals war. Eine engere Annäherung versprach ihnen der Umstand, wenn der russische Fürst für eine oder die andere Religionspartey gestimmt würde. Zu dem Ende wurden große Gesandtschaften nach Rußland geschickt, welche den Auftrag hatten, den Fürsten für ihre Parthey zu gewinnen. Die Bulgaren waren die Ersten, welche im Jahr 986 dem Wladimir durch eine Gesandtschaft zur Annahme des Mahomedanischen Glaubens zu stimmen suchten. Sie wurden mit Achtung aufgenommen, allein über ihre Vorschläge ließ sich der Fürst nicht weiter aus, und am Ende mußten sie wieder abziehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Eine Gesandtschaft des Pabstes, oder vielleicht irgend eines katholischen Fürsten hatte den nehmlichen Erfolg. Wladimir behandelte sie sehr gütig, entschied aber nichts zu ihrem Vortheile. Sogar die Juden sollen ihm den Vorschlag gemacht haben, sich und sein Volk den Mosaischen Gesetzen zu unterwer-

ten, und ließen ihm die vermeintlich wichtigen Vortheile aus einander setzen, die für ihn aus dieser Religionsveränderung entspringen müßten. Endlich schickten auch die Griechen einen Geistlichen in der nehmlichen Absicht nach Rußland. Dieser Mann, ein vorzüglicher Redner und talentvoller Gelehrter, erhielt von Wladimir die erste Auszeichnung. Er hörte seine Rede wohlgefällig an; der Grieche erklärte ihm die Geschichte und die Lehren des alten und neuen Testaments, und der Fürst gab ihm die Versicherung, daß er das alles bey sich weiter überlegen, und dann einen festen Entschluß fassen wolle. Er überhäufte ihn mit Geschenken, und entließ ihn mit der völligen Zuversicht, daß er den Vorzug über alle seine Gegner gewonnen habe.

Wladimir, beseelt von dem Gedanken, durch seine Religionsveränderung in eine nähere Verbindung mit den entferntesten Nationen zu treten, und voll Eifer, als Stifter einer neuen Religion in seinem Reiche sich unsterblich zu machen, war, nach der Unterredung mit den Griechen, zur Aufhebung der alten Nationalreligion entschlossen; doch stand er noch immer im Zweifel, zu welcher Parthey er sich wenden sollte. Von Seiten der Griechen hatte man ihm große Versprechungen gethan; aber, auch die Vorschläge der Uebrigen waren nicht zu verwerfen. Er beschloß endlich, sich selbst durch seine Gelehrten von den verschiedenen Religionscerimonien unterrich-

ten zu lassen, und dann nach Ueberzeugung zu wählen, deshalb wurden zehn weise und verständige Männer ausgesucht, welche den Auftrag erhielten, alle jene Länder zu bereisen, woher ihm Vorschläge gekommen waren, und genau das Bessere oder Schlechtere der verschiedenen Gottesdienste zu beobachten.

Versehen mit allem, was zu ihren Absichten erforderlich war, machten sich diese Männer auf den Weg, und begaben sich zuerst zu den Bulgaren. Hier sahen sie den Kultus der Mahomedaner an, wurden aber wenig davon erbaut, und hielten es nicht weiter der Mühe werth, die Lehrsätze dieser Sekte genauer zu untersuchen. In Deutschland führte sie ihr Geschick gerade in Gegenden, wo die Geistlichkeit arm war, mithin wenig an die äußere Pracht des Gottesdienstes wenden konnte. Natürlich konnte der katholische Ritus in diesen armseligen Kirchen das nicht wirken, was er vielleicht gewirkt hätte, wenn diese Männer ihn in der Peterskirche zu Rom, unter den feyerlichsten Cerimonien angesehen hätten. Sie verließen also Deutschland, ohne etwas für den katholischen Gottesdienst zu empfinden, und gingen nach Griechenland über. Hier hatte man, auf ihre Ankunft vorbereitet, alles hervorgesucht, was die Sinne reizen, und den Geist zu hohen beseligenden Empfindungen stimmen konnte. Die beyden Kaiser Basilius und Konstantin führten sie selbst in die große, prachtvolle Sophienkirche ein, und nun be-

gann die Cerimonie mit allem, was man nur feyerliches ersinnen konnte. Die Russen waren erstaunt über die Pracht und über die Feyerlichkeiten des griechischen Gottesdienstes; nach ihrem eigenen Ausdruck, wurden sie dadurch gleichsam von der Erde zum Himmel emporgehoben, und jetzt schienen sie völlig von der Wahrheit überzeugt zu seyn, daß ein Volk, dessen Religion sich durch solche feyerliche erhebende Szenen ankündige, ganz unbestritten im Besitz des einzigen wahren Glaubens seyn müsse.

Voll von dieser Idee verließen die russischen Gesandten die Kaiserstadt, nachdem sie von den Kaisern noch prächtige Geschenke und große Verheißungen erhalten hatten. Sie kamen nach Kiew, wo der Großfürst voll Sehnsucht sie erwartete. Mit Verachtung sprachen sie von dem Ritus der katholischen und mahomedanischen Sekte, mit dem größten Enthusiasmus hingegen von den hinreißenden Cerimonien, die sie in Konstantinopel gesehen hatten. Sie waren davon so enthusiasmirt, daß sie beym Großfürsten um die Erlaubniß der Rückkehr ansuchten, damit sie sich dort in den Lehren einer so erhabenen und prachtvollen Religion unterrichten lassen möchten. Wladimir, von dem Eifer seiner Gesandten angesteckt, ertheilte ihnen nicht nur die gesuchte Erlaubniß, sondern gab ihnen auch zu gleicher Zeit die Versicherung, daß er bald selbst kommen, und seine Gesinnung öffentlich erklären würde.

Jetzt ging der Großfürst mit seinen vornehmsten Freunden zu Rathe, was nun ferner zu thun sey. Er selbst hatte seinen Entschluß, zur griechischen Kirche überzugehen, gefaßt; denn dazu bestimmte ihn nicht allein der Enthusiasmus seiner Gesandten, sondern auch die Aussicht, durch diesen Schritt eine griechische Kaiserstochter als Gemahlin zu gewinnen. Alle seine Räthe stimmten seinem Entschlusse bey, und erklärten einmüthig, die Religion der Griechen müsse die einzig Wahre seyn, theils, weil die weisen Gesandten so enthusiastisch davon eingenommen waren, theils weil eine so kluge Fürstin, als Olga, sich für den yriechischen Kultus entschieden hätte. Der Fürst ging also jetzt rasch ans Werk; statt aber, als ein friedliebender Freund Unterricht und Aufnahme sich zu verschaffen, so wählte er vielmehr ein sehr rauhes Mittel, zog mit Heereskraft in Griechenland ein, und wollte sich ertrotzen, was man ihm auch gutwillig zugestanden hätte.

Zu dem Ende sammelte er im Jahr 988 eine starke Armee, die er aus allen Nationen zusammen zog, welche seiner Herrschaft unterworfen waren. So ausgerüstet, begab er sich nach dem Chersones, verwüstete einen Theil des platten Landes, und rückte mit seiner Armee unter die Mauern von Theodosia. Hier foderte er die Einwohner zur Uebergabe auf, und, wenn man den Nachrichten einer alten Chronik glauben soll, so verrichtete er ein Gebet,

worin er Gott bat, ihn zur Eroberung dieser Stadt zu verhelfen, damit er aus derselben die christlichen Einwohner und Priester fortführen könne, welche bestimmt wären, ihn und sein Volk zu unterrichten, und die wahre Kirche in seinen Staaten auszubreiten! — So leuchtete der rohe, wilde Barbar aus allen Handlungen hervor, die Wladimir unternahm; durch Menschenblut wollte er sich mit der Gottheit bekannter machen; Menschenblut sollte ihm den Weg zur Taufe bahnen, der so friedlich geebnet war, daß er ihn nur zu gehen brauchte, um mit offnen Armen empfangen zu werden. Aber der schreckliche Mann wollte erst noch verwüsten, wollte erst noch den Göttern seines Vaterlandes, die er zu stürzen im Begriff stand, glänzende Opfer bringen, und mit blutenden Händen den Gott anerkennen, der die Liebe selbst ist! Die Einwohner von Theodosia verweigerten standhaft die Uebergabe ihrer Stadt, und vertheidigten sich tapfer. Wladimir schloß sie ein, und verwüstete die Gegend umher; allein er verlohr eine Menge Menschen, und der glückliche Erfolg, den er erwartet hatte, zeigte sich noch auf keine Weise. —

Voll Verdruß über die fehlgeschlagene Unternehmung verdoppelte Wladimir seine Anstrengung. Doch, was die Tapferkeit seiner Soldaten nicht vermochte, das vermochte die Verrätherey. Anastasius, ein Einwohner der belagerten Stadt, in den

meisten Chroniken als Priester angegeben, nahm sich des Großfürsten an, da er eben, nach einer sechsmonatlichen Belagerung, dieselbe aufheben wollte. Vielleicht aus Furcht, Wladimir möchte, nach fehlgeschlagenem Entwurf, auch sein Vorhaben, zum Christenthum überzutreten, aufgeben, vielleicht auch aus andern schlechten Absichten, schoß er einen Pfeil in das Lager der Russen ab, an dem ein Brief befestigt war. In diesem Briefe meldete er dem Großfürsten: „Das einzige Mittel, die Stadt zu erobern, sey in seiner Gewalt, er dürfe nur die süße Quelle aufsuchen lassen, die sich innerhalb seines Lagers befände, welche die Einzige sey, wodurch die Stadt mit süßem Wasser versehen werde.“ — Wladimir benutzte sogleich diese Verrätherey; die Quelle ward aufgesucht, und leicht gefunden. Man verstopfte sie; die Belagerten waren bald auf den höchsten Grad der Verzweiflung gebracht, und, um nicht eines langsamen martervollen Todes zu sterben, öffneten sie den Russen ihre Thore.

So war nun der Weg gebahnt, den Wladimir gewünscht hatte; als Herr von Theodosia konnte er nun schon eine weit ernstere Sprache mit den griechischen Kaisern sprechen. Diese hatten nichts weniger befürchtet, als daß der Großfürst durch so grausame Mittel seine Bekehrung befördern würde. Sie hofften, er würde friedlich nach Konstantinopel kommen, und daselbst um Unterricht und Auf-

nahme in die Gesellschaft der Christen ansuchen. Dagegen erschien er, ohne Veranlassung dazu zu haben, als ein wilder grausamer Feind, der gleichsam die Taufe zum Lohn seiner Verwüstungen foderte. Jetzt trat er mit seinem Entwurfe weiter hervor. Seine Absicht ging nicht blos dahin, ein Christ zu werden, er wollte auch durch Bande der Blutsfreundschaft sich näher an das Interesse des griechischen Reichs anschließen, und einen sichern Einfluß in die innern Angelegenheiten desselben gewinnen. Er war überzeugt, daß ihn die griechischen Kaiser zu sehr fürchteten, um sein Anerbieten auszuschlagen; vielmehr schien er es mit Sicherheit zu erwarten, daß man ihm freudig entgegen kommen würde. Zu dem Ende schickte er eine Gesandtschaft nach Konstantinopel, und ließ sich von den Byzantinischen Fürsten ihre Schwester Anna zur Gemahlin ausbitten. Weder Konstantin noch Basilius hatten im Grunde etwas gegen diesen Antrag, und Wladimir war wirklich zu gefürchtet, als daß sie ihm durch eine abschlägliche Antwort hätten beleidigen sollen; zumal da Wladimir nicht allein Vorschläge zur Güte, sondern auch ernste Drohungen hatte beyfügen lassen, im Fall sie sich weigern würden, sein Gesuch anzunehmen. Indessen zeigten die griechischen Kaiser doch einigen Starrsinn, indem sie dem Großfürsten sagen ließen, daß sie, als Christen, einem heidnischen Fürsten ihre Schwester nicht geben könnten, und daß

Wladimir sich erst zur christlichen Kirche wenden müsse, ehe sein Gesuch statt finden könne. Der Großfürst ließ ihnen darauf seinen Entschluß zurück sagen, daß er eben deswegen gekommen sey, das Christenthum anzunehmen, daß er Friede und Freundschaft mit ihnen abschließen, und sich sogleich zur Taufe bequemen wolle — Die Prinzessin Anna, oder Anastasia, ward also, ohnerachtet ihres Widerspruchs, zum politischen Opfer bestimmt. Man wußte sie endlich zu gewinnen, man spiegelte ihr das große Verdienst vor, das sie durch die Bekehrung eines heidnischen Fürsten erhalten könnte, und sie ergab sich endlich in ihr Schicksal. Sie ward also dem Großfürsten zu Wasser nach Theodosia zugeführt, und fand ihren künftigen Gemahl an einer Augenkrankheit leidend, die ihn fast völlig blind machte. Diesen Umstand benutzte die kluge Prinzessin, und versprach, ihm durch Gebet und Opfer seine Augen wiederzugeben, wenn er mit seiner Bekehrung eilen würde. Wladimir ließ sich das nicht zweymal sagen; der Bischof von Theodosia mußte ihn in den Hauptwahrheiten des Christenthums unterrichten, und aus dessen Händen empfing er auch die Taufe, wo er seinen Nahmen Wladimir, mit dem christlichen Nahmen Basilius vertauschte. Wirklich erfolgte auch bald darauf die Genesung des Großfürsten, welches denn allgemein für ein Wunder gehalten wurde, und den Wladimir so bewegte, daß er von diesem

Augenblicke an, ein recht eifriger Christ wurde. Den beyden Kaisern gab er nun die gemachten Eroberungen zurück; und alles, was er durch seine blutigen Siege gewonnen hatte, waren Archimandriten und gemeine Priester, einige heilige Gefäße und Kirchenbücher, einige Bilder und Reliquien.

Mit ganz veränderten Gesinnungen kam Wladimir nach Rußland zurück. Der wilde Feind der Christen erschien nun als ein eben so wüthender Feind des Heidenthums. Das Erste, was er unternahm, war die Zerstörung aller Götzenbilder, und er ging dabey mit einem Ernst zu Werke, der das ganze Land in Schrecken setzte. Die so verehrte Bildsäule des Peruns zu Kiew erhielt als das erste Götzenbild auch die ausgezeichneteste Mißhandlung. Sie wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, und durch die ganze Stadt bis an den Dnepper geschleppt. Während des Weges schlugen zwölf starke Männer mit großen Knütteln auf das Bildniß los, und versenkten es endlich in den Strom. So unsinnig betrug sich der Großfürst gegen ein lebloses Stück Holz, dem er kurz vorher göttliche Verehrung bewiesen hatte. Dieß Benehmen war ganz dem wilden ungezähmten Charakter Wladimirs angemessen, der immer ohne Vernunft zu Werke ging, blos seiner blinden Leidenschaft folgte, und sich gleich übermäßig im Hasse und in der Liebe bewieß! — Indessen erduldete Perun sein Schicksal, ohne zu mur-

ren, oder sich auf irgend eine Weise zu rächen. Ruhig ließ er seine Bildsäule zerschlagen, und in den Dnepper versenken, ohne nur eine Miene zu machen, seine Ehre zu retten. In Nowgorod hingegen ließ er sich, der Sage nach, nicht so ungestraft beleidigen. Auch hier wollte man ihn, wie in Kiew, mißhandeln; als man aber seine Statue in die Wollkow versenkte, kam er noch einmal aus dem Wasser hervor, warf einen Stock auf die Brücke, und rief mit furchtbarer donnernder Stimme: „Hier, ihr Bürger, hinterlasse ich Euch ein Andenken!" — Dieses alberne Mährchen wird von allen russischen Chronikenschreibern eben so glaubensvoll nach erzählt, als in Preußen das Mährchen vom heiligen Albert. Ja, selbst noch jetzt lassen es sich die gemeinen Leute in Nowgorod nicht nehmen, daß dieses wirklich geschehen sey, und setzen hinzu, Perun habe dadurch andeuten wollen, daß nach seiner Verwerfung die Sklaverey über sie ihr Haupt erheben werde. — Uebrigens ließ Wladimir im ganzen Lande den tollen Befehl bekannt machen, daß alle, die noch in der Folge der alten Nationalreligion anhängen würden, als Feinde Christi und des Fürsten angesehen, und mit dem Tode bestraft werden sollten. Die Russen gehorchten stillschweigend, ließen ihre alten Götter zerstören, und liefen hin, um sich taufen zu lassen; im Herzen aber blieben sie ihren Nationalgottheiten getreu, oder vermischten wenigstens

die alten Meinungen mit den Neuern, so, daß am Ende selbst Niemand wußte, was davon zum Christenthum oder zum Heidenthum gehörte. In Kiew waren die Einwohner besonders sehr geduldig, und mit der neuen Veränderung zufrieden. Sobald der Befehl bekannt gemacht war, sich an einem bestimmten Tage an den Ufern des Dneppers zur Taufe einzustellen, so blieb auch Niemand zurück. — „Wenn die Veränderung nicht gut wäre, sagten sie zu einander, so hätten nicht der Fürst und die Bojaren dafür gestimmt!" — Heilige Einfalt!! —

Mit ungemeiner Schnelligkeit ward nun das Christenthum in Rußland ausgebreitet, und die alte Nationalreligion zerstört; doch beherrschte ein abergläubischer Wahn die Gemüther vor wie nach; vom Geiste des Christenthums wußten die Wenigsten etwas; man vertauschte nur eine Cerimonie gegen die andere, trug vieles von dem alten Ritus ins Christenthum über, und bey den Meisten blieben die alten Nationalgottheiten noch immer in ihrem vorigen Werthe. Wladimir selbst wußte nur oberflächlich die ersten Lehren des Christenthums; der erhaltene Unterricht war sehr spärlich gewesen, und in der Folge bekümmerte sich der Großfürst fast gar nicht mehr darum. Indessen hieß er der erste christliche Fürst des russischen Reichs, und er that stolz auf diesen Nahmen. In der Folge hat ihn die russische Kirche sogar unter ihre Heiligen aufgenommen, obgleich seine Heiligkeit

nicht weit her war. Der Großfürst blieb, was er in seinem ganzen Leben gewesen war, gleich unbändig im Hasse wie in der Liebe, rachsüchtig, unversöhnlich, raubgierig und mordlustig. Indessen ist es doch auch von der andern Seite wieder wahr, daß dieser Fürst manches Gute für die Aufnahme seines Landes bewirkt, und seine Landsleute in nähere Verbindung mit den benachbarten Nationen gebracht hat. Zu seinen lobenswerthen Einrichtungen gehören, die Anlagen neuer Städte, und die Verschönerung der alten, besonders der Hauptstadt. Zu dem Ende ließ er Baumeister aus Griechenland kommen, und schaffte mit großen Kosten die nothwendigen Werkzeuge an, welche zu seinen Entwürfen erfoderlich waren. Aus den Trümmern der alten Hütten stiegen auf seinen Wink große Palläste, bequeme Wohngebäude und prachtvolle Kirchen empor. Ueberall sahe man Gegenstände des Luxus, die man bisher nicht gekannt hatte, und mit ihnen stellten sich vermehrte Thätigkeit und Wohlhabenheit ein. Alle Unternehmungen des Großfürsten gingen darauf hinaus, sein Volk für eine bessere und regelmäßigere Lebensart zu gewinnen, und die bisherige Absonderung gänzlich aufzuheben. Zu dem Ende wurden vortheilhafte Handelsverträge mit den benachbarten Nationen abgeschlossen, und der in- und ausländische Verkehr dadurch vermehrt. Handel und Gewerbe erhielten Vergünstigungen, die man bisher ganz aus der Acht gelassen hatte; das

Verdienst wurde aufgemuntert und belohnt. Er stiftete nach dem Muster anderer Nationen Erziehungsanstalten, die nach den damaligen Umständen sehr zweckmäßig eingerichtet waren, und ließ den jungen Adel daselbst in den nothwendigen Kenntnissen des Lebens unterrichten. Die Lehrer wurden aus Griechenland geholt, und bekamen ansehnliche Besoldungen, um für Nahrungssorgen gesichert zu seyn. Fremde Gelehrte wurden am Hofe mit ungemeiner Achtung aufgenommen, und die Russen sahen zum erstenmal, daß sie in allen Kenntnissen weit zurück waren; das Benehmen des Großfürsten gab ihnen Aufmunterung, sich, so viel es noch anging, zu vervollkommnen. Zwar anfangs wollten sie den neuen Einrichtungen keinen Geschmack abgewinnen, und der Fürst mußte ihnen ihre Kinder mit Gewalt nehmen, um sie seinem Plane gemäß erziehen zu lassen. Nach und nach aber fanden sie sich darin, und am Ende schämten sie sich ihrer Unwissenheit. Eine gänzliche Aufklärung war in den damaligen Zeiten wohl nicht möglich, auch war Wladimir, dem es selbst an Bildung fehlte, der Mann nicht, der eine so vollkommene Reformation zu Stande bringen konnte; indessen zeigte er doch ein aufrichtiges Verlangen, sich und seine Unterthanen zu unterrichten; und dieser Wunsch war schon lobenswerth. Barbar blieb er immer, so wie der größte Theil seiner Unterthanen; aber, er lebte auch in einem Zeitalter der Barbarey.

Wäre er ein Zeitgenosse Peters des Großen gewesen, wer weiß, ob er nicht, wie dieser, an der Civilisirung seiner Unterthanen gearbeitet, und sie wohl noch glücklicher vollendet hätte! — Uebrigens konnte Wladimir, bey all seiner Rohheit, zuweilen recht herzlich seyn. Mit vieler Freygebigkeit dachte er auf das Wohl seiner Unterthanen, und verbreitete Wohlthaten in den Schooß mancher armen Familie. Er versteckte sich nicht gegen das Flehen der Unterthanen, und wer ihn um etwas ersuchte, der ging gewiß getröstet und beruhigt von ihm. Den Kranken aus den entferntesten Gegenden sendete er Hülfe und Beystand, wozu er ausdrücklich Fuhrleute besoldete; und jeder Hülfsbedürftige fand in ihm einen Freund. Mehrere wüste Gegenden seines Reichs ließ er durch Kolonien urbar machen, und wendete große Kosten darauf, um allenthalben blühenden Wohlstand zu verbreiten. Kurz, dieser Barbar, der seine Hände mit Bruder- und Freundesblut befleckte, der seiner Rachsucht, seinen Launen, seiner Ehrbegierde Menschen opferte, ohne etwas dadurch zu gewinnen, war in andern Rücksichten ein bewundernswerther Mensch, ein wahrer Vater seines Volks, der nur eines bessern Zeitpunkts bedurfte, um als ein seltnes Phanomen zu glänzen.

Wladimir hätte noch weit mehr zum Besten seines Reichs wirken können, hätten nicht fast immerwährende Kriege seine Aufmerksamkeit gefodert.

Ein

Ein Theil dieser Kriege wurde freylich aus Eroberungssucht, aus ächter Fürstenlaune unternommen; viele waren doch aber auch wirkliche Nothwehr. Seine unversöhnlichsten Feinde waren die Petscheneger, die keine Gelegenheit versäumten, ihn zu beunruhigen. Ihre wiederholten Einfälle ins russische Gebiet verursachten die Nothwendigkeit, daß der Großfürst fast beständig die Waffen gegen sie in den Händen haben mußte. Im Jahr 993 war ihr Einfall heftiger, als jemals. Wladimir ging ihnen entgegen, und beyde Armeen machten sich zum Kampfe bereit. Nur die Ufer der Sula, welche sich im Mittage von Klein-Rußland in den Dnepper ergießt, trennten noch die gegenseitigen Kämpfer. Da that der Fürst der Petscheneger dem Wladimir den Vorschlag, daß zwey einzelne starke und gewandte Kämpfer den Streit beyder Nationen entscheiden sollten, und welcher von beyden den Andern besiegte, dessen Volk sollte drey Jahre lang von seinen Foderungen ablassen, den Frieden eingehen, und seine Waffen gegen andere Nationen wenden.

Dieser Vorschlag gefiel dem Großfürsten, und er bewilligte ihn auf der Stelle, ohne weiter sich bey seinen Generalen Raths zu erholen. Er rechnete dabey, und nicht ohne Grund, auf das Glück, das ihm bisher begleitet hatte, und seine tollsten Unternehmungen gelingen ließ; und wirklich war es ihm abermals hold. Wladimir ließ nun bey seiner Armee be-

kannt machen, daß der stärkste Mann sich bey ihm melden, und zu dem bevorstehenden Ehrenkampf bestimmt seyn sollte. Lange wartete er vergebens; kein einzelner Mann wollte es wagen, sich mit einem starken und gewandten Petscheneger einzulassen. Der zum Kampfe bestimmte Tag erschien, und Wladimir hatte noch keinen Kämpfer. Voll Verdruß über diesen Aufschub, versprach er demjenigen eine große Belohnung, der den Kampf bestehen wollte. Da trat ein alter Mann hervor, und brachte seinen Sohn in Vorschlag, einen Jüngling, der sich zwar noch in der ersten Blüthe seines Lebens befand, aber mit einer ganz außerordentlichen Stärke beschenkt war. Der Großfürst empfing diesen Jüngling mit großer Achtung, und bat ihn, eine öffentliche Probe seiner großen Körperkraft abzulegen. Ein wilder Stier wurde auf ihn gehetzt; der Jüngling empfing ihn kalt und besonnen, schlug ihn mit den Händen zu Boden, und zerstückelte ihn. Das war mehr, als Wladimir erwartet hatte; freudig umarmte er den Jüngling, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, und erwartete mit froher Zuversicht, von einer so bewundernswürdigen Stärke, den glücklichsten Ausgang des abentheuerlichen Unternehmens.

Gleich des andern Tages begann der Kampf, in Gegenwart beyder Heere. Ein großer, starker Petscheneger ward dem Jünglinge entgegen gestellt, der sich des Lachens nicht erwehren konnte, als er den

unbärtigen Kämpfer sahe, den man ihm gegenüber gestellt hatte. In dem Augenblicke aber griff ihn der Jüngling mit Ungestüm an, streckte ihn zu Boden, drückte den Kopf seines Gegners zwischen beyden Armen zusammen, und ließ ihn nicht eher los, als bis er seinen Geist aufgegeben hatte. In der That, dieser Kampf hat viel Fabelhaftes für sich, und sieht einem Mährchen ähnlicher als einer wahren Geschichte. Allein nicht nur die russischen, sondern auch die polnischen Geschichtschreiber erzählen diese Begebenheit, und stimmen in allen Umständen damit überein; man kann also die Sache nicht ganz ableugnen, troz des fabelhaften Gewandes, das sie umgiebt. Nach der allgemeinen Sage, sollen die Petscheneger, überrascht von einer so ungewöhnlichen Stärke, auf der Stelle und in der größten Bestürzung entflohen seyn. Allein, Wladimir, statt ihnen Wort zu halten, und den Kampf für beendigt anzunehmen, beging die Treulosigkeit, daß er dem fliehenden Heere nachsetzen ließ, und eine große Metzelung unter ihm anrichtete. Erst nach langem Morden zog sich die siegreiche russische Armee zurück; und nun ließ Wladimir den starken Jüngling vor sich kommen, überhäufte ihn mit Lobsprüchen und reichen Geschenken, überließ ihm die Stadt Perejaslaw, in deren Nähe der Kampf vorgefallen war, zum erblichen Eigenthum, und nahm ihn und seine Familie unter die Bojaren des Reichs auf.

Sobald Wladimir nach Kiew zurück gekommen war, ließ er die prächtige Hauptkirche zu Ehren der Mutter Gottes daselbst erbauen, beschenkte dieselbe mit reichen Gütern, und setzte sogar in seinem Eifer einen Fluch darauf, wenn sich Jemand unterstehen sollte, diese Kirche zu berauben. Im Jahr 996 wurde diese Kirche mit großen Feyerlichkeiten eingeweiht, und das ganze Volk nahm Theil an der allgemeinen Freude. Der Großfürst ließ unter die ärmsten Einwohner der Stadt dreyhundert Griwnen vertheilen, und eine große Menge versorgte er mit Brod, Mehl und allerhand Früchten. Späterhin ließ er noch verschiedene Reliquien von Griechenland nach Rußland herüber bringen, und schenkte sie dieser Kirche. Er selbst blieb sehr einfach in seiner Lebensart; doch machte er auf den Rath seiner Großen mehrere Veränderungen bey Hofe, und führte unter andern auch den Gebrauch der silbernen Geschirre ein, statt, daß er sich bisher nur der hölzernen bedient hatte. — War es Verstellung oder schwärmerische Laune; genug, er weigerte sich, Mörder und Räuber, welche alle Straßen unsicher machten, zu bestrafen, indem er vorgab, er wolle nicht mehrere Sünden auf sich laden, indem er schon Blut genug vergossen habe. Allein, der Bischof bewieß ihm, daß er als Regent von Gott bestimmt sey, das Böse zu bestrafen, und nur dann zu schonen, wenn der Verbrecher hinlängliche Entschuldigungen für sein Be-

nehmen habe. Auf diese Art kam denn ein Gesetz gegen die Straßenräuber zu Stande, wodurch der Unfug wenigstens einigermaßen eingeschränkt wurde.

Es ließ sich vermuthen, daß die Petscheneger, über Wladimirs Treulosigkeit aufgebracht, ebenfalls ihr Wort brechen, und den Krieg wiederholen würden. Allein, entweder dachten sie ehrlicher als der Großfürst, oder, sie waren durch ihre Niederlage zu sehr geschwächt; genug, sie hielten die versprochene Zeit aus, und beschäftigten sich während der drey Jahre anderwärts. Sobald aber die gesetzte Zeit um war, erschienen sie auch mit Heeresmacht wieder in Rußland, belagerten, in Abwesenheit des Großfürsten, das neuerbaute Bielgorod, unweit Kiew, und brachten die Einwohner auf den höchsten Punkt der Verzweiflung. Wladimir eilte der bedrängten Stadt zu Hülfe, wurde aber besiegt und verwundet, und mußte sich, um nur sein Leben zu retten, unter einer Brücke verbergen. Doch ging Bielgorod nicht über, sondern wurde durch den klugen Anschlag eines Bürgers erhalten und befreyt.

In den letzten Jahren seines Lebens erfuhr der Großfürst einige widrige Schläge des Schicksals, das ihn bisher so außerordentlich begünstigt hatte; besonders trübten häusliche Unfälle sein Alter. Seine Gemahlin Anna, Schwester der griechischen Kaiser, die er unter allen seinen Frauen am meisten geliebt hatte, ging im Jahr 1000 unerwartet mit Tode ab.

Dieser Verlust betrübte ihn sehr, wurde aber noch vermehrt durch den Tod seines Enkels Wesesław, von dem er sich große Hoffnungen gemacht hatte. Was ihn jedoch am meisten betrübte, war das undankbare Benehmen des Geliebtesten unter seinen Söhnen, Jaroslaws, den er mit der Rogneda erzeugt hatte. Er hatte nehmlich seinen Söhnen einen Theil seiner Staaten, doch mit dem Vorbehalt der Oberherrschaft, abgetreten. Bey dieser vorgenommenen Theilung hatte Jaroslaw das Gebiet von Nowgorod erhalten, und sich zur Bezahlung eines Tributs gegen den Vater verpflichtet. Allein dieser undankbare Prinz verweigerte diesen Tribut, und ergriff die Waffen gegen seinen alten Vater, nachdem er zuvor die Waräger zu Hülfe aufgerufen hatte. Der alte Großfürst sahe sich also genöthigt, gegen seinen rebellischen, einst so geliebten Sohn zu Felde zu ziehen; doch kam der Krieg zwischen Vater und Sohn nicht zum Ausbruch. Wladimir starb vor Kummer und Gram auf dem Wege im Jahr 1015, und der rebellische Sohn blieb ungestraft. Er hatte 45 Jahre regiert, und seine Zeitgenossen ertheilten ihm den Beynahmen des Großen, den er auch in der Geschichte behalten hat. — Wenn eine Vergeltung existirt, wie es denn in der That ist; so zeigte sie sich hier besonders sichtbar. Wladimir hatte seinen Bruder ermordet; dieß Blut schrie um Rache; und sein eigner, geliebter Sohn ward der furcht-

bare Vergelter! Jaroslaws Betragen läßt sich nicht entschuldigen; aber die Wege der Vorsehung, womit sie Verbrecher durch Verbrecher bestraft, sind so unbeschreiblich dunkel, daß man die Fäden durchaus nicht absehen kann, welche das Ganze regieren, aus dem Erfolg aber abnehmen kann, wie sonderbar sie gezogen sind!! —

Wladimir erkannte vor seinem Uebertritt zum Christenthum fünf rechtmäßige Weiber, außerdem aber eine große Menge von Beyschläferinnen. Sobald er aber die griechische Prinzessin Anastasia geheyrathet hatte, und zum Christenthum übergegangen war, erkannte er auch nur diese Einzige für seine rechtmäßige Gemahlin, und gab allen andern den Abschied. Doch dachte er billig genug, die Kinder seiner erstern Weiber nicht zu verstoßen, sondern gab ihnen allen ansehnliche Appanagen, mit völligen landesherrlichen Rechten. Dieses wunderliche Theilungssystem befolgten nicht allein mehrere Großfürsten nach einander, sondern auch die kleinen appanagirten Fürsten theilten ihre Ländereyen unter ihre Söhne, und auf diese Art wurde Rußland nach und nach unter einer Menge kleiner Herrschaften zerstückelt, von mehreren Feudalherren regiert, die fast beständig einander in den Haaren lagen. Wladimir hinterließ eilf rechtmäßige Söhne; aber Nestor nennt uns nur acht, welche appanagirt worden sind. Daß die andern ganz ohne Ländereyen

ausgegangen seyn sollen, läßt sich nicht glauben; indessen wissen wir nicht, was sie eigentlich erhalten haben. — Uebrigens erscheint Wladimir nach seiner Bekehrung als ein Frömmling, der den Geistlichen große Macht und ansehnliche Einkünfte zugestand, und sie über alle andere Stände erhob.

Zwölfter Brief.

Unter den noch lebenden Söhnen Wladimirs, war Boris des Vaters Liebling. Ihn hatte er bey der Theilung mit dem Fürstenthume Rostow belegt; ihn hatte er auch, seinem ältesten und böß-artigsten Sohne Swiatopolk zum Troze, zum Nachfolger auf dem großfürstlichen Throne zu Kiew bestimmt. Boris war ein Prinz von einem außerordentlich sanften und liebenswürdigen Charakter, ein erklärter Feind alles Unrechts, ein Vertheidiger seiner Brüder, die ihn haßten, ein treuer Anhänger der Religion und ihrer Lehren. Dieser sanfte, liebenswürdige Prinz wußte nichts von dem Plane, den sein Vater zu seinem Besten entworfen hatte; ihm war es nicht um die Oberherrschaft, ihm war es um Frieden und Verträglichkeit zu thun. Er suchte alles hervor, um den Vater mit seinem Bruder Jaroslaw wieder auszusöhnen; allein dieser widerstrebte selbst allen gütlichen Vorschlägen, und so sahe sich Wladimir

genöthigt, die Waffen gegen den Rebellen zu gebrauchen. Auf diesem Zuge, nahm der alte Großfürst seinen Liebling mit, und theilte mit ihm den Oberbefehl über sein Heer. Allein die Petscheneger wiederholten aufs neue ihre Einfälle in Rußland; daher sahe sich Wladimir genöthigt, seinen Sohn von sich zu lassen, und ihn mit einem Theil der Armee gegen diese unruhigen Feinde zu senden. Der Abschied zwischen Vater und Sohn war höchst traurig; beyde ahndeten, daß sie sich nicht wieder sehen würden; beyde wurden von bösen Muthmaßungen gefoltert.

An der Spitze einer Armee von 50000 Mann, die ihm durchaus ergeben war, zog Boris gegen die Petscheneger; allein diese, von seiner Ankunft unterrichtet, hielten es nicht für vortheilhaft, sich mit dem Prinzen zu messen, sondern verließen in der größten Eile ihr Lager, und zogen sich zurück. Boris fand also keinen Feind mehr; der Krieg war ohne Schwerdtschlag beendigt, und nun eilte er, die Wünsche seines sehnenden Herzens zu erfüllen, und sich wieder mit seinem geliebten Vater zu vereinigen; aber mit Schrecken und Schmerz erfuhr er dessen Tod. Swiatopolk, der nächste Erbe des Throns, wenigstens nach der frühern Verordnung des Vaters, war nie vom Wladimir geliebt worden, entweder, weil er wahrscheinlich ein Sohn Jaropolks war, oder, weil sein wilder, unbändiger und grausamer Charakter dem Vater schon frühzeitig einleuchtete, und

er es deshalb zu bereuen anfing, daß er ihn für seinen Sohn und Erben anerkannt habe. Außerdem war dieser Prinz dem ganzen Volke verhaßt; jeder verabscheute ihn als einen wilden grausamen Tyrannen, und jeder zitterte dem Augenblick entgegen, da er die Zügel der Regierung ergreifen würde. Boris hingegen war von der ganzen Armee angebetet, und ein jeder wünschte sehnlichst, daß er der Erbe seines Vaters werden möchte. Deshalb verheimlichten auch die Anführer von Wladimirs Heer, eine Zeitlang den Tod des alten Großfürsten, um dem geliebten Prinzen Zeit zu lassen, seine Maaßregeln zu treffen. Dennoch erfuhr Swiatopolk, aller Vorsicht ungeachtet, den Tod seines Vaters, nahm sogleich die Huldigung der Einwohner von Kiew an, suchte die Gemüther durch angenommene Güte für sich zu gewinnen, ließ den Leichnam des Großfürsten nach der Hauptstadt bringen, und ihn feyerlich beerdigen.

Indessen drang die ganze Armee in den Boris, sich seiner Macht zu bedienen, den verhaßten Swiatopolk vom Throne zu stoßen, und sich desselben zu bemächtigen. „Da sey Gott vor, antwortete der edle Prinz, daß ich meines Bruders Blut vergießen sollte! Ihm gebührt das Erbrecht, ihm soll es bleiben!“ — Jetzt stellte er seinen Soldaten mit lebhaften Farben das Elend des bürgerlichen Krieges vor, und beschwor sie dringend, ihn seinem Schicksale zu überlassen, und sich dem Swiatopolk,

ihrem rechtmäßigen Oberherrn, zu unterwerfen. Die Armee, erschüttert von seiner Rede und voll Furcht, daß der Großfürst bey längerer Weigerung sie als Rebellen erklären möchte, that, was der Prinz wünschte, und verließ ihn mit schwerem Herzen; nur einige wenige Bedienten blieben bey ihm zurück.

Swiatopolk erfuhr alles; aber, anstatt von dem hohen Edelmuthe seines Bruders erschüttert zu werden, sahe vielmehr sein immer reger Verdacht in ihm den unversöhnlichen Gegner, der nicht eher rasten würde, als bis er ihn gestürzt habe. Seit diesem Augenblick war der Großfürst der unversöhnlichste Feind seines Bruders, und je mehr ihm dieser edle Uneigennützigkeit zeigte, desto mehr wurde er auf ihn erbittert. Um seine Unruhe zu beendigen, beschloß er endlich, ihn aus dem Wege zu räumen, und durch die Aufopferung des edelsten, schuldlosesten Menschen sich Ruhe zu verschaffen. Die Herzen des Volks waren noch immer für den Boris gestimmt, und je weniger dieser nach Ruhm und Ansehen trachtete, desto lauter erscholl sein Lob, desto mehr bedauerte man, daß dieser edle menschlichgesinnte Prinz nicht Herr des russischen Staats sey, nicht an einer Stelle sitze, die Swiatopolk so unwürdig bekleidete.

Boris ahndete nichts von dem schändlichen Plan, den sein unnatürlicher Bruder gegen ihn entworfen hatte. Er saß ruhig in einer Stadt seines Gebiets, nur von einem kleinen Gefolge umgeben. Swiato-

polk hatte in dieser Stadt einigen Anhang, wenigstens hatten ihm die Einwohner sehr häufig ihrer Treue und Ergebenheit versichert. Diesen ließ der Großfürst erklären, daß sich jetzt eine Gelegenheit zeige, ihm die so oft zugesicherte Anhänglichkeit zu beweisen, wenn sie den Hochverräther Boris lebendig oder todt in seine Gewalt überantworten wollten. Die Einwohner schlugen diese Foderung ab; dagegen ließen sich vier Meuchelmörder dingen, der Wuth des Großfürsten Genüge zu leisten. Wohlbewaffnet drangen diese Schändlichen in das Gemach des Prinzen, der noch nichts von dem ganzen verrätherischen Anschlag ahndete. Er hatte nur einen einzigen Bedienten bey sich, der von Geburt ein Ungar war, und sich durch seine Treue und Ergebenheit bey dieser schrecklichen Szene bemerkenswerth machte. Die Geschichte hat den Nahmen dieses Edlen, der sich für seinen Herrn opferte, nicht genannt, und doch verdiente seine That weit eher unter den schönen Thaten zu prangen, als die Handlung manches Fürsten, die durch Schmeichler vergöttert ist. Dieser edle Diener war unbewaffnet, als die Meuchelmörder eindrangen; kaum aber bemerkte er die schändliche Absicht dieser Gesandten eines Tyrannen, so warf er sich über seinen Herrn her, und bedeckte ihn mit seinem ganzen Körper. Von Wunden überdeckt sank er, nach einer muthvollen Vertheidigung, todt zu Boden, und nun warfen sich die Meuchelmörder über

den unglücklichen Prinzen, der ruhig, wie ein Heiliger, seinen Tod erwartete. Vorher aber hatte er noch die Kränkung, zu sehen, wie man seinem treuen Diener den Kopf abschlug, und seine Leiche mißhandelte. Alle herbeyeilende Hausbediente wurden ebenfalls ermordet, und dem Prinzen durchbohrte man mit einem Pfeile die Brust. Nun warf man den Körper des Unglücklichen auf einen Wagen, und führte ihn dem Swiatopolk zu, der ihn mit barbarischer Freude empfing. Indessen hatte die Erschütterung das zurückgetretene Leben des jungen Prinzen noch einmal geweckt, und er fing wieder an zu athmen. Der Großfürst wüthete und befahl, ihn völlig zu ermorden. Aber, die Mörder, von Schauder ergriffen, scheueten sich, den heiligen Märtyrer noch einmal anzutasten. Swiatopolk befahl nun einem Waräger, dem Prinzen das Schwerdt ins Herz zu stoßen, und dieß geschah. Gleich nach dem Morde nahm der Großfürst von der Erbschaft seines unglücklichen Bruders Besitz. —

Aber dieser schändliche Mord that der Rachsucht des abscheulichen Swiatopolks kein Genüge. Er hatte den furchtbaren Plan gemacht, alle seine Brüder auszurotten, um sich auf ihren Leichen zum Alleinherrn des russischen Reichs zu machen. Und gerade den Besten unter seinen Brüdern traf die erste Verfolgung. Boris der Edle war dahin, jetzt sollte auch Gleb gemordet werden. Gleb war ein guter

frommer Mann, der seinen Vater herzlich liebte, und durchaus auf keine Vergrößerung seiner Macht bedacht war. Er lebte zu Murom, einer ansehnlichen Stadt im Fürstenthum Wlodimir, welches ihm bey der Theilung zugefallen war. Er wußte noch nichts von dem Tode seines Vaters, und darauf baute sein grausamer Bruder seinen schändlichen Plan. Er ließ ihm berichten, daß Wladimir zu Kiew an einer tödtlichen Krankheit darnieder liege, und sehnsuchtsvoll verlange, seine Kinder vor seinem Tode noch einmal zu umarmen. Gleb, von Kindesliebe angefeuert, und ohne Verdacht gegen einen Bruder, den er nie beleidigt hatte, begab sich in der größten Eile auf den Weg, um den Wünschen seines Vaters und seines eigenen Herzens nachzukommen. Auf der Reise stürzte sein Pferd, und verwundete ihm den Fuß. Dieser Vorfall hielt seine Reise einigermaßen auf, war aber doch nicht im Stande, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Kindliche Liebe siegte über den Schmerz, und er schiffte sich in einer Barke nach Kiew ein. Schon hatte er Smolensko erreicht, als ihm ein Bote seiner Schwester Predslawa, die sich zu Kiew aufhielt, entgegen kam, der ihm den Tod seines Vaters berichtete. Zu gleicher Zeit brachte ein Bote des Jaroslaws ihm die Nachricht von der schändlichen Ermordung seines Bruders Boris, und von der treulosen Handlungsweise des grausamen Swiatopolks. Alles dieses machte den guten Gleb na-

türlich zweifelhaft, ob er seine Reise weiter fortsetzen sollte oder nicht. Noch ging er mit sich selbst darüber zu Rathe, als auch schon die abgeschickten Mörder des Großfürsten in Smolensko erschienen, welche den Auftrag hatten, den jungen Prinzen auf eine gewaltsame Art aus dem Wege zu räumen. Sein eigenes Dienstmädchen wurde zu diesem schändlichen Morde gedungen, und vergaß ihre Weiblichkeit so sehr, daß sie sich an die Spitze des Komplotts stellte, den Prinzen unvermuthet bey den Haaren ergriff, und ihn mit einem Messer die Kehle abschnitt. — Sehen Sie da, mein Freund, zwey ganz entgegengesetzte Charaktere — dieses treulose Dienstmädchen des Glebs, die selbst die Hand bot zum Morde ihres Herrn, und jener unerschütterliche Diener des Boris, der sein Leben für die Rettung seines Herrn opferte — die eine ein Teufel, der andere ein Engel — beydes ein paar seltne Menschen, sie, wegen ihrer Boßheit, er, wegen seiner hohen Tugend! O Freund, es thut dem Herzen so wohl, unter Teufeln auch einen Engel zu finden!

Kaum hatte der furchtbare Swiatopolk das Erbe des Ermordeten in Besitz genommen, als er auch beschloß, über seinen dritten Bruder Swiastoslaw herzufallen, der in Drewlien regierte. So fürchterlich hauste dieser ehrgeitzige Unmensch; er trank das Blut seiner Brüder, wie Wasser, und beugte heuchlerisch seine verruchten Knie vor dem

Gott,

Gott, dessen süßestes Geschäfte Liebe und Erbarmen ist. In seinem ganzen äußern Wesen äußerte dieser fürchterliche Mensch eine verstellte Frömmigkeit, und, indeß er seine Hände in Bruderblut tauchte und Thaten beging, für welche die Teufel erröthen, sahe man ihn in tiefer Ehrfurcht vor den Altären knien, und seine blutigen Hände frech zum Vater der Liebe erheben. In der That war dieser Swiatopolk ein Ungeheuer, wie die Erde, zum Heil der Menschheit, Gottlob, noch immer verhältnißmäßig nur Wenige aufzuweisen hat; sonst würde auch diese Welt für den guten Menschen ein Höllenaufenthalt werden. Denn, solche Unmenschen, wenn ihnen Macht in die Hände gegeben wird, vernichten das Glück ganzer Nationen, kümmern sich nicht um Beyfall und Nachruhm, häufen Frevel auf Frevel, spotten der Religion und der Gesetze der Menschlichkeit, achten keiner Pflichten, morden Brüder und Freunde, und wären im Stande die Welt zu zertrümmern, wenn sie bey all' ihrer Allmacht nicht so ohnmächtig wären! Aber, Gottlob, auch ihnen ist ein Ziel gesetzt, und das dürfen sie nicht überschreiten. Früh oder spät ereilt sie die Strafe, sey es auch erst auf dem Sterbebette, wo die Reihe ihrer verübten Teufeleyen sich lebhaft ihrer Seele darstellt, und sie blutig zerreißt! Und in der Geschichte stehen sie als Scheusale da, wo ihre Thaten nach Verdienst gewogen werden, und der Glorienschein fällt, wodurch sie ihre Zeitgenossen täusch-

ten. Christian der Zweyte, Karl der Neunte, Ludwig der Vierzehnte, Philipp der Zweyte, Cromwell, Maria, Richard der Dritte, Orleans, Marrat, Danton, Pethion, Robertspierre, und alle die andern Tyrannen der Menschheit alter und neuer Zeit, sie haben sich selbst Schandsäulen gesetzt, die ewig dastehen, zum Schauder der Welt und Nachwelt!! —

Swiatoslaw, sobald er das Unglück seiner Brüder erfährt, ahndet leicht, daß auch ihm ein ähnliches Schicksal bevorsteht. Auf die Treue seiner Unterthanen kann er sich nicht verlassen, mithin bleibt ihm kein anderer Rettungsweg übrig, als die Flucht! Ehe also noch der Großfürst seine Mörder absendet, ist Swiatoslaw schon auf dem Wege nach Ungarn, wo er von seinem Schwager, dem Könige Andreas, Schutz und Beystand erwartet. Allein, der Unglückliche handelt zu unvorsichtig. Ohnerachtet er noch nicht weit von seiner Hauptstadt entfernt ist, als schon die Mörder daselbst erscheinen, so hatte er doch schon einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen, und hätte sich retten können, wenn er nicht allzu sicher gewesen wäre. Die Mörder, als sie das Schlachtopfer nicht finden, eilen ihm nach, um ihn zu morden, wo sie ihn finden. Swiatoslaw überläßt sich in der Nähe der Carpathen, welche Ungarn von Polen und der Moldau trennen, einer unvorsichtigen Sorglosigkeit; dieß ist sein Unglück;

die Mörder holen ihn hier ein, und tödten ihn auf fremdem Boden.

Jetzt aber sind Swiatopolks Schandthaten auch vollzählig; jetzt tritt Jaroslaw von Nowgorod, als Rächer seiner unglücklichen Brüder auf, und der Unmensch muß ihm weichen. Auch diesem Prinzen war ein ähnliches Schicksal bestimmt; allein, er ist glücklicher als seine Brüder, und zum Theil vorsichtiger. Sie erinnern es sich wohl aus dem Vorhergehenden, mein lieber Freund, daß dieser Prinz eben nicht moralisch gut gegen seinen Vater handelte, sondern durch Undankbarkeit und Empörung den Mann kränkte, dem er Leben und Glück verdankte. Dieß ist ein Flecken in Jaroslaws Charakter, der nimmer verwischt werden kann, so edel er auch in der Folge seine jugendlichen Verirrungen bereute. Um sich mit seinem Vater zu messen, hatte er damals die Waräger ins Land gerufen, und da Wladimirs Tod der Fehde ein Ende machte, ehe sie noch zum Ausbruche kam, so nahm er einen großen Theil dieser Hülfsvölker in seine Dienste auf. Diese Art von stehender Miliz zeigt sich stolz auf den Vorzug, den ihnen der Fürst gewährt, empört durch beleidigende Handlungen den ruhigen Bürger, und treibt den Unfug endlich so weit, daß kein Mann mehr seiner Güter, kein Weib mehr ihrer Ehre sicher ist. Natürlich entsteht dadurch Unzufriedenheit und Klage; man beschwert sich bey dem Fürsten, aber dieser, der

seine Soldaten schonen muß, verweißt die Bürger zur Ruhe, und bestraft die begangenen Frevel nur sehr leicht. Die Beleidigungen der Waräger nehmen immer mehr Oberhand. Aufgebracht darüber, ergreifen endlich die Bürger die Waffen zur Selbstrache; eine förmliche Empörung bricht aus; die Gegend, wo die Waräger wohnen, wird überfallen, und man greift sie mit Ungestüm an. Diese vertheidigen sich zwar tapfer, unterliegen aber doch endlich der wüthenden Menge, und werden fast alle niedergemacht. Jaroslaw, durch diese widerrechtliche Empörung seiner schützenden Freunde beraubt, wird natürlich dadurch sehr beleidigt und aufgebracht. Er schwört es sich insgeheim die ausgezeichneteste Rache zu üben, stellt sich aber öffentlich, als billige er das Benehmen der Bürger. Unter dem Vorwande, die Sache noch genauer zu untersuchen, bittet er die vornehmsten Einwohner der Stadt zu einer freundschaftlichen Unterredung zusammen; kaum aber erscheinen diese Menschen, im Vertrauen auf seine Ehrlichkeit, so schickt er seine Satrapen an sie ab, und läßt ein fürchterliches Blutbad unter ihnen anrichten.

Dieß ist die zweyte unverzeihliche That in Jaroslaws Leben, aber zum Glück auch seine Letzte. Entschuldigen läßt sich diese That durchaus nicht; war es auch der Gerechtigkeit gemäß, eine blutige Empörung blutig zu bestrafen, so war doch die Art, wie der Fürst dabey zu Werke ging, durchaus unrecht,

und Jaroslaw zeigt in diesem Benehmen viel persönliche Rachsucht, viel Härte. Aber die Strafe blieb nicht aus. Noch in der nehmlichen Nacht, da diese hinterlistige That vollbracht wurde, erscheint ein Bote von seiner Schwester Predslawa, aus Kiew, die ihm den Mord seiner Brüder, und Swiatopolks grausame Entwürfe kund thut, und ihn auffodert, die Schmach seiner Familie an dem Mörder zu rächen. Jaroslaw, von der unerwarteten Nachricht erschüttert, weiß nicht, wohin er sich wenden soll. Die Gefahr ist dringend, Unglück und Verderben droht von allen Seiten; wo soll er Hülfe finden? Seine Unterthanen hat er durch das eben vollendete Blutbad von sich entfernt; wie kann er Beystand hoffen von denen, deren Väter und Brüder er heimtückisch gemordet hat? Mit fürchterlichen Vorwürfen zeigt ihm sein Gewissen nun den Abgrund, den er sich selbst durch seine tolle Rache bereitet hat. Anfangs war er von treuen Bürgern geschützt; jetzt hatte er ihre Achtung und Liebe verlohren. Furien der Hölle quälten ihn; er stand tausendfache Todesangst aus. In wilder Verzweiflung ergriff er ein Mittel, und verwarf es als unstatthaft im nächsten Augenblick. Gewissensangst, die fürchterlichste Strafe, welche jeder Abweichung von den Gesetzen der Tugend folgt, marterte ihn. Ueberall sahe er die Geister der Gemordeten, deren Blut er seiner tollen Rache geopfert hatte, ihm entgegen grinzen. Jetzt

verwünschte er die schreckliche That, und gelobte sich selbst Aenderung und Besserwerden. Nun beschloß er, das letzte und einzigste Mittel zu wählen, das ihm noch übrig blieb. Er mußte sich vor seinen Bürgern demüthigen, er mußte seine Uebereilung eingestehen, er mußte seine Unterthanen um Verzeihung ansprechen. Er that es, und zeigte sich dabey so wahrhaft reumüthig, daß er schon deshalb Verzeihung verdiente. Er vergoß öffentlich bittere Thränen über seine That, er gelobte, sie gut zu machen, wie und wann er könnte, er bat um Vergessenheit des Vergangenen, und um Beystand in der bevorstehenden wichtigen Krisis. Die stolzen Nowgoroder lächelten, als sie ihren Fürsten so gedemüthigt sahen; und er mußte sich mit Spott und Vorwürfen überhäufen lassen, ehe sie ihm seine Bitten zugestanden. Und auch dieß geschahe nicht aus Rücksichten über seine Reue, sondern aus andern egoistischen Absichten. Ihn hätten sie unausbleiblich seinem Schicksale überlassen; aber sie überlegten, daß es zuträglicher für sie wäre, einem Fürsten treu zu bleiben, dessen Existenz von ihrer Willkühr abhinge, als sich der Herrschaft eines barbarischen und blutdürstigen Tyrannen zu ergeben, der ihre noch immer bestehende republikanische Form gänzlich zertrümmern würde. Das alles reiflich überwogen, bestimmte sie denn zur Aussöhnung mit ihrem gedemüthigten Fürsten; sie gelobten ihm aufs neue Treue und Anhänglichkeit, und

leisteten ihm das Versprechen, ihm in jedem rechtmäßigen Kriege mit Gut und Leben beyzustehen. —

Jaroslaws Wunsch war also erreicht; er hatte Hoffnung, seinem blutdürstigen Bruder zu widerstehen, und ihm auch im Felde die Spitze bieten zu können. Zwar macht Swiatopolk einige Versuche, den Bruder heimlich aus dem Wege zu räumen; allein gerade dieser Einzige unter den Söhnen Wladimirs scheint unter dem besondern Schutze der Gottheit zu stehen; gerade Jaroslaw, dieser undankbare Empörer, dieser bis jetzt so inkonsequent handelnde Mensch, hat das Glück, allen drohenden Gefahren zu entgehen, und sich mitten unter Mördern zu behaupten. Als der Großfürst nun endlich sieht, daß seine geheimen Mittel nicht anschlagen, rüstet er sich zum Kriege; aber auch Jaroslaw hat schon seine Maaßregeln genommen. Beyde Armeen begegnen sich an den Ufern des Dneppers, und nur der Fluß trennt sie von einander. Jaroslaw hat unter seinem Kommando eine Armee von mehr als 80000 Mann, und doch wagt er es nicht, den Bruder anzugreifen. Dieser Fürst betet täglich, daß Gott ihm den Sieg verleihen, und ihm Kraft geben möge, das unschuldig vergossene Blut seiner Brüder zu rächen; allein, weiter thut er auch nichts; gerade, als wenn er glaubt, daß Gott selbst, oder wenigstens ein Engel, sich an die Spitze seines Heeres stellen, und den muthlosen oder allzu gewissenhaften

Anführer ablösen sollte. Swiatopolk seiner Seits, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben von Gewissensbissen gefoltert, steht eben so unthätig seinem Bruder gegenüber, und beyde Armeen bleiben drey Monathe lang gegen einander stehen, ohne den geringsten Anfall zu wagen. Das Einzigste, was während dieser langen Zeit geschieht, ist, daß Jaroslaw die Hauptstadt Kiew erobert, jedoch mehr durch offenbare Vergünstigung der Einwohner, die den Swiatopolk hassen, als durch die Gewalt der Waffen. Seit dieser Eroberung nennt sich Jaroslaw, Großfürst von Rußland, und läßt sich von den Edlen und Bürgern in Kiew die Huldigung leisten.

Endlich hört denn doch die bisherige Unthätigkeit zwischen beyden Armeen auf. Die Veranlassung dazu giebt ein Woyewodde des Swiatopolks, der, ohne Vorwissen seines fast immer betrunkenen Herrn, über die Feigheit der Gegner laut spottet, und ihnen zuruft: „Sie möchten, anstatt müßig zu stehen, um Tagelohn arbeiten, und wenn sie das wollten, so möchten sie nur herüber kommen, wo man ihnen Holz anweisen würde, um es zu hacken!“— Dieser Spott beleidigt die Soldaten Jaroslaws, die ganze Armee wird von dem Geiste der Rache beseelt; ein allgemeiner Enthusiasmus fodert den Fürsten auf, die Schlacht anzufangen; sie drohen sogar, denjenigen zu ermorden, der sie länger aufhalten wür-

de. Jaroslaw, wenn er auch kein großer geübter und tapfrer Krieger war, so fehlte es ihm doch nicht an persönlichem Muthe. Er sieht den Augenblick der Vergeltung erscheinen; seine Soldaten, vom wilden Enthusiasmus ergriffen, fodern die Schlacht, und Spione hinterbringen ihm: „Sein Gegner lasse sich den Anfang der Feindseligkeiten nicht mehr träumen, er sitze ruhig in seinem, zwischen zwey Seen am Dnepper aufgeschlagenem Lager, überlasse sich einer strafbaren Sicherheit, und lebe mit den Seinigen in fast immerwährender Trunkenheit. Jaroslaw benutzt diese Nachricht, und den wilden Ungestüm seiner Soldaten; die ganze Armee wird bey der frühesten Morgendämmerung, in aller Stille über den Strom gesetzt und im feindlichen Lager ahndet man noch nichts. Ehe sich Swiatopolk besinnen kann, ist seine Armee schon von allen Seiten angegriffen, in Unordnung gebracht, und in die Flucht gesprengt. Der feige Mörder kann dem Muthe seiner Gegner nicht widerstehen; an geheimen Meuchelmord war er zwar gewöhnt, nicht aber an offnen Krieg; er ist der Erste, der seinen Soldaten den Weg zur Flucht zeigt. Die Natur selbst hilft Jaroslaws Sieg vollenden. In der Nacht vor dem Ueberfalle hat eine starke Kälte die beyden Seen in der Nähe des Lagers mit einer Eisrinde bedeckt. Diesen Umstand wollen die Flüchtlinge benutzen, um sich zu retten; allein das Eis bricht unter ihnen, und eine Menge Menschen

werden in den Fluthen begraben. Swiatopolk selbst entkommt nur mit Mühe, und rettet wenige Menschen, die sich auf der Flucht zu ihm finden; mit diesen sucht er Schutz bey seinem Schwiegervater, dem Könige von Polen, Boleslaw dem Ersten.

Gleich nach der Schlacht nimmt Jaroslaw Besitz von dem großfürstlichen Throne, und hält im Jahr 1017 seinen siegreichen Einzug in Kiew. Hier sehen Sie nun wieder einen von denjenigen Menschen, die sich durch Glück und Zufall weit eher erheben, als durch persönliche Tugend. Jaroslaw war gerade kein böser Mensch; aber doch hatte er auch noch gar nichts gethan, was ihm des ersten Thrones werth machte, vielmehr hatten seine frühern Handlungen das Gepräge eines inkonsequenten und aufbrausenden Charakters; aber die Umstände waren ihm günstig, und Swiatopolks Nachläßigkeit und Schwelgerey beförderten sein Glück. Indessen geht es gewöhnlich in der Welt so zu, daß das eigentliche Verdienst selten in Anschlag kommt, und nur die Umstände diesen oder jenen groß oder klein machen. Wenn alles nur immer nach Verdienst berechnet würde, so stände wohl Mancher nicht an seinem Platz! — Glück ist die Loosung in der Welt; ohne Glück steigt auch der Verdienstvollste nicht empor; bey kleinen und großen Begebenheiten spielt das blinde Glück eine Hauptrolle. Wenn wir den Jaroslaw strenge nach

seinen frühern Handlungen beurtheilen, so verdiente gerade Er am wenigsten unter seinen Brüdern die großfürstliche Würde; und doch begünstigte ihn das Glück, und er stieg empor, indeß seine bessern Brüder von einem Unmenschen geopfert wurden. — Gleich beym Antritte seiner Regierung verfolgte ihn das Schicksal. Eine fürchterliche Feuersbrunst legte einen großen Theil der Hauptstadt in die Asche. Großmüthig gab der neue Großfürst eine starke Summe her, um die zerstörten Gebäude wieder aufzubauen; er selbst verschönerte und erweiterte die Stadt, und so wußte er dem Schicksale entgegen zu trozen, und das Unglück zu einer gemeinnützigen Handlung zu benutzen. Ein Krieg mit den Petschenegern, die, gleich im ersten Jahre seiner Regierung über Rußland herfielen, wurde in kurzer Zeit glücklich beendigt, und diese furchtbaren Feinde wieder zur Ruhe verwiesen.

Unterdessen hatte Swiatopolk bey seinem Schwiegervater in Polen Schutz und Aufnahme gefunden. Er hatte mit seinem Unglück nicht seine Ansprüche auf das Großfürstenthum aufgegeben, vielmehr strebte er mit allen Kräften darnach, sich an seinem Bruder zu rächen, und die verlohrne Herrschaft wieder zu gewinnen. Boleslaw von Polen hörte die Vorschläge seines unwürdigen Schwiegersohnes nicht ohne Aufmerksamkeit an. Wladimir hatte dem polnischen Reiche ansehnliche Provinzen

entrissen, und jetzt zeigte sich eine gute Gelegenheit, dieselben wieder zu erobern; wenigstens gab dieß den Vorwand zum Kriege. Es ward also eine große Armee gesammelt, an deren Spitze Boleslaw und Swiatopolk im Jahr 1018 in Rußland eindrangen. In der Eile rief Jaroslaw ebenfalls ein Heer zusammen, und ging den Polen entgegen. Beyde Armeen trafen sich am Bogflusse, und waren nur noch durch den Strom getrennt. Swiatopolk, durch den Schimpf eines russischen Woyewodden aufgebracht, setzte unerwartet mit seiner Armee über den Fluß, und griff die Russen rasch und heftig an. Diese, die sich einen so schnellen Angriff nicht träumen ließen, wurden in Unordnung gebracht, widerstanden nur schwach dem ungestümen Andringen der Polen, und ergriffen endlich die Flucht. Jaroslaw, von allen seinen Freunden verlassen, hatte Mühe, daß er mit vier Menschen nach Nowgorod flüchten konnte, von wo er weiter über das Meer zu den Warägern gehen, und den Beystand dieser Völker auffodern wollte. Allein die Nowgoroder widersetzten sich diesem Vorhaben, verbrannten das Schiff, welches der Fürst zu seiner Flucht bestimmt hatte, versprachen ihm Beystand und Rache, und machten Anstalten, ihr Versprechen auszuführen.

Boleslaw hatte unterdessen die Früchte seines Sieges nicht aus den Augen verlohren. Kiew ward aufgefodert und durch Hunger zur Uebergabe genö-

thigt. Der polnische König bemächtigte sich der Reichthümer, die er daselbst vorfand, handelte dabey aber sehr edelmüthig, indem er nichts für sich behielt, sondern Stadt und Land dem unwürdigen Swiatopolk wieder zurück gab, und ihm von den Einwohnern huldigen ließ. Die polnischen Truppen wurden indessen während des Winters in den umliegenden Gegenden einquartirt, und der König ließ ihnen eine strenge Mannszucht beobachten, und bestrafte jede Unordnung mit unerbittlicher Strenge. Aber der abscheuliche Swiatopolk, statt seinem edlen Schwiegervater seine schuldige Dankbarkeit zu beweisen, handelte auf die verruchteste Weise treulos gegen ihn und seine Soldaten. Boleslaw fand Gefallen an der russischen Prinzessin Predslawa, und wollte sie zu seiner Gemahlin erheben; aber Swiatopolk schlug unter allerley Vorwänden seine Einwilligung ab. Zu gleicher Zeit gab er den geheimen Befehl, alle Polen in ihren Quartieren zu überfallen und zu tödten; und Viele wurden wirklich ein Opfer dieses barbarischen Befehls. Boleslaw, durch diese schändliche Undankbarkeit seines elenden Schwiegersohns aufs bitterste gekränkt, zog seine übrigen Truppen zusammen, bemächtigte sich des Schatzes dieses treulosen Verwandten, nahm die vornehmsten Bojaren und eine Menge anderer Personen aus allen Ständen, als Gefangene mit sich, ehelichte die Prinzessin Predslawa, eroberte ganz Rothrußland,

und vereinigte es mit seinem Königreiche, und zog dann nach Polen zurück, ohne sich weiter um das Schicksal eines solchen niedrigen Bösewichts zu bekümmern, den er ohne Mühe wieder hätte vom Throne stoßen können, den er aber seiner eigenen Schmach und den Vorwürfen seines Gewissens überließ.

Auch folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Jaroslaw hatte wieder eine ansehnliche Armee gesammelt, und rückte auf Kiew unvermuthet los. Swiatopolk, von Schrecken ergriffen, hielt sich in den Mauern der Hauptstadt nicht sicher, und ergriff, ohne einen Versuch zum Widerstande zu machen, plötzlich die Flucht. Kiew öffnete dem Jaroslaw die Thore, und huldigte ihn aufs neue, indeß sein niederträchtiger Bruder sich in die Arme der Petscheneger warf, und diese Feinde seines Vaterlandes zur Rache auffoderte. Den Petschenegern kam diese Gelegenheit erwünscht; Hoffnung zum Raube gab ihnen den Muth, die Waffen zu ergreifen, und Swiatopolk drang wieder mit einer starken Armee in Rußland ein. Jaroslaw zog ihm entgegen, und jetzt begann eine Schlacht, wie sie in den Jahrbüchern des Kriegs selten wieder gefunden wird. Die Russen waren entschlossen, sich nicht mehr von einem so tyrannischen Fürsten mißhandeln zu lassen; Jaroslaw, bey all' seinen frühern Fehlern, war wenigstens kein so blutdürstiges Ungeheuer als sein Bruder; er hatte sich die Liebe der Nation

zugeeignet; und, so inkonsequent er auch oft handelte, so besaß er doch auch viele gute Eigenschaften, die seine Russen an ihm schätzten. Er hatte also einen großen Vorsprung vor seinem Bruder; denn er wurde von Soldaten vertheidigt, die ihn gerne an ihrer Spitze sahen, indeß Swiatopolks Truppen nicht für ihn, sondern aus Raubgier kämpften. Indessen schien keine Parthey zum Nachgeben entschlossen zu seyn; drey Tage lang dauerte der mörderische Kampf; die Streitenden hatten sich so mit einander vermischt, daß sie einander bey den Haaren herumschleppten. Der Sieg blieb lange unentschieden; endlich aber erklärte er sich doch für den Jaroslaw. Die Feinde flohen und wurden gänzlich versprengt. Swiatopolk, noch immer zur Rache entschlossen, wollte es noch einmal wagen, sich seinem so tief gekränkten Schwiegervater in die Arme zu werfen. Allein er kam nicht so weit; in den Wüsten zwischen Böhmen und Polen fiel er in eine unheilbare Krankheit, die, aus Mangel an nothwendiger Pflege, sehr bald gefährlich wurde. Schrecken und Wuth hatten seinen Körper geschwächt, und seinen Geist entnervt; wilde Phantasien wurden in ihm rege, und verscheuchten jede Ruhe von seinem Krankenbette; seine wenigen Begleiter schauderten vor ihm zurück, und in einem Anfall von Raserey endete er unter dem gräßlichsten Geschrey ein Leben, das er nur durch Laster entweiht hatte. Er starb im Jahr 1019.

Swiatopolks Tod befreyte den Jaroslaw von einem unversöhnlichen Feinde, und machte ihn zum friedlichen Besitzer des väterlichen Throns. Indessen war seine Ruhe nicht von langer Dauer. Sein Neffe Brätschislaw, Fürst von Polocz k, fiel unvermuthet über Nowgorod her, eroberte die unvertheidigte Stadt, plünderte die Einwohner, machte eine reiche Beute, und führte die ansehnlichsten Bürger mit sich in die Gefangenschaft. Jaroslaw, sobald er diesen Ueberfall erfuhr, eilte ihm nach, erreichte ihn in sieben Tagen, und nahm ihm alles wieder ab, was er von Nowgorod mitgenommen hatte. Doch bestrafte er ihn nicht weiter; seine Vorwürfe waren sanft und väterlich warnend; Brätschislaw wurde davon bewegt; der Großfürst gab ihm seine verwirkte Appanage wieder, und schenkte ihm noch zwey ansehnliche Städte dazu. Dieß war Eine von den edlen rein menschlichen Handlungen Jaroslaws, die ihm Ehre machen, und die frühern Flecken seines Charakters einigermaßen verwischen. Auch führte diese großmüthige That ihren schönen Lohn mit sich; der Großfürst gewann sich dadurch einen treuen und unerschütterlichen Bundesgenossen, dessen Eifer und Treue nur mit seinem Leben aufhörte, statt, daß er durch Strenge ihn erbittert, und zu seinem unversöhnlichsten Feinde gemacht hätte. Ueberhaupt änderte sich Jaroslaw jetzt sehr zu seinem Vortheil; und mehrmals gab er redende

Beweise, daß er die Verirrungen seiner Jugend bereue, und sie soviel als möglich gut zu machen entschlossen sey.

Kaum war der Friede mit dem Fürsten von Poloczk hergestellt, so erforderten die Unternehmungen seines Bruders Mstislaws, Herrn von Tmutarakan, die erneuerte Aufmerksamkeit des Großfürsten. Es läßt sich gegenwärtig nicht mit Gewißheit bestimmen, wo diese Stadt eigentlich gelegen habe, und doch muß sie ansehnlich gewesen seyn, da sie bis an das Ende des eilften Jahrhunderts als die Hauptstadt eines großen und ansehnlichen Fürstenthums genannt wird. Die verschiedenen Meinungen über die Lage dieser Stadt wollen wir hier nicht untersuchen; so viel ist indeß wenigstens wahrscheinlich, daß sie nicht in einem Lande gelegen war, welches immer unter russischer Herrschaft stand, sondern in jenen Provinzen, die eine Zeit lang russische Oberhoheit anerkannten, in der Folge aber durch die Tartarn erobert wurden.

Mstislaw lebte fast in beständigen Händeln mit seinen Nachbaren, den Kazogern, die, wenn sie nicht gar die Vorältern der donischen Kosaken gewesen sind, doch bestimmt in einem Theil desjenigen Landes wohnten, das diese noch gegenwärtig inne haben. Im Jahr 1021, unternahm er einen neuen Zug gegen diese unruhige Nation. Ihr Feldherr Rededa trug dem Fürsten einen Faustkampf ohne

Waffen an, wo bloße körperliche Stärke das Recht der Streitenden entscheiden sollte. Rededa war ein herzhafter, starker und gewandter Mann, der noch keinem unterlegen hatte, aber doch nahm Mstislaw den Kampf an. Wie man sagt, durch eifriges Gebet zu der Mutter Gottes, wahrscheinlicher aber durch irgend eine gut angebrachte List, erhielt Mstislaw den Sieg über seinen Gegner, und tödtete ihn, die Kazoger flohen und ließen alles im Stich. Der Fürst von Tmutarakan plünderte das ganze Land aus, nahm des erschlagenen Feldherrn Gemahlin und Kinder mit sich in die Gefangenschaft, und ließ in seiner Hauptstadt eine prächtvolle Kirche erbauen, zu Ehren der Mutter Gottes, die ihm zu dem Siege verholfen hatte. Er unterwarf sich die ganze Nation, machte sie zinnspflichtig und vermehrte dadurch seine Macht. — Aber, dem Eroberer genügt nie ein noch so entscheidender Gewinn; er geht weiter, und überall findet er Gegenstände seiner Raubgier und seines Ehrgeizes. Mstislaw war ein solcher Eroberer; stolz auf seine Siege hielt er sich nun für unüberwindlich, und der großfürstliche Stuhl war das Ziel seines ehrgeizigen Strebens.

Jaroslaw befand sich eben zu Nowgorod, als Mstislaw mit seiner Armee gegen Kiew anrückte. Die Hauptstadt wurde aufgefodert, ergab sich aber nicht, vielmehr wurde er von den Einwohnern angegriffen und zurückgeschlagen. Er wandte sich dar-

auf gegen Tschernigow, wo man ihn ohne Schwerdtschlag einließ, und wohin er seine Residenz verlegte. Jaroslaw ging indeß nicht wieder nach Kiew zurück, sondern blieb in Nowgorod, wo er sich gegen seinen Bruder rüstete, und die Waräger zu Hülfe rief. Mit einer neugesammelten Armee ging er nun seinem Bruder entgegen; allein Mstislaw griff ihn in einer sehr stürmischen Nacht an, schlug und zerstreute seine ganze Armee, und Jaroslaw konnte nur mit Mühe sein Leben retten. Er flohe nach Nowgorod, und Mstislaw wurde Herr von Kiew. Zu gleicher Zeit aber überfiel ihm eine tiefe Reue über seine That, oder wenigstens stellte er sich, als ob er Reue empfinde; er bezeugte öffentlich seinen Schmerz über die große Niederlage seines Bruders, und erklärte, daß er gerne auf das Großfürstenthum Kiew Verzicht leisten, und es seinem ältern Bruder wieder abtreten wolle. Wahrscheinlich aber wußte Jaroslaw schon, was von den Versicherungen seines Bruders zu halten sey; er nahm also sein Anerbieten nicht an, sondern blieb in Nowgorod, und rüstete sich aufs neue zum Kriege. Im Jahr 1026 hatte Jaroslaw eine Armee auf den Beinen, mit der er allenfalls der Macht seines Bruders gewachsen war. Allein, ohne weiter zu schlagen, söhnten sich beyde Brüder mit einander aus; doch mußte Jaroslaw das Fürstenthum Kiew mit seinem Bruder theilen, und der Dnepper wur-

de die Grenze zwischen beyden Staaten. Den östlichen Antheil behielt Mstislaw, den westlichen bekam Jaroslaw wieder zurück.

Der Verlust so ansehnlicher Ländereyen, und ein unglücklicher Zug gegen Boleslaw von Polen, beugten den Großfürsten sehr; doch verließ ihn das Glück nicht ganz, das ihn bisher so getreulich begleitet hatte. In der heutigen Provinz Liefland herrschten damals die Tschuden, ein Volk, das noch gegenwärtig existirt, doch nicht als Herrscher, sondern als Beherrschte, als Knechte, die dem eisernen Joche der Despotie unterworfen, und fast von allen menschlichen Gerechtsamen ausgeschlossen sind. Jaroslaw hatte lange den Plan gemacht, durch die Unterwerfung dieser Provinz seine Herrschaft und seine Macht in Rußland zu erheben, aber immer schienen ihm die Umstände nicht günstig genug. Jetzt, da er, mit seinem Bruder ausgesöhnt, von demselben nichts zu befürchten hatte, eilte er mit einem Heere gegen die Tschuden, besiegte sie, und erbaute in ihrem Lande die Stadt Juriew, welche heut zu Tage Dorpat heißt.

In dem folgenden Jahre 1030 starb Boleslaw der Erste von Polen, und Mieczislaw, der unwürdige Sohn eines würdigen Vaters, wußte sein Erbe gegen die Anmaßungen der Magnaten und der Geistlichkeit nicht zu behaupten. Jetzt brach eine völlige Anarchie aus, und die Fackel des Aufruhrs

leuchtete durchs ganze Land. Jaroslaw benutzte die Verwirrung, verband sich mit seinem Bruder Mstislaw, fiel in Verbindung mit demselben in Polen ein, nahm den Polen die Provinz Rothrußland wieder ab, und führte eine große Anzahl von Gefangenen mit sich fort, die er bestimmt hatte, sich in den wüsten Gegenden seines Reichs anzusiedeln und dieselben zu bevölkern. Bald darauf im Jahr 1036 starb Mstislaw ohne Erben, und alle seine Staaten fielen nun an den Großfürsten zurück. Uebrigens wird uns Mstislaw zwar als ein kühner Eroberer, aber auch als ein guter, menschlich gesinnter Fürst geschildert, der sich selten Grausamkeiten zu Schulden kommen ließ, gegen seine Unterthanen besonders liebreich sich benahm, und sich überall als gütigen Vater zeigte. — Zu der nehmlichen Zeit aber, da Jaroslaw durch das Erbe seines Bruders seine Staaten und seine Macht so vergrößerte, fielen die Petscheneger in Kiew ein, und belagerten die Hauptstadt. Kaum erfuhr aber der Großfürst diesen neuen Ueberfall, so eilte er auch seiner Hauptstadt zu Hülfe, schlug die Feinde mit großem Verluste zurück, und befreyte das Land wieder auf eine Zeitlang von diesen unversöhnlichen Feinden.

Die Zeit des Friedens und der Muße wendete Jaroslaw zu sehr lobenswürdigen und gemeinnützigen Einrichtungen an. Er war ein ganz anderer Mensch geworden; er war sanftmüthig, freundlich,

versöhnlich, ein Vater der Armen, ein Beschützer der Nothleidenden. So tilgte er durch gute Handlungen die frühern Flecken seines Charakters, und zeigte auf eine sehr auffallende Art, daß er als Jüngling zwar irren, aber auch seine Verirrungen einsehen, und als Mann wieder gut machen könnte. So erscheint nun Jaroslaw als einer der besten Fürsten, die noch auf dem Thron der Großfürsten gesessen hatten, geliebt von seinen Unterthanen, deren Vater er war, geachtet von den Nachbaren, gefürchtet von seinen Feinden. Das Inkonsequente seines Charakters hört auf, und macht einer unerschütterlichen Festigkeit Platz; seine natürliche Wildheit geht in Sanftmuth und Versöhnlichkeit über; die groben Vergehungen seiner Jugend erheben jetzt nur seinen liebenswürdigen und edlen Charakter, den er sich zu eigen gemacht hat. Ueberall sucht er zu verbessern, dem Unglück abzuhelfen, und den Frieden im Vaterlande zu erhalten. Wo es ihm möglich ist, da verweigert er den Krieg, wo er aber schlagen muß, da zeigt er sich als einen braven Krieger, wenn auch nicht als einen ausgezeichneten Held. Er versöhnt sich mit seinen Feinden, und behält keinen Groll gegen sie in seinem Herzen zurück. Seinen Bundesgenossen bleibt er, selbst mit Aufopferung dargebotener Vortheile, unerschütterlich getreu. Er strebt nicht nach Eroberungen, er denkt auf ein schöneres Ziel, auf das vollendete Glück seiner Unterthanen. Er ist fromm ohne Heucheley; redlich, offen-

herzig und ohne Falsch. So zeigt er, gleich nach dem Antritte seiner großfürstlichen Regierung, einen ganz andern Menschen, als den bisherigen wilden und rachsüchtigen Fürsten; so beweißt er sich des Thrones seiner Vorältern werth; so regiert er 35 Jahre lang mit ausgezeichnetem Ruhme, nicht als Eroberer, sondern als Völkerbeglücker; so vergessen die Einwohner von Nowgorod die rasche That, wodurch er sie als Jüngling in den ersten Aufwallungen der Rache kränkte, und beten ihren Fürsten an. Sein wachsames Auge wendet die Gefahren von seiner Nation ab, und befördert ihre Zufriedenheit. Alle seine Anstalten athmen den liebenswürdigen Geist der Sanftmuth und der Gemeinnützigkeit, der ihn so merklich auszeichnet. Er giebt der Stadt Nowgorod ein Stadtrecht, das freylich nach den damaligen rohen Begriffen geformt ist, im Ganzen aber doch den gutmüthigen und weisen Charakter des Gesetzgebers bezeichnet. Nach demselben soll jeder Todtschlag mit Gelde abgebüßt werden, wenn sich kein Bluträcher, oder kein naher Verwandter findet. Wer jemandem einen Finger abhaut, oder ein fremdes Pferd ohne Wissen des Eigners reitet, muß eine gleich große Geldstrafe bezahlen. Wer aber einem andern den Bart ausreißt, bezahlt dreymal mehr, so wie auch derjenige, der einen Knecht oder eine Magd sich zueignet, die nicht sein ist. — Um die Ausbreitung der christlichen Religion, und der bessern Erkenntniß hat sich

Jaroslaw ausnehmend verdient gemacht. Er selbst war, nach den Begriffen der damaligen Zeit, ein sehr gelehrter Fürst. Alle seine müßigen Stunden wendete er zum Studieren an, und zog fremde Gelehrte an seinen Hof, mit denen er sich sehr freundschaftlich unterhielt, und die er ungemein auszeichnete. Sie waren besonders bestimmt, mehrere griechische Schriften in die Slavonische Sprache zu übersetzen. Diese Bücher wurden dann von besondern Sekretairen sehr sauber abgeschrieben, und die Originalien, reich in Gold und Silber eingefaßt, in der Kirche der heiligen Sophie aufbewahrt, die er selbst mit großen Kosten erbaut hatte. In mehreren Städten und Flecken ließ er schöne Kirchen anlegen, und sicherte den Geistlichen ansehnliche Einkünfte zu, doch mit der Bedingung, daß sie für die Ausbildung des Volkes Sorge tragen sollten. Auf diese Bedingung hielt er sehr strenge, und ohnerachtet er eine große Achtung für den Priesterstand bewieß, so schloß er doch diejenigen Geistlichen von der Strafe nicht aus, die sich einer Vernachläßigung in ihrer angewiesenen Pflicht hatten zu Schulden kommen lassen. In Nowgorod etablirte er eine Erziehungsanstalt, in welcher dreyhundert Kinder aus dem Adel und der Geistlichkeit unterrichtet werden sollten. Er selbst zeigte sich als einen Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit, der von der Göttlichkeit der christlichen Religion überzeugt war, und nach den damaligen Begriffen den Wahn

äußerte, daß jeder andere Religionsverwandte von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen sey. Deshalb weinte er oft über das Schicksal seiner beyden Vorgänger, Oleg und Jaropolk, die als Heiden gestorben waren, mithin also keinen Antheil an der Seligkeit hatten. Er dachte Tag und Nacht daran, wie er ihr Schicksal mildern und sie in die Gemeinschaft der Christen bringen könnte. Endlich glaubte er im Jahr 1044 ein Mittel gefunden zu haben, dieses zu bewerkstelligen. Zu dem Ende wurden die Gebeine dieser beyden Fürsten ausgegraben, von dem Bischofe feyerlich getauft, und dann, unter Begleitung der gesammten Geistlichkeit, in der Sophienkirche beygesetzt. Dieser fromme Wahn, so lächerlich er auch von der einen Seite erscheinen mag, zeigt wenigstens den gutmüthigen, frommen Charakter Jaroslaws, und macht ihm auf jeden Fall mehr Ehre als Schande. — In den Gesetzen, die Jaroslaw seinem Volke gab, herrscht ebenfalls ein sehr sanfter Geist. Er wollte nicht den Tod des Verbrechers, sondern seine Aussöhnung mit der Welt und mit den Menschen, die er beleidigt hatte. Zu dem Ende verordnete er, daß jeder Todtschlag durch eine Strafe von vierzig Griwnen versöhnt seyn sollte, doch mit der Einschränkung, daß, wenn den Anverwandten das Blut des Ermordeten nicht für diese Summe feil wäre, so sollte der Mörder dem Bluträcher überantwortet werden. Derjenige, der seinem Gegner einen

Arm oder ein Bein, als einen nothwendigen Bedarf bey der Arbeit, zerschlug, wurde eben so bestraft, als wenn er einen Mord begangen hätte; für einen verletzten Finger wurden jedoch nur drey Griwnen bezahlt. Der Diebstahl mußte wieder erstattet, und außerdem eine Strafe von drey Griwnen bezahlt werden. Niemand konnte in seiner eigenen Angelegenheit selbst Richter seyn; er mußte dazu zwölf unparteyische Männer wählen, und der Angeklagte hatte fünf Tage Zeit, auf seine Vertheidigung zu denken. Wenn ein Sklave einen freyen Menschen schlug, und der Herr desselben den Beleidiger nicht ausliefern wollte, so stand es dem Beleidigten frey, seinen Gegner mit Gewalt zu rauben, und ihn nach den Gesetzen zu bestrafen. Wer einen Dieb in der Nacht ertappte, konnte ihn tödten, aber, am Tage wurde ihm dieses Recht nicht verstattet, sondern er mußte ihn alsdann vor den ordentlichen Richter führen. Wenn ein Ermordeter auf dem Wege gefunden worden war, und man den Thäter nicht ausmitteln konnte, so mußte derjenige, welcher bestimmt war, über die Sicherheit des Weges zu wachen, die nehmliche Strafe bezahlen, als wenn er selbst der Mörder wäre. — Uebrigens enthalte ich mich aller weitern Bemerkungen über diese Verordnungen; auch gebe ich es gerne zu, daß sie unstatthaft, und nach unsern Begriffen sehr ungereimt erscheinen; indessen wenn wir die Zeit der Finsterniß bedenken, in der diese Gesetze gegeben

wurden, so müssen wir doch in der That den Gesetzgeber bewundern, besonders, wenn er ein Mann ist, wie Jaroslaw, von dem man, nach den raschen Handlungen seiner Jugend zu schließen, wohl nicht so viel Konsequenz und Sanftheit erwartet hätte. — Aus diesem allen, mein Freund, ersehen Sie, daß Jaroslaw nicht mehr derselbe ist, wie er sich in seinen frühern Jahren zeigt. Als Fürst von Nowgorod erscheint er uns undankbar gegen seinen Vater, rachsüchtig gegen eine Uebereilung seiner Unterthanen, feige in der Gefahr, unbestimmt in seinen Handlungen und Entschlüssen, bald trozig, bald demüthig. Als Großfürst von Kiew hingegen zeigt er sich als einen edlen, sanften Fürsten, versöhnlich ohne Rache, muthig in der Gefahr, und entschlossen, sie zu besiegen; ernst und überlegt in seinen Handlungen, gütig gegen seine Unterthanen, als strengen Feind alles Unrechts, und als Freund der Wahrheit und des Guten. In der That, eine bewundernswürdige Veränderung, welche beweißt, daß seine frühern Fehler nur Verirrungen seines Kopfs, nicht seines Herzens waren, die ausgetilgt wurden durch eine Menge schöner und lobenswerther Handlungen! Lassen Sie uns daher diesem Fürsten auch noch durch die letzten Jahre seines Lebens folgen! — Die Hauptbegebenheit in den letzten Regierungsjahren Jaroslaws war der unglückliche Krieg mit den Griechen, der im Jahr 1043 seinen Anfang nahm. Großfürst Wladimir nehm-

lich, als er seinen Allianztraktat mit den griechischen Kaisern abschloß, hatte es zu einer Hauptbedingung dieses Vergleichs gemacht, daß alle von seinen Vorfahren abgeschlossene Handelsverträge dadurch erneuert werden sollten. Nach diesen Verträgen war es abgemacht, daß russische Kaufleute ohne weitere Erlaubniß nach Griechenland gingen, und daselbst ungehindert ihr Verkehr trieben. Allein, die Griechen hielten diese Verträge nicht, wenigstens machten sie sich kein Gewissen daraus, sie hin und wieder zu brechen, und den Russen den Verkehr zu erschweren. Dadurch entstanden häufige Streitigkeiten zwischen den russischen Kaufleuten und den Griechen, und Einer derselben artete sogar in einen Tumult aus, und ein angesehener Russe, von dem man sagt, daß er Jaroslaws Abgesandter gewesen sey, verlohr dabey sein Leben.

Der Großfürst, der sehr leicht gereizt werden konnte, und durch seine Bojaren noch mehr in Flammen gesetzt wurde, schwor, die angethanene Beleidigung zu rächen, und schickte eine Armee von 100000 Mann übers Meer nach Griechenland, unter Anführung seines Sohnes Wladimir, dem er das Fürstenthum Nowgorod abgetreten hatte. Damals regierte zu Konstantinopel der Kaiser Konstantin Monomachus, der sich nicht gerne mit einer Nation veruneinigen wollte, deren Freundschaft dem ganzen Kaiserthume so nützlich gewesen war;

deshalb schickte er einen Gesandten an den Großfürsten ab, der ihm einen gütlichen Vergleich, und eine ansehnliche Genugthuung anbieten mußte. Allein Jaroslaw, aufgehetzt durch seine Großen, empfing die Gesandtschaft mit Kälte, schlug ihre Friedensvorschläge aus, nnd verabschiedete sie wieder, ohne sie weiter zu hören.

Der Kaiser sahe nun wohl ein, daß der Krieg mit Rußland unvermeidlich sey, und aufgebracht über die Hartnäckigkeit des Großfürsten, schickte er durch das ganze Reich den Befehl, alle Kaufleute der russischen Nation, die man nur habhaft werden könnte, aufzufangen, und nach Konstantinopel zu senden. Es war dieß eigentlich nur eine Maaßregel zur Sicherheit, um Geißeln zu haben, im Fall die Russen wie gewöhnlich wirthschaften wollten. Sonst stimmte Konstantin noch immer sehr für die Erhaltung des Friedens, und er wollte, bey allen seinen Kriegsanstalten, vor der Hand nur drohen, nicht schlagen. Er ließ zu dem Ende eine Menge leichter Fahrzeuge und Galeeren ausrüsten; er selbst schiffte sich an der Spitze seiner Truppen ein, und ging den Russen entgegen, welche schon einen Hafen des schwarzen Meeres, nicht weit von der Meerenge von Konstantinopel, in Besitz hatten. Auch wurde eine zahlreiche Kavallerie beordert, längst dem Ufer fort zu marschieren, und der Flotte zu folgen. Und nun an der Spitze seines Heeres, zum ernsten

Kampfe gerüstet, bot Konstantin dem Prinzen Wladimir noch einmal eine friedliche Aussöhnung an. Allein Wladimir machte die übermüthigsten Bedingungen, die der Kaiser bey all seinem guten Willen nicht eingehen konnte; und so nahm denn die Schlacht mit der größten Erbitterung von beyden Seiten ihren Anfang. Konstantin ließ das griechische Feuer auf die russische Flotte spielen; mehrere Schiffe geriethen in Brand; bald wurde die Unordnung allgemein, und Wladimir sahe sich zum Rückzuge genöthigt. In dem Augenblick aber erhob sich ein schrecklicher Sturm, verbunden mit einem furchtbaren Ungewitter; die leichten russischen Fahrzeuge wurden davon ergriffen und zerstreut; viele zertrümmerten an den Felsen, womit die Gegend besetzt ist; viele wurden ans Ufer geworfen, und mehr als sechstausend Russen wurden von den Griechen getödtet. Der Prinz selbst befand sich in Lebensgefahr; zum Glück wurde er noch aus den Wellen hervorgezogen, und in ein anderes Schiff gebracht, das sich rettete. Aber der russische Feldherr Wischat gerieth mit seiner ganzen Mannschaft von 9000 Menschen in die Gefangenschaft der Feinde, die so grausam waren, fast allen diesen Unglücklichen die Augen ausstechen zu lassen, selbst den Feldherrn nicht ausgenommen.

Wladimir sammelte indessen den Rest seines zerstörten Geschwaders, und wollte nur das Ende des Sturms abwarten, um nach Rußland zurück zu

kehren. Allein eine Eskadre von 24 Galeeren stand schon bereit, ihnen den Rückmarsch abzuschneiden, und sie gänzlich zu vernichten. Der Prinz nahm nun alle seine Kräfte zusammen, und ging muthig auf die Griechen los. Seiner wilden Tapferkeit konnten die Feinde nicht widerstehen; vier Schiffe wurden von den Russen erobert, und unter andern auch das des feindlichen Admirals; der Rest wurde an die Felsen geworfen und zertrümmert. Der grösste Theil der Mannschaft ward entweder getödtet, oder gefangen genommen; nur wenige erreichten unter tausend Gefahren das Ufer, und kehrten zerlumpt, und halb verhungert, nach Konstantinopel zurück. So groß indessen auch dieser Vortheil war, so war er doch nicht gegen den Schaden zu berechnen, den die Russen vorher erlitten hatten. Dem Wladimir blieb also kein anderer Weg, als die Rückkehr nach Rußland, offen, den er denn auch ohne Säumen einschlug, und ohne Hinderniß vollendete. Der Krieg war nicht geendigt, aber es wurde auch von beyden Seiten nichts weiter unternommen, und nach Verlauf von drey Jahren kam 1046 der Friede zwischen beyden Nationen wieder zu Stande.

Im Jahre 1044 starb Brätschislaw, Fürst von Poloczk, der treue Bundesgenosse des Großfürsten. Er hinterließ einen Sohn, Nahmens Wceslaw, der mit einer Wunde im Kopfe gebohren wurde. Nach der Tradition sollen die Wahrsager bey der Ge-

burt dieses Prinzen geweissagt haben, daß er ein sehr grausamer Regent werden würde; und die Folge hat diese Vorherverkündigung bestätigt. — Uebrigens erwarb sich Jaroslaw im Auslande den Rang des ersten nordischen Fürsten; und in der That verdiente er diesen Rang, sowohl in Rücksicht der weiten Ausdehnung seiner Staaten, als auch in Betreff seiner wirklich ruhmvollen und glücklichen Regierung; denn er war es, der fast das ganze Reich wieder unter einem Scepter vereinigte. Mehrere Nationen suchten eine Verbindung mit ihm; keine aber wurde fester und inniger, als die mit dem neuen Könige Kasimir von Polen, der Jaroslaws Schwester zur Gemahlin nahm, und dem der Großfürst mit ungemeiner Freundschaft ergeben war.

Im Jahr 1049 stellte der Großfürst an die Spitze der gesammten russischen Geistlichkeit den Metropoliten Hilarion, einen frommen und gelehrten Mann, der eine Zeit lang als Mönch gelebt, und sich gänzlich von der Welt abgesondert hatte. Zu dem Ende hatte er sich in der Nähe von Kiew, in einer wilden unbesuchten Gegend, da, wo jetzt das reiche Petscherische Kloster steht, eine Höhle gegraben, wo er seine ganze Zeit mit Religionsübungen ausfüllte, und im Geruche seltner Heiligkeit lebte. Er hatte auch den guten Willen, in dieser Höhle sein Leben zu beschließen; da ihm aber der Großfürst an die Spitze der Geistlichkeit rief, so hielt er dieß für einen

unmittelbaren Ruf Gottes, verließ deshalb die Höhle, und trat sein Amt an der heiligen Sophienkirche mit Freuden an. Einige Jahre blieb nun die Höhle unbewohnt, da fand sich ein anderer Mann, der bisher in der Welt gelebt hatte, jetzt aber auch nach dem Geruche der Heiligkeit trachtete. Er war in der Stadt Kuprz gebohren, und machte eine Reise nach Griechenland, wo er auch den Berg Athos besuchte, daselbst unter den Mönchen die erste Idee vom Mönchsleben bekam, und nunmehr dem Verlangen nicht widerstehen konnte, diesen heiligen Cölibaten einverleibt zu werden. Natürlich wird ihm sein Wunsch sehr leicht gewährt, er empfängt die Weihung und den Nahmen Antonius, geht sodann nach Rußland zurück, und erreicht die Höhle, wo der heilige Hilarion bisher gewohnt hat. Dieß bringt ihn auf die Idee, hier ein Kloster zu stiften. Eine Zeitlang bleibt er allein, erweitert die Höhle, und nährt sich von Brod und Wasser. Der Ruf des neuen Heiligen wird bald allgemein; viel frommes Volk strömt zu seiner Höhle, empfängt von ihm den Segen, und versorgt ihn dagegen mit allerhand Nahrungsmitteln. Der alte Jaroslaw scheint sich indeß nicht sehr um den heiligen Einsiedler bekümmert zu haben, wenigstens weiß man nicht, daß er irgend etwas für ihn gethan hat. Desto empfänglicher aber für solchen heiligen Geruch ist sein Sohn und Erbe Isiaslaw. Dieser begiebt sich mit seinem ganzen Hofstaat zu dem

heiligen Manne, empfiehlt sich seinem Gebete, und läßt sich von ihm einsegnen. Antonius entdeckt dem Großfürsten sein Vorhaben, hier ein Kloster zu stiften, und Isiaslaw willigt ein. Kaum ist sein Entschluß ruchtbar, so finden sich zwölf Brüder zu ihm, welche die Höhle noch mehr erweitern, und besondere Abtheilungen, oder Zellen darin anbringen, worin sie abgesondert wohnen. Nach und nach vermehrt sich die Anzahl der Einsiedler, Antonius wird Vorsteher, bekommt die Sache aber bald müde, beschließt, abermals für sich allein zu leben, ermahnt die Brüder zur Eintracht und zur Fortsetzung ihres Unternehmens; giebt ihnen einen andern Abt, Nahmens Barlaam, und läßt sich in der Gegend, wo nachmals das neue Kloster erbaut wird, eine andere Höhle einrichten, wo er noch 40 Jahre lang lebt, und als ein Heiliger verehrt wird. Die Brüder fassen unterdessen den Entschluß, ein ordentliches Kloster zu erbauen; Antonius und Isiaslaw genehmigen beyde die Bitten der Mönche, und so entsteht das erste Kloster. Aber nicht lange, so ist dieses bey der überhand nehmenden Menge der Mönche wieder zu enge, und Antonius hält beym Isiaslaw um die ganze Gegend des Berges für seine Schüler an. Auch dieß bewilligt der Großfürst, und nun entsteht der Orden und die Kirche, so wie man sie noch heut zu Tage sehen kann. Die ganze Gegend bekommt den Nahmen Petschersky, weil

die Mönche anfangs in einer Höhle, Petschera wohnten.

Uebrigens starb, zwey Jahre vor dem Vater, der Prinz Wladimir von Nowgorod, der sich im Kriege gegen die Griechen so bekannt gemacht hatte. Im 77sten Jahre seines Alters theilte Jaroslaw auf dem Sterbebette sein Reich unter seine Söhne. Und er war also, aller Erfahrungen zum Troz, von dieser tollen Theilungssucht nicht frey. Isiaslaw erhielt Kiew mit der großfürstlichen Würde, und dem Vorbehalt der Oberhoheit über die andern Brüder; Swiatoslaw bekam Tschernigow, Wsewolod Perejaslawl, Wätscheslaw Smolensko, und Igor Wolodimir. Mit vielem Ernste ermahnte er seine Söhne zu Frieden und Einigkeit unter einander, und stellte ihnen die grausamen Folgen der Bruderkriege vor. Zugleich verordnete er, daß Isiaslaw Schiedsrichter seyn sollte, im Fall ein Bruder dem andern irgendwo Eintrag thun würde. Er starb, beweint von seinen Unterthanen, die ihn liebten, im Jahr 1054; und in der That verdiente er diese Liebe; denn in der langen Zeit seiner Regierung machte er sich keiner einzigen Grausamkeit schuldig. Sein Leichnam wurde in einem marmornen Sarge in der Sophienkirche beygesetzt.—

Dreyzehnter Brief.

Der älteste Sohn und Erbe des verstorbenen Großfürsten, der in der Geschichte der russischen Souveraine den Nahmen Isiaslaw führt, wurde eigentlich in der Taufe Dmitri oder Demetrius genannt, und unter diesem Nahmen ist er in Europa bekannter geworden. Nach der Verordnung seines Vaters wurde er Herr der beyden wichtigsten und größten Staaten des getheilten russischen Reichs, nehmlich von Kiew und Nowgorod. Wie ich schon bemerkt habe, so hatte Jaroslaw zwar seinen übrigen Söhnen die völlige Souverainetät über ihre Appanagen ertheilt; doch war es seit den Theilungen immer als ausgemacht angenommen worden, daß die übrigen Fürsten Rußlands, troz ihrer Unabhängigkeit, den Großfürsten von Kiew als ihren Oberherrn anerkannten, und ihm in gewissen Rücksichten immer untergeordnet blieben. Ein Beweis davon war der Tribut, den Jaroslaw als Fürst von

Nowgorod seinem Vater schuldig war, und dessen Verweigerung ihm einen gefährlichen Krieg über den Hals gezogen hätte, wenn Wladimir nicht vor dem Ausbruche desselben gestorben wäre. Viele apanagirte Fürsten ignorirten indeß diese Abhängigkeit, und dadurch entstanden jene blutigen Bruderkriege, von denen die Geschichte dieser Zeit so voll ist. Nach langem Blutvergießen söhnte man sich dann wieder aus, beschwor auf das Kreuz Einigkeit und Frieden, und dachte in dem nehmlichen Augenblick auf eine neue Gelegenheit, den Schwur zu brechen. Um die ausgebrochenen Händel friedlich zu schlichten, und die Streitenden zu versöhnen, auch sonst andere wichtige, dem ganzen Lande zuträgliche Einrichtungen abzureden, wurden Fürstentäge angesetzt, die jedoch das Gute nicht bewirkten, was man von ihnen hoffte; der Eigennutz kam immer mit ins Spiel, und so wurde Vaterlandsinteresse dem eigenen Interesse nachgesetzt. Von der Art war die im Jahr 1059 veranstaltete Zusammenkunft der Söhne Jaroslaws, um ihren gefangenen Oheim Sudislaw zu befreyen, der von dem verstorbenen Großfürsten, irgend eines geheimen Verbrechens wegen, das die Geschichte nicht anzugeben weiß, acht und zwanzig Jahre lang in einer sehr strengen Haft gehalten worden war. Dieser unglückliche Prinz sahe also unerwartet Freyheit und Tageslicht wieder; allein er freute sich desselben nicht; seine lange Entfernung von der Welt war ihm

lieb geworden; er verbat sich alle weitere Vergütigungen; die Welt war ihm gleichgültig geworden; deshalb begab er sich in ein Kloster, wo er noch einige Jahre sehr eingezogen lebte.

Im Jahr 1056, gleich nachdem Isiaslaw die großfürstliche Regierung angetreten hatte, starb sein Bruder Wätscheslaw, Fürst von Smolensko, und vier Jahre später ging auch Igor von Wolodimir mit Tode ab; und so blieben also nur noch drey Söhne Jarowslaws übrig, welche sich in das Erbe ihrer Brüder theilten.

Nunmehr werden uns in der Geschichte die Türken, als feindselige Nachbaren der Russen genannt. Wsewolod, welcher, als Fürst von Perejaslawl am Dnepper, ihr nächster Nachbar war, mithin am meisten von ihren Einfällen zu fürchten hatte, ging ihnen schon im Jahr 1056 entgegen, lieferte ihnen eine entscheidende Schlacht, und besiegte sie, gerade da sein Vater Jaroslaw starb. Indessen wurden sie bald wieder mächtig und furchtbar. Deshalb vereinigten sich im Jahr 1060 die drey Brüder zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen dieses räuberische Volk. Es ward ein großes Heer zu Wasser und zu Lande mobil gemacht, und an der Spitze desselben zogen die russischen Fürsten den Dnepper herab. Allein die ganze Rüstung war umsonst gemacht; die Türken hielten keinen Stand; da sie sich nicht fähig sahen, sich gegen eine so starke Macht zu

vertheidigen, so ergriffen sie die Flucht, und fast ihre ganze Armee wurde ein Raub des Hungers, der Kälte und der schmerzhaftesten Krankheiten. Durch diese Unglücksfälle wurden sie wenigstens zahm gemacht, und zur Ruhe verwiesen; nunmehr hörten sie auf für Rußland furchtbar zu seyn, und es ist wahrscheinlich, daß der Ueberrest dieses Volks die Russen in der Folge als ihre Herren anerkannt hat, wenigstens findet man seit dieser Zeit viele Türken unter den russischen Armeen.

Aber kaum waren diese Völker gedemüthigt, so standen für Rußland weit furchtbarere Feinde auf, Barbaren, deren Nahmen man bisher kaum gekannt hatte. Dieß waren die Polowczer, wegen ihrer grausamen Räubereyen und Gewaltthaten so genannt, ein Volk, das zu dem großen Stamme der tartarischen Nationen gehörte, und am Don und dem untern Dnepper wohnte. Ganz unerwartet erscheint dieß Volk im Jahr 1061 unter ihrem Feldherrn Sokal, an den Grenzen des russischen Reichs, und fällt in die Herrschaft Perejaslawl ein. Wsewolod, so unerwartet angegriffen, behält nicht einmal Zeit übrig, die Hülfe seiner Brüder aufzurufen; er sieht sich auf eigene Vertheidigung eingeschränkt, wird aber geschlagen und muß sich in die Hauptstadt einschließen. Das ganze flache Land wird verwüstet, und die Barbaren erbeuten unermeßliche Schätze. Aber die Hauptstadt lassen sie in Frieden; in der Belagerungskunst

unerfahren, wagen sie es nicht, sich darauf einzulassen; mit Beute beladen, ziehen sie sich zurück, und, was sie nicht fortschleppen können, wird verbrannt oder zerstört.

Indessen konnten diese leichten Ueberfälle fremder Nationen dem Lande wenig schaden, wenn die Fürsten unter sich selbst das System der Einigkeit beybehalten hätten, das ihnen der sterbende Jaroslaw so dringend empfahl. Anfangs schien es, als wenn sie den väterlichen Ermahnungen folgen wollten; aber, bald drängte sich der Dämon der Zwietracht wieder ein, und um den Frieden des Landes war es geschehen. Die erste Veranlassung zum Bruche gab der boshafte und grausame Wceslaw, Fürst von Poloczk. Wie Sie sich erinnern werden, so war dieß der Sohn des Brätschislaw, der einst gegen seinen Oheim die Waffen ergriff, vom Jaroslaw so edelmüthig behandelt wurde, und als der treuste Freund des Großfürsten starb. Wceslaw suchte weiter keinen Vorwand auf zu seinem widerrechtlichen Betragen; es war ihm blos darum zu thun, sich auf Kosten seiner Familie zu vergrößern; deshalb überfiel er auch ganz unerwartet die Herrschaft Nowgorod, fand daselbst einen nur schwachen Widerstand, eroberte die Stadt, plünderte Kirchen, Klöster und Privathäuser aus, und hatte seine teuflische Freude daran, die Stadt in Brand zu stecken.

Diesen schändlichen Ueberfall erfuhren Isias-

law und seine Brüder mit dem heftigsten Unwillen, und auf der Stelle rüsteten sie sich, diese Grausamkeit zu bestrafen, und den Räuber und Friedensstörer mit ernster Strenge zurecht zu weisen. Der unkluge Eroberer hatte bey Unternehmung dieses tollkühnen Zuges seine Erbländer ganz aus der Acht gelassen, und sie gänzlich von aller Vertheidigung entblößt. Indeß er also in Nowgorod wie ein Unmensch hauste, fielen die vereinigten Fürsten in sein Erbland ein, eroberten im Winter des Jahrs 1066 die Stadt Mennesk, und nahmen das ganze Land ein. Wceslaw eilte ihnen entgegen, und bot ihnen an der Nemisa ein Treffen an; allein die Schlacht fiel, nach den Erzählungen der Chroniken, unglücklich für ihn aus, und er mußte die Flucht ergreifen. Indessen scheint es doch mit dem Siege nicht ganz richtig gewesen zu seyn, wenigstens blieb Wceslaw den vereinigten Fürsten noch immer ein furchtbarer Gegner, und sie suchten allerhand Mittel auf, ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Zu dem Ende wurde ihm eine vollkommene Amnestie bewilligt, und ihm ein Ort angesetzt, wo man sich freundschaftlich mit einander vergleichen wollte. Anfangs wollte Wceslaw nicht trauen; da ihm aber wiederholte Zusicherungen geschahen, und die Amnestie sogar auf das Kreuz beschworen wurde, so begab sich der Prinz endlich zu seinen Oheimen, ward aber von diesen sogleich ergriffen, und mit zweyen seiner Söhne nach Kiew ins

Gefängniß abgeführt. Es ist zu bewundern, wie Isiaslaw, der uns allgemein als ein edler, sanfter und liebenswürdiger Fürst geschildert wird, diese treulose Behandlung zulassen, und selbst daran Theil nehmen konnte. Mag es immerhin seyn, daß die Politik diesen Schritt billigt, um einen kühnen Rebellen unschädlich zu machen, so ist doch diese Handlung, in den Augen der Moral, durchaus unverantwortlich! — Indessen — Bonaparte, oder vielmehr Leclerc in Bonapartens Nahmen, bewilligt dem Negergeneral Toussaint auf Domingo eine vollkommene Amnestie; aber, ehe dieser es sich versieht, wird er mit seiner ganzen Familie aufgepackt und gefangen nach Frankreich transportirt, unter dem abgenutzten Vorwande, den Niemand glaubt, als habe er eine neue Verschwörung angefangen. Wer kann diese Handlung billigen? So politisch klug es auch war, den gefährlichen Toussaint von der Insel zu entfernen, so mußte eine weise Regierung doch nicht auf eine so verrätherische Art zu Werke gehen! — Wir tadeln Isiaslaws Benehmen gegen seinen Neffen, und das mit Recht; aber Isiaslaw lebte in einem Zeitalter wilder Barbarey, indeß Frankreich sich die erste und große Nation nennt, und in dem Jahrhunderte des vollen Lichts Thaten begeht, die allenfalls auch einem recht barbarischen Jahrhunderte angemessen seyn würden! —

Die russischen Fürsten hatten also den Krieg mit

ihrem Neffen auf eine sehr widerrechtliche Art beendigt; allein, sie fanden keine Ruhe. Wceslaw war zwar in guter Sicherheit, und von ihm hatte man vor der Hand nichts zu fürchten; dagegen aber traten andere Feinde wieder auf. Die Polowczer fielen im Jahr 1067 aufs neue in Rußland ein, und bezeichneten ihren Zug mit grausenden Verwüstungeu. Die Fürsten gingen ihnen entgegen, wurden aber so vollkommen geschlagen, daß Isiaslaw sich mit seinem Bruder Wsewolod nach Kiew, Swiatoslaw aber nach Tschernigow flüchten mußten. Ohne Widerstand verheerten nun die Feinde das platte Land und verübten kannibalische Grausamkeiten. Isiaslaw dachte indeß nur auf die Vertheidigung der Hauptstadt, und die starke Besatzung, die er daselbst gesammelt hatte, ließ ihn hoffen, daß die Stadt sich halten würde. So dachten aber die Einwohner nicht, sie foderten Waffen zur Selbstvertheidigung. Aber der Großfürst schlug ihnen diese Foderung ab; er kannte die Gesinnung der Einwohner, er wußte, wie wenig treu sie seinem Interesse wären, er mußte einen Aufruhr befürchten, wenn er ihre Foderung bewilligte.

Indessen machte diese Weigerung die Gemüther nur noch schwieriger; das Mißvergnügen, welches bisher nur unter der Asche gebrütet hatte, wurde jetzt lauter und anhaltender; ohne eine Ursache zu haben, ließ sich das Volk gegen einen Fürsten erbittern, der

es liebte, und auf sein Bestes bedacht war. Die Empörer hielten Versammlungen, und foderten trotzig Wceslaws Freylassung Die Woyewodden des Großfürsten warnten ihn, dießmal nicht nachzugeben, und jenen gefährlichen Menschen, wenigstens jetzt nicht, in Freyheit zu lassen, wo der Aufruhr in der Stadt wüthete. Die neue Weigerung erbitterte noch mehr; das Volk verlohr seine Fassung; wüthend eilten sie nach dem Hause eines Woyewodden, der ihr besonderer Feind war. Sie hatten ihm den Tod geschworen, aber sie trafen ihn nicht an, und dieß rettete sein Leben. Nun eilte ein großer Haufe nach dem Schlosse des Fürsten; ein anderer aber erbrach das öffentliche Gefängniß, und setzte alle diejenigen in Freyheit, die daselbst verhaftet waren. Wceslaw war der Erste, der vom Volke hervorgezogen, mit Ehren überhäuft, und als Rächer aufgerufen wurde. Man nannte ihn den Fürsten von Kiew, und Wceslaw war zu klug, um diesen Enthusiasmus unbenutzt zu lassen. Er stellte sich an die Spitze des Aufruhrs, und, wer noch bisher dem Großfürsten ergeben gewesen war, fiel jetzt von ihm ab. Isiaslaw, von den Aufrührern bestürmt, mußte sein Leben durch die Flucht retten, und erreichte glücklich die polnische Grenze. Seine Schätze wurden geplündert und die besten Geräthe vernichtet. Wceslaw nahm den großfürstlichen Thron von Kiew ein, und bekümmerte sich nicht weiter um seinen unglück-

lichen Oheim. Aber auch des Landes Wohl war ihm gleichgültig; die Polowczer wirthschafteten noch immer fort, und Niemand widerstand ihnen. Endlich erhob sich der Fürst von Tschernigow, zog gegen die Barbaren an, schlug sie, und befreyte das Land von ihrer unmenschlichen Grausamkeit.

Wceslaw genoß nicht lange seines unerwarteten Triumphs. Boleslaw der 2te von Polen hatte den Großfürsten sehr freundschaftlich aufgenommen, und sich sogleich zu seinem Beystande gerüstet. Nach sieben Monaten Abwesenheit erschien der Großfürst in Gesellschaft des Königs von Polen, an der Spitze einer ansehnlichen Armee wieder in Rußland. Wceslaw machte anfangs Miene, sich zu vertheidigen, und ging seinen Gegnern bis nach Bielgorod entgegen. Allein hier ergriff ihn die Furcht, und sein Muth schwand, als Boleslaw sich zum Angriffe rüstete. In der Dunkelheit der Nacht verließ er seine Armee heimlich, und flohe nach Poloczk. Seine Soldaten erstaunten, als sie sich am Morgen ohne Heerführer sahen; in der größten Eile zogen sie sich nach Kiew zurück, und brachten den Einwohnern die Nachricht von der plötzlichen Flucht ihres Fürsten. Jetzt war man in Verlegenheit, was nun weiter zu thun sey; Isiaslaw war in der Nähe und sein Sieg ließ vermuthen, daß er von den Einwohnern, ihrer Empörung wegen, strenge Rechenschaft fodern würde. Man schickte deshalb Gesandten an die Für-

sten Swiatoslaw und Wsewolod, und bat sie um ihre Vermittlung beym Großfürsten. Isiaslaw war zum Vergeben geneigt; Rache war seinem Herzen fremde; er ließ eine vollkommene Amnestie verkündigen, und schickte seinen Sohn Mstislaw in die Stadt, um alles zu seinem Empfange vorzubereiten. Dieser rasche Prinz ließ, wider den Willen seines Vaters, mehr als siebzig der vornehmsten Einwohner, die er für Rädelsführer bey der letzten Empörung hielt, ohne alle Untersuchung niederhauen, oder ihnen die Augen ausstechen. Zitternd erwarteten nun die Einwohner die Ankunft des Großfürsten, von dem sie jetzt überzeugt zu seyn glaubten, daß er sein Versprechen nicht halten würde. Er kam und bewieß öffentlich die heftigste Mißbilligung über die rasche Handlung seines Sohnes; er tadelte laut diese vorschnelle Gerechtigkeit, und es ging eine geraume Zeit hin, ehe der Prinz sich mit seinem Vater aussöhnte. Gegen die Einwohner entschuldigte er die rasche Heftigkeit seines Sohnes, begegnete ihnen freundlich und gütig, und zeigte sehr deutlich, daß er für jede weitere Rache keinen Sinn mehr habe. Boleslaw, sobald er seinen Freund im ruhigen Besitz seiner Würde wußte, ging sogleich nach Polen zurück, ohne weitere Vergütigung für seinen Dienst zu fodern.

Kaum war Isiaslaw wieder in Kiew, als ihm auch seine Freunde anlagen, einen Verwandten

zu bestrafen, der sich immer als ein treuloser, undankbarer Fürst gezeigt hatte, und von dem sich noch jede mögliche Bosheit erwarten ließ. Das sahe der Großfürst selbst ein, und ohne Bedenken folgte er dem Rathe seiner Bojaren. Mit einer ansehnlichen Armee drang er in Poloczk vor, eroberte das ganze Land, erklärte ihn des väterlichen Erbes für verlustig, und gab den Einwohnern seinen eigenen Sohn Mstislaw zu ihrem Fürsten. Allein, dieser Prinz hatte noch nicht die Regierung angetreten, als er auch schon mit Tode abging, und nun setzte Jstaslaw, an die Stelle des Verstorbenen, seinen zweyten Sohn Swiatoslaw. Wceslaw irrte indeß als ein vertriebener Prinz umher, suchte allenthalben um Beystand an, bat lange vergebens, fand endlich Mittel, eine kleine Armee auf die Beine zu bringen, drang damit in Poloczk ein, verjagte den Swiatopolk, bemächtigte sich der Regierung, ging auch dem Jsiaslaw entgegen, der ihn wieder verdrängen wollte, und schlug ihn bey Golotizko im Jahr 1071.

Um diese Zeit war es ohngefähr, als eine fürchterliche Hungersnoth einen großen Theil von Rußland heimsuchte, und so fürchterlich um sich griff, daß viele tausend Menschen ein Raub dieser gräßlichen Landplage wurden. Von Rostow aus verbreitete sich damals das Gerücht, die Weiber hätten, aus Rache gegen das russische Volk, einen Bund mit dem Teufel abgeschlossen, und mit Hülfe desselben

diese fürchterliche Plage ausgebreitet. So lächerlich und albern auch diese Beschuldigung war, so fand sie doch einen allgemeinen Glauben, und mehrere schuldlose Weiber verlohren bey diesem wüthenden Volkswahn ihr Leben, indem man steif und fest davon überzeugt war, daß sie es wären, die durch ihre teuflischen Künste die Fruchtbarkeit der Erde verhinderten, und selbst die Arbeiten der Bienen vernichteten. Nun ging es fürchterlich im Lande her; eine Menge von Bösewichtern rottete sich zusammen, durchstrich das ganze Land, und unter dem Vorwande der Volksrache wurde geraubt, geplündert, gemordet und gebrannt, so viel man selbst wollte. Nicht allein das flache Land, sondern auch die Städte wurden von diesen Bösewichtern mitgenommen, und jedes Weib, das man fand, wurde erbärmlich geopfert. Die Fürsten thaten, was ihnen möglich war, um das Land von diesen Ungeheuern zu befreyen; aber lange war ihre Bemühung vergebens, bis sie sich denn doch endlich zusammen nahmen, die Rebellen zu paaren trieben, und sie größtentheils mit dem Tode bestraften.

Kaum war dieses vorbey, so stand ein ähnlicher Verbrecher in Nowgorod auf, der die Rolle eines Propheten mit großem Glücke spielte, und sich einen großen Anhang unter dem Volke erwarb. Betrüger, die mit Anstand zu betrügen wissen, erhalten immer weit eher Glauben, als der ehrliche gerade Mann,

der ohne Umschweife sagt, was er denkt und fühlt. Man weiß nicht, was diesen Menschen bewog, eine so gefährliche Rolle zu übernehmen, oder, wer ihn dingte; war es Personalhaß oder Verrätherey irgend einer fremden Hand; genug, er suchte das Volk zu überreden, ihren Metropoliten umzubringen. Auch hatte er das Volk schon ganz für seine Absichten gestimmt, als der Prälat von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet wurde. Ueberrascht, aber nicht außer Fassung, ergreift der Metropolit ein verzweifeltes Mittel. In seiner bischöflichen Kleidung, das heilige Kreuz in den Händen, stellt er sich mitten unter die Aufrührer. Er hofft, sie zu schrecken, und von einer blutdürstigen Handlung abzuhalten; aber der Betrüger hat das Volk zu sehr gegen ihn erbittert, es mißhandelt den ehrwürdigen Prälaten, und Niemand wagt es, sein Leben zu schützen. In dieser gefährlichen Krisis erscheint der Prinz Gleb, der Sohn des Fürsten Swiatopolk, nur von wenigen Soldaten umgeben, zur Rettung des Metropoliten. Er ruft den Betrüger beym Nahmen, und fragt ihn: was er in diesem Augenblicke zu bewirken denke? — „Große Wunder, ruft dieser im prophetischen Tone, große Wunder will ich jetzt schaffen!" — In dem Augenblicke aber spaltet der entschlossene Prinz dem Betrüger mit einem Beile den Kopf, das er unter seiner Kleidung verborgen hat. Der Betrüger stürzt, und das Volk staunt und murrt. — „Seht da Euren

Propheten, sagt der Prinz lächelnd: er wußte nicht einmal seinen schnellen Tod vorher zu sagen!" — Das Volk schämt und zerstreut sich, und der Prälat ist durch die muthige Entschlossenheit des Prinzen gerettet.

Diese kleinen Volksempörungen an einzelnen Orten thaten indeß den Regenten weiter keinen großen Schaden; sie wurden eben so schnell gestillt, als sie angefangen hatten; und das ephemerische Ungemach, was hin und wieder eine Gegend davon zu erdulden hatte, ging leicht vorüber. Isiaslaw war jetzt wieder fest auf seinem Throne, und dachte wohl nicht daran, daß in kurzer Zeit wieder eine Epoche kommen sollte, wo er abermals seines Thrones beraubt, landflüchtig umherirren würde. Mit seinen Brüdern lebte er in der vollkommensten Eintracht; wenigstens schien es so; dem Lande that er Gutes, so viel in seinen Kräften stand; er machte manche nützliche Einrichtung, und benutzte die Zeit des tiefen Friedens dazu, die Wohlfahrt seines Landes zu begründen. Im Jahr 1072 ließen die Prinzen die Gebeine ihrer beyden Oheime, Boris und Gleb, die von dem schändlichen Swiatopolk ermordet waren, unter großen Feyerlichkeiten, in der von Isiaslaw neu erbauten Kirche beysetzen. Die drey fürstlichen Brüder trugen selbst, in Verbindung mit den andern Anverwandten, die Gebeine des Boris zu seiner bestimmten Ruhestätte. Die ganze Geistlichkeit ging mit

brennenden Wachskerzen voraus, die Diakonen mit den heiligen Rauchgefäßen folgten, sodann kamen die Bischöfe, und ganz zuletzt der Metropolit Georgius. Man öffnete den Sarg, und, o Wunder, statt des erwarteten Verwesungsgeruchs, stieg ein angenehmer Duft aus dem Sarge auf, erfüllte die ganze Kirche, und der Metropolit rief erstaunt das Wunder aus, und gab dem ermordeten Prinzen einen Platz unter den Heiligen der russischen Kirche. Glebs Gebeine wurden in einem steinernen Sarge herbey geschafft. Auch hier ereignete sich ein Wunder, denn ohne das konnte es nicht abgehen. Der Schlitten, der den Sarg trug, blieb vor der Kirchthüre stehen, und wollte durchaus nicht weiter, bis das ganze Volk: Gosphodin pomillui rief. Auch Gleb bekam also seinen Platz unter den heiligen Märtyrern! — Das sind Mährchen, die man des Lachens wegen nacherzählt!! —

Unter den fürstlichen Brüdern war Swiatoslaw der Ehrgeizigste; längst schon strebte er nach der Oberherrschaft über seine Brüder, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, vom Isiaslaw gewissermaßen abhangig zu seyn. Bisher hatten die innern und äußern Streitigkeiten seine ganze Aufmerksamkeit erfodert, und ihm die Verbindung mit seinen Brüdern nothwendig gemacht; jetzt aber, da überall Ruhe herrschte, hielt er es endlich der Zeit gemäß, mit seinem Plane hervorzutreten. Freylich sahe er

es wohl ein, daß seine eingeschränkte Gewalt nicht im Stande sey, seinen mächtigen Bruder zu stürzen; er rechnete aber auf Wsewolods Beystand, und wirklich gelang es ihm, diesen schwachen inkonsequenten Fürsten zu überreden, daß Isiaslaw mit dem Fürsten Wceslaw von Poloczk gemeinschaftliche Sache gemacht habe, und daß ihre Verabredung dahin gehe, die übrigen Fürsten ihres Erbes zu berauben, und ihre Ländereyen unter sich zu theilen. Isiaslaw dachte freylich mit keinem Gedanken an einen solchen Verrath; er war zu aufrichtig, als daß er so schändlich hätte handeln sollen, vielmehr hatte er seinem Neffen, mit dem er sich verbunden haben sollte, eine neue Strafe zugedacht. Allein Wsewolod glaubte die verrätherische Beschuldigung, verband sich mit seinem Bruder zu einem gemeinschaftlichen Interesse, und bot seine ganze Macht auf, um den treulos geglaubten Isiaslaw zu bestrafen. Der Großfürst war auf nichts vorbereitet; er dachte nicht einmal an die Möglichkeit eines Bruchs; mit Schrecken nahm er daher die Nachricht auf, daß seine Brüder vereint gegen ihn anrückten. Die treulose Gemüthsart seiner Unterthanen hatte er aus der Erfahrung kennen lernen; so sehr er ihnen auch den gütigen Regenten gezeigt hatte, so waren sie doch gegen ihn erbittert; ja, er erfuhr sogar, daß die Einwohner von Kiew mit seinen Feinden in Verbindung ständen. Von allen verlassen, mußte er also sein Heil in der

Flucht suchen; er nahm Weib und Kinder mit sich, und versorgte sich mit den nothwendigen Hülfsmitteln zur Flucht. Die Empörer fanden also keinen Widerstand; ungehindert zogen sie im Jahr 1073 in Kiew ein, und Swiatoslaw nahm Besitz von dem Throne, den sein älterer Bruder freywillig verlassen hatte. Wsewolod war zu schwach, zu unfähig, um etwas dagegen zu sagen; er überließ seinem Bruder Thron und Land, und begnügte sich mit einigen unbedeutenden Vergütigungen.

Der gute, nur etwas furchtsame, und mißtrauische Isiaslaw, setzte indeß, verbannt aus seinem Vaterlande, seine Flucht unter den ungünstigsten Umständen fort. Er begab sich zu seinem Freunde Boleslaw dem Zweyten von Polen, der damals noch als Einer der ersten Helden seines Zeitalters glänzte, und von der Ausartung noch nichts ahnden ließ, die seine letzten Tage so schrecklich machte. Boleslaw war bereit, ihm zu helfen, aber seine eigene mißliche Lage verhinderte es. Er führte damals einen ernsthaften Krieg mit Ungarn und Böhmen, der seine ganze Mannschaft und seine strenge Aufmerksamkeit foderte. Unter diesen Umständen war es also nicht möglich, dem Isiaslaw eine ansehnliche Armee zu übergeben; und eine kleine Beyhülfe nutzte ihm nichts. Indeß hielten ihn die Magnaten eine Zeitlang auf, und dachten niedrig genug, die Geschenke anzunehmen, die ihnen der unglückliche Fürst

spendete, um sie dadurch für sein Interesse zu gewinnen.

Endlich sahe es Isiaslaw doch ein, daß er von polnischer Seite, unter so mißlichen Umständen, wenig Beystand zu hoffen hatte; er begab sich deshalb im Jahr 1075 nach Mainz, zum Kaiser Heinrich dem Vierten, berühmt durch sein Unglück, das ihn einem tückischen Pfaffen unterwarf, der die dreyfache Krone nur zu tragen schien, um die Palme des Friedens zu zerreißen, und dem Dämon der Zwietracht und einer höllischen Rache völlig freye Bahn zu brechen. Gregor der Siebente war der stolzeste und gewissenloseste Pabst, der jemals auf Peters Stuhl saß, und der unglückliche Heinrich war das Opfer seiner teuflischen Entwürfe. Der Kaiser, von den deutschen Souverains in der mißlichsten Lage verlassen, durch die Undankbarkeit eines geliebten Sohnes aufs bitterste gekränkt, und der päbstlichen Verfolgung blos gegeben, stand eben auf dem Punkt, dem vergeblichen Streben nach Rettung seiner Ehre und seiner Krone unterzuliegen, als Isiaslaw in Mainz erschien, und seinen Beystand gegen seine rebellischen Brüder auffoderte. Heinrich konnte nicht helfen, so gerne sein gutes Herz es wollte. Er, der sich selbst kaum auf seinem Throne erhalten konnte, indem er ihn gegen die Sachsen, die Thüringer, den größten Theil der deutschen Fürsten, und selbst gegen seinen Sohn vertheidigen mußte,

war wohl nicht im Stande, dem vertriebenen Großfürsten sein Erbe wieder zu erobern. Doch that er, was er konnte, um wenigstens seinen guten Willen zu zeigen. Er schickte eine Gesandtschaft an den Swiatoslaw nach Rußland, ließ ihn zum brüderlichen Frieden ermahnen, und ihn auffodern, den rechtmäßigen Herrn des Reichs wieder einzusetzen. Es versteht sich von selbst, daß diese Ermahnungen bey dem ehrgeizigen Swiatoslaw wenig fruchteten. Zwar nahm er sie sehr ehrenvoll auf, und hatte sogar die Eitelkeit, ihnen alle seine Schätze an Gold, Silber und Edelgesteinen sehen zu lassen, fertigte sie aber ohne weitern Bescheid ab, und ließ sich auf gar keine Erklärungen ein. Die Gesandtschaft brachte große Geschenke für den Kaiser mit, dem Isiaslaw aber kein Wort des Trostes, keine Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland.

In halber Verzweiflung warf sich jetzt der Großfürst dem Pabste Gregor dem Siebenten in die Arme, diesem stolzen Beherrscher der Gläubigen, diesem despotischen Knechte aller Knechte, vor dem sich alle Regenten Europas demüthigten. Isiaslaw hatte eine ungemeine Vorliebe für die griechische Religion, der lateinische Gottesdienst war ihm verhaßt, und doch beging er die Schwachheit, aus Hoffnung eines bessern Erfolgs für seine Bemühungen, sich öffentlich als Anhänger der römischen Kirche zu bekennen, und seinen Sohn nach Rom zu schicken, um

sich gegen den Pabst zu demüthigen. Natürlich schmeichelte dem stolzen Pabste eine solche Unterwerfung, und schon hoffte er, auch seinen Einfluß in Rußland zu verbreiten. Doch ist nichts weiter von den Unterhandlungen bekannt geworden, die der russische Prinz mit dem Pabste abgemacht hat, außer ein Brief des Gregors an den Isiaslaw, in dem es heißt: „Euer Sohn ist nach Rom gekommen, um „die Reliquien der heiligen Apostel anzubeten, wo„bey er uns zugleich erklärt hat, daß Ihr Verlangen „traget, den Thron des russischen Reichs aus unsern „Händen zu empfangen, als ein Geschenk des heili„gen Apostel Petrus. Darüber will er uns den „Eid der Treue leisten, und versichert uns, daß ihr „mit ihm über diese Sache ganz einig seyd. Zu dem „Ende haben wir es für gerecht gehalten, ihm seine „Bitten zu bewilligen, und ihm Eure Staaten nach „Eurem Tode zu schenken im Nahmen des Apostels „Petrus!“ — Auch schrieb der Pabst an den König von Polen, und befahl ihm in einem sehr ernsten Tone, daß er nicht allein den Isiaslaw wieder auf den Thron setzen, sondern auch alles zurück geben sollte, was er von Rußland abgenommen habe, indem dieser Staat künftig dem heiligen Peter zum Eigenthum und zur freyen Disposition verbleiben würde. So sicher hielt sich Gregor nun schon in dem ungestörten Besitz seiner neuen Würde, so bestimmt glaubte er, alle Hindernisse aus dem Wege

geräumt, und sein toller Stolz glaubte schon in Rußland eben so tyranniſiren zu können, wie er es im übrigen Europa that. Zu dem Ende wagte er es sogar, dem Swiatoslaw sehr drohend zu befehlen, daß er seinem Bruder sogleich sein Erbe wieder erstatten, und auf alle weitere Ansprüche Verzicht leisten solle, bey Strafe des Kirchenbanns. Aber Swiatoslaw lachte der päbstlichen Poltronerie, behielt seine Würde und dachte an keine Wiedergabe.

Dem Isiaslaw half also seine Unterwerfung unter Pabst und Kaiser nichts, und sein Thron wäre höchst wahrscheinlich für ihn auf immer verlohren gewesen, wenn das Schicksal, größer als Pabst und Kaiser, nicht endlich zu seinem Vortheile entschieden hätte. Swiatoslaw, der unrechtmäßige Besitzer des Throns von Kiew, starb im Jahr 1076, und hatte zu seinem Nachfolger, seinen Bruder Wsewolod, einen furchtsamen friedliebenden Fürsten, der durchaus ohne Ehrgeiz war, und aus Herrschbegierde kein Blut vergoß. Er hatte damals gegen seinen Bruder die Waffen ergriffen, weil er sich von ihm getäuscht glaubte, nicht, weil er sein Erbe vermehren wollte. Jetzt übernahm er zwar die großfürstliche Regierung, aber immer trug er sich mit der Idee herum, sie niederzulegen, sobald sein Bruder es fodern würde. Isiaslaw hatte sich unterdessen wieder auf den Weg nach Polen gemacht, wo Boleslaw den Krieg mit Böhmen und Ungarn

siegreich beendigt hatte. Der König von Polen empfing ihn sehr freundschaftlich, und hielt sich jetzt aus doppelten Rücksichten, theils aus persönlicher Freundschaft für den Vertriebenen, theils aus Ehrfurcht gegen die Befehle des Pabstes, verpflichtet, dem Großfürsten beyzustehen. Es ward also eine Armee gesammelt, und nach Rußland geführt. Allein Wsewolod hatte die Absicht nicht, einen neuen Krieg anzufangen; er bot die Hand zum Frieden, trat ihm freywillig den Thron wieder ab, und begnügte sich mit seiner alten Herrschaft.

Isiaslaw war also wieder hergestellt, und großmüthig vergab er allen seinen Feinden und Beleidigern. Allein, so gerne er auch den Frieden, zur Wohlfahrt seines Reiches, erhalten hätte, so nöthigten ihn doch die Umstände zu einem neuen Kriege. Sein Bruder Wsewolod, mit dem er sich aufrichtig wieder ausgesöhnt hatte, stand in Gefahr, von seinen eigenen Neffen, aus seiner Herrschaft verdrängt zu werden. Oleg und Boris, Swiatoslaws Söhne, strebten nach der Vergrößerung ihrer Herrschaft auf Kosten ihres Oheims. Da sie ihrer eigenen Kraft nicht trauten, so riefen sie im Jahr 1078 die Polowczker zu Hülfe. Wsewolod, voll Verdruß über die Undankbarkeit seiner Neffen, ging ihnen bis an den Fluß Sotscha entgegen. Hier kam es denn zu einer blutigen Schlacht, in der Wsewolod besiegt wurde, und viele russische Großen

ihr Leben verlohren. Der unglückliche Fürst flohe in die Arme seines Bruders, indeß die Feinde die Hauptstadt Tschernigow eroberten und große Beute machten.

„Siehst du, mein Bruder, sagte der sanfte „Isiaslaw, indem er seinen unglücklichen Bruder „in seine Arme schloß: so war es mir, da ich als „ein Bettler fremde Länder durchirrte, von meinen „eigenen Brüdern verstoßen, und meiner Güter be„raubt, umsonst fremde Hülfe anflehte, und nirgends „Beystand fand! Aber sey getrost! Was mir als „Erbtheil in Rußland übrig geblieben ist, will ich „redlich mit dir theilen, und es soll mir wenig Ueber„windung kosten, auch mein Blut für dich zu „opfern!“ — Dieser schöne verzeihende Zug in Isiaslaws Charakter söhnt uns mit allen seinen Schwächen aus. Wirklich waren es auch nicht bloße Worte bey ihm; er war in der That der aufopfernde Freund. Er sammelte eine beträchtliche Armee, und rückte damit gegen die Rebellen an. Die ersten Versuche waren glücklich, und ließen die baldige Beendigung der Fehde hoffen. Tschernigow wurde zurück erobert, und nur noch eine Schlacht sollte die ganze Streitigkeit entscheiden. Der Großfürst kämpfte gegen die Feinde seines Bruders mit allem Feuer brüderlicher Liebe; Boris wurde gleich zu Anfange der Schlacht getödtet, und Wätscheslaw, Olegs Sohn, fiel bald nachher. Der Sieg wurde bald ent-

schieden; Oleg flohe mit einigen Wenigen seiner Getreuen. Aber Isiaslaw sprach wahr; er opferte sein Leben für seinen Bruder; an der Spitze seines Fußvolks that er Wunder der Tapferkeit, ward aber durch einen Lanzenstoß tödtlich verwundet, den ihn, wie man sagt, ein verwundeter feindlicher Soldat, bey Besichtigung des Schlachtfeldes beybrachte. Isiaslaw war Sieger; aber dieser Sieg kostete sein Leben; er starb in den Armen seines weinenden Bruders am 3ten October des Jahrs 1078.

Uebrigens war der verstorbene Großfürst von einem sanften und edlen Herzen, kriegerisch ohne Grausamkeit, standhaft in Gefahren, weichmüthig gegen fremdes Unglück, und auch bey den härtesten Beleidigungen zur Verzeihung geneigt. Seine edle Seele kannte und verübte keine Rache; Versöhnung trug er seinen Feinden entgegen, und jede seiner Handlungen bewieß, daß er sogar das Andenken geschehener Beleidigungen aufgegeben habe. Mit der größten Güte und Schonung behandelte er seine undankbaren Unterthanen, die ihn mehrmals verlassen, und über sein Unglück gefrohlockt hatten. Gegen seine Brüder behielt er immer ein brüderliches Herz, selbst damals, als sie ihn vom Throne und aus dem Reiche getrieben hatten. Er vergalt nicht Böses mit Bösem, und verwarf jede Gelegenheit zur Rache, wenn sie noch so erwünscht kam. Dieß sind schöne Züge seiner Regierung, die ihn mehr ehren, als hätte er

die halbe Welt erobert. Seine Unterthanen, die ihn im Leben nicht so achteten, als er es verdiente, beweinten seinen Tod mit den bittersten, reumüthigsten Thränen. Unter prachtvollen Cerimonien wurde sein Leichnam nach Kiew geführt, und daselbst in einem marmornen Sarge beygesetzt. Ganz Kiew folgte seiner Leiche, und ein allgemeines Wehklagen übertäubte die Leichengesänge. So inkonsequent denken und handeln die Menschen; was sie heute vergöttern, das verketzern sie morgen, und so umgekehrt. Isiaslaw, im Leben gehaßt, wurde im Tode beweint. Es war das schönste Denkmahl, das man dem guten Fürsten setzen konnte, daß seine Unterthanen an seinem Sarge reumüthig gestehen mußten: sie hätten ihn verkannt!! Wohl dem Fürsten, dem ein solches Denkmahl gesetzt wird! Marmormonumente vergehen, aber dieß bleibt ewig! Guter Friedrich Willhelm, auch dir ward ein solches Denkmahl zu Theil, und die dich im Leben verlästerten, erkannten deinen Werth im Tode!! —

Isiaslaw hinterließ bey seinem Tode zwey Söhne, Swiatopolk und Jaropolk, die beyde in einem regierungsfähigen Alter waren, und doch bestieg ihr Oheim Wsewolod, ohne irgend ein Hinderniß, selbst ohne Widersetzung von Seiten seiner Neffen, den großfürstlichen Thron. Sie sehen, mein lieber Freund, aus diesem Beyspiel, wie wenig die Thronfolge in Rußland bestimmt war; und

wie oft es auf die Umstände ankam, diesen oder jenen zum Throne zu befördern, auf dem nähere Verwandten ein Anrecht hatten. Isiaslaws Söhne wichen ihrem Oheim in der väterlichen Erbschaft, auf die er gar keinen Anspruch machte, und begnügten sich mit einer kleinen Appanage, die ihnen der Oheim übergab. Wir haben mehrere Beyspiele der Art, wo die Brüder der Souveraine den rechtmäßigen Söhnen derselben bey der Thronfolge vorgingen, mithin galt dieses als Usance, wenn auch nicht als ein förmliches Gesetz. So wie in neuern Zeiten die Russen sich ganz an das Weiberregiment gewöhnt hatten, so geschahe es damals, daß sie eine Art von Gewohnheitsrecht daraus machten, daß nur diejenigen ihrer Prinzen den Thron erhalten konnten, die durch Alter und Erfahrung sich desselben würdig machten. Also blieb die russische Krone zwar immer auf dem Haupte der Nachkommen des alten Fürstenhauses, aber es war nicht ausgemacht, daß gerade der Sohn dem Vater succediren mußte; oft folgte der Bruder dem Bruder, und Wsewolod hatte noch das vor seinen Neffen voraus, daß er schon einmal auf dem großfürstlichen Throne gesessen hatte.

Wsewolod erhielt also ohne Widerspruch die Regierung des Reichs, und bey seiner ruhigen, nachgiebigen Gemüthsart war es so leicht nicht möglich, daß ein Streit zwischen Oheim und Neffen ausbrechen konnte. Wirklich war auch das Zutrauen zwi-

schen diesen Verwandten so groß, daß Jaropolk sogar seine Hauptstadt Wolodimir verließ, und zu seinem Oheim nach Kiew ging, um mit ihm daselbst die Ostern zu feyern. Allein Jaropolk kannte wohl den Charakter seines Oheims, nicht aber die Gemüthsstimmung der übrigen russischen Fürsten.

Rostislaw, Wladtmirs des Großen Enkel, von seinem zweyten Sohne Jsiaslaw, hatte, während der Regierung des verstorbenen Großfürsten, in Tmutarakan geherrscht, und wird in allen Chroniken als ein tapferer, wohlthätiger und menschenfreundlicher Regent gerühmt. Er hatte mehrere Streitigkeiten mit dem Bruder des Großfürsten Swiatoslaw, die er aber alle glücklich beendigte, und sich in seiner Herrschaft behauptete. Auch machte er ansehnliche Fortschritte, und unterwarf sich mehrere benachbarte Nationen. Dieß machte die Griechen auf ihn aufmerksam, und, voll Furcht, daß er auch ihrem Reiche einst schaden möchte, beschlossen sie, ihn hinterlistig aus dem Wege zu räumen. Zu dem Ende wurde im Jahr 1065 ein bestochener Verräther, Nahmens Kotapan, an den Rostislaw abgeschickt, der sich in sein Vertrauen schlich, und während dem Trinken, den Wein vergiftete, so, daß der Fürst innerhalb acht Tagen mit Tode abging. Das Verbrechen war geschehen, aber es brachte dem Verbrecher kein Glück; die Einwohner von Korsun, entrüstet über seine That, steinigten ihn zu Tode. —

Die Söhne dieses trefflichen Fürsten regierten nun gemeinschaftlich über das väterliche Erbe, hatten aber weder des Vaters Tugenden, noch seine Redlichkeit, obgleich sie, so wie er, nach Eroberungen geizten. Als daher Jaropolk, der mit Wolodimir und Rostow appanagirt war, die oben erwähnte Reise zu seinem Oheim machte, benutzten sie die Abwesenheit dieses Fürsten, und wagten einen Einfall in dessen Erbstaaten. Wsewolod, ohnerachtet seiner Liebe zum Frieden, empfand doch die, seinem Neffen wiederfahrne, Beleidigung sehr übel, und rüstete sich, um die Ruhestörer zu vertreiben. Er schickte ihnen seinen Sohn, den Prinzen Wladimir, entgegen, der die Rebellen zu paaren trieb, und ihnen die eroberten Länder wieder abnahm. Der Großfürst behielt nichts für sich, machte auch keine Ansprüche auf Vergütigung, sondern gab seinem Neffen alles wieder, was er verlohren hatte.

Jaropolk war also nunmehr auch durch Dankbarkeit an das Interesse seines Oheims gefesselt. Wsewolod hatte ihm einen auffallenden Beweis gegeben, wie sehr er ihn liebe, mithin konnte er wohl alles von diesem Prinzen erwarten, der ohnehin ebenfalls sehr für Frieden und Ruhe stimmte. Allein, wie es denn manchmal so geht, daß man da Undankbarkeit und Haß ärndtet, wo man Dankbarkeit und Liebe ausgesäet hat, so geschahe es auch hier. Jaropolk ließ sich durch niederträchtige Menschen gegen seinen

guten

guten Oheim aufhetzen, vergaß, was er ihm schuldig war, brach Eid und Pflicht, und ergriff im Jahr 1085 die Waffen gegen ihn. Man weiß die Beweggründe zu dieser treulosen Handlung Jaropolks nicht; die Geschichte sagt blos im Allgemeinen: er sey durch böse Rathgeber verleitet worden. Wsewolod erfuhr mit tiefer Betrübniß die Treulosigkeit seines Neffen; da er aber zur Vertheidigung gezwungen war, so schickte er seinen Sohn Wladimir gegen diesen unbesonnenen Rebellen. Jaropolk erwartete seinen Gegner nicht; er war überzeugt, daß er ihm nicht Stand halten könnte; er flohe also nach Polen, und ließ seine Mutter, Gemahlin und Kinder in Luzko. Wladimir marschirte gegen diese Stadt, eroberte sie, und führte die Familie des entflohenen Jaropolks nach Kiew. Der Großfürst aber übertrug die Regierung von Wolodimir dem Prinzen David.

Jaropolk suchte indessen in Polen Hülfe, fand sie aber nicht; jetzt fing er an, die That zu bereuen, die ihm den Verlust seiner Appanage zugezogen hatte, und beschloß, sich dem edlen Wladimir in die Arme zu werfen, von dem er überzeugt war, daß er ihm die Verzeihung des Großfürsten auswirken würde. Zu dem Ende ging er im Jahr 1086 nach Rußland zurück, und bezeigte eine so herzliche Reue über seine That, daß Wladimir ihn mit offnen Armen aufnahm, und ihm die Verzeihung

seines Oheims zusicherte. Diese kam auch wirklich zu Stande; der Großfürst vergab seinem mißgeleiteten Neffen, und setzte ihn in seine Erbländer wieder ein. Aber das Schicksal hatte es über sich genommen, ihn für seine Treulosigkeit zu bestrafen. Noch in dem nehmlichen Jahre seiner Aussöhnung unternahm er eine Reise nach Swenigorod, wurde aber unterwegens in seinem Schlitten von meuchelmörderischen Händen erstochen. Man brachte den entseelten Leichnam nach Kiew, wo der Großfürst über den unglücklichen Tod seines Neffen sich nicht trösten konnte. Seine Leiche wurde mit allen Ehrenbezeugungen in der Petrikirche beygesetzt, und der Großfürst selbst, nebst seinen beyden Söhnen Wladimir und Rostislaw folgten, in Thränen schwimmend, dem Sarge.

Wsewolod starb im Jahr 1093, nachdem er funfzehn Jahre über Kiew regiert hatte, in einem Alter von 64 Jahren. Er war ein sehr menschenfreundlicher und tugendhafter Fürst, aber seine natürliche Schwäche verleitete ihn oft zu unüberlegten Handlungen. Er liebte strenge Gerechtigkeit, und strafte die Verbrecher ohne Ausnahme der Person. Als ein wahrer Vater seines Volks hatte er das Beste seiner Unterthanen immer vor Augen, und litt es nicht, daß seine Bojaren das Volk drückten. Den Armen that er Gutes, so viel in seinen Kräften stand, und ungetröstet ging Niemand von ihm. Er verzieh

gerne selbst wiederholte Vergehungen, und Rache war ihm ganz fremde. Ausschweifungen des Trunks und der Wollust haßte er vorzüglich, und bestrafte sie mit ungemeiner Strenge. Aus übelverstandener Frömmigkeit schenkte er den Geistlichen große Besitzungen, und erweiterte ihre ohnehin schon großen Vorrechte, wodurch sie freylich gereizt wurden, immer weiter um sich zu greifen. Seine letzten Jahre wurden noch durch Unfälle getrübt, die seine natürliche Herzensgüte sehr bewegten. Eine fürchterliche Pest wüthete im Jahr 1092 durch das ganze Reich, und raffte viele Menschen hin. Wsewolod sahe das Elend und konnte nicht helfen; das bekümmerte ihn sehr. Auf seinem Todtbette rief er seinen Sohn Wladimir von Tscherntgow zu sich, und bestimmte ihn zum Nachfolger in der großfürstlichen Regierung. Der Prinz, um seinen Vater nicht zu kränken, nahm das Anerbieten an, hatte aber schon seine Maaßregeln getroffen, nach denen er sich künftig verhalten wollte. — Uebrigens fingen, während Wsewolods Regierung, die römischen Päbste an, die Rechte zu exerziren, die ihnen Isiaslaw durch seinen Uebertritt zugestanden hatte. Ungeachtet Isiaslaw sich nie darüber erklärt hatte, und in seinem ganzen Benehmen zeigte, daß der Vertrag mit dem Pabste nur ein Nothvertrag sey, den er weiter zu halten nicht verpflichtet wäre, so glaubten denn doch die Päbste dadurch ein Recht erhalten zu haben, in Rußland ihre tyran-

nische Herrschaft ebenfalls auszubreiten. Zu dem Ende erschienen häufige Abgesandte von Rom, die den Großfürsten ermahnen mußten, dem Gelübde seines Bruders treu zu bleiben. Pabst Urban der Zweyte schickte unter andern einen Bischof Theodor an den Wsewolod ab, der dem Großfürsten eine ansehnliche Menge von Reliquien zum Geschenk mitbrachte. Ob aber Wsewolod sie angenommen, oder, was er weiter beschlossen hat, davon schweigt die Geschichte.

Kaum hatte der Großfürst die Augen geschlossen, so erklärte der edle Wladimir, daß er zwar von seinem Vater zum Nachfolger bestimmt sey, daß er aber freywillig auf die großfürstliche Regierung Verzicht thue, um sie dem rechtmäßigen Erben, dem Sohne des verstorbenen Isiaslaws zu übertragen. Zu dem Ende schickte er eine Gesandtschaft an den Prinzen Swiatopolk, die ihn einladen mußte, den erledigten großfürstlichen Thron als Erbe seines Vaters einzunehmen. Auch war er der Erste, der dem neuen Großfürsten huldigte, und sich dann ruhig in sein Erbland Tschernigow zurück zog. Diese edle großmüthige Resignation ist um so mehr zu loben, da sie so selten ist; und in jenen Zeiten, wo jeder nach der obersten Herrschaft strebte, war es gewiß noch auffallender, einen Prinzen zu sehen, der ohne alle Gefahr die Zügel der Regierung an sich reißen konnte, und zum Theil gesetzlich dazu berechtigt war, aus

Liebe zur Gerechtigkeit aber allen Lockungen der Größe widerstand, und lieber Unterthan als Fürst seyn wollte! Spiegelt Euch an diesem edlen Beyspiele, ihr mächtigen Anmaßer alter und neuer Zeit, die ihr die herrlichsten, menschlichsten Principien im Munde führt, sie aber durch Eure Handlungen verachtet! Tretet in den Privatstand zurück, wie Wladimir, dieser von Euch so genannte Barbar, und die Welt wird Euch bewundern, wie diesen Barbaren des eilften Jahrhunderts!! —

Swiatopolks des Zweyten Regierung ist ein Gemählde von Greuelscenen, Kriegen und Mordthaten, welche die Fürsten gegen einander verüben. Der Großfürst selbst erscheint als ein schwacher, inkonsequenter Mensch, der sich von jedem Bösewicht lenken läßt, und eben so geneigt zum Bösen, als zum Guten ist. In allen seinen Handlungen ist keine Tendenz, keine Festigkeit; er erscheint treulos, bundbrüchig, lasterhaft, und von der andern Seite wieder reumüthig und menschenliebend; bald beginnt er einen unerlaubten Krieg, bald stimmt er wieder für den Frieden; so von jedem Winde hin und her bewegt, regiert er zwanzig Jahre lang das Reich, und ist größtentheils selbst Schuld an allen den Schrecknissen, die, während seiner Regierung, das Land heimsuchen.

Gleich die erste Unbesonnenheit, zu Anfange seiner Regierung, zog dem Swiatopolk einen ge-

fährlichen Krieg über den Hals. Die Polowczker erscheinen wieder an den Grenzen des rüssischen Reichs, und wollen eben einen neuen Einfall wagen, als ihnen die Nachricht von Wsewolods Tode, und der freundschaftlichen Verbindung der russischen Fürsten entgegen kommt. Diese Nachricht ändert ihr Vorhaben; sie ziehen einen sichern Frieden einem ungewissen Kriege vor, und schicken zu dem Ende eine Gesandtschaft an den Großfürsten, der ihm Frieden und Freundschaft antragen soll. Statt aber diese Vorschläge anzunehmen, und sein Land dadurch von gefährlichen Feinden zu befreyen, läßt er sich vielmehr von bösen Räthen mißleiten, und wider alles Völkerrecht, behält er die Gesandten als Gefangene zurück.

Durch dieses widerrechtliche Verfahren zur Rache gereizt, fallen die Polowczker mit wüthendem Ungestüm in Rußland ein, und belagern eine Stadt, welche die Chroniken Tortschesk nennen, deren Lage wir aber nicht mehr wissen. Jetzt bereut der Großfürst seine Uebereilung, und will wieder gut machen. Zu dem Ende setzt er die Gesandten in Freyheit, bittet sie, die angethanenen Beleidigungen zu vergessen, und den Frieden wieder herzustellen. Aber die Polowczker sind einmal gereizt, sie wollen jetzt den Frieden nicht, den man ihnen bisher so widerrechtlich verweigert hat, und verwerfen alle gütlichen Vorschläge. Swiatopolks dummer Trotz und nachherige eben

so unbesonnene Nachgiebigkeit lehrt sie den Großfürsten in seiner ganzen Schwäche kennen, und fodert sie auf, dieselbe zu benutzen.

Swiatopolk, statt, daß er den Frieden hätte erhalten können, sieht sich nun zum Kriege genöthigt. Aber, die unweise Art, wie er dabey zu Werke gegangen ist, macht ihn in den Augen seiner Unterthanen verächtlich, und alle verweigern die Heeresfolge. Mit Mühe bringt er endlich ein kleines Heer von 800 Mann auf die Beine, das ihm zu folgen entschlossen ist. Aber, es ist unmöglich, mit dieser kleinen Mannschaft etwas Entscheidendes zu unternehmen; und doch giebt es einige Tollkühne, welche dem Großfürsten den Rath geben, eine Schlacht zu wagen. Aber bey weitem der größte Theil spricht gegen dieses Wagestück, und sucht vielmehr den Großfürsten zu überreden, daß er den Beystand seines Vetters Wladimir auffodern möchte. Dieß geschieht, und Wladimir denkt patriotisch genug, zur Rettung seines Vaterlandes alles zu opfern. Zu dem Ende sammelt er nicht nur selbst ein ansehnliches Heer, sondern er fodert auch seinen Bruder Rostislaw auf, den Großfürsten in diesem bedenklichen Kriege zu unterstützen. Beyde Brüder vereinigen sich, und schließen sich, in den Ebenen von Kiew an das kleine Heer des Großfürsten an.

Wladimir, so sehr er auch mit der Rüstung geeilt hatte, stimmte doch noch immer für die Er-

neuerung des Friedens, und machte dem Swiatopolk den Vorschlag, an der Spitze seines Heers den Frieden zu unterhandeln. Allein Swiatopolk, dessen Trotz wieder mit seiner zunehmenden Macht gewachsen war, verwarf die friedlichen Vorschläge seines Vetters, und wollte Krieg. Wladimir hingegen beharrte bey seiner Meinung, und Rostislaw stimmte seinem Bruder bey. Beyde machten nun dem Großfürsten Vorwürfe über sein unkluges Benehmen, und über die Art, wie er den Krieg herbeygezogen hatte. Darüber kam es zu ernsten Händeln unter den vereinigten Anführern, und schon war man nahe daran, einander gegenseitig die Hälse zu brechen, als Wladimir plötzlich in sich ging, das Interesse des Staats seiner eigenen Erbitterung vorzog, und dem Großfürsten die Hand zur Versöhnung bot. Nunmehr rückte die vereinigte Armee weiter vor, gegen den Stugnafluß, und setzte sich bey Trepol fest. Wladimir hatte seinen Wunsch für den Frieden noch immer nicht aufgegeben, und drang jetzt noch einmal deshalb in den Großfürsten; dieser aber war unerschütterlich zum Kriege entschlossen, und Wladimir sahe sich zum Nachgeben genöthigt.

Der Feind erscheint und macht sich zur Schlacht bereit; die weisesten Feldherren rathen wiederholend zum Frieden; Swiatopolks Anhänger sind dagegen, und die Schlacht nimmt ihren Anfang. Mit großem Geschrey greifen die Polowczker an, schlagen

die Mannschaft des Großfürsten zurück, und werfen sich über die Truppen des Wladimirs. Der junge Held kämpft mit ungemeinem Muthe; seine Russen, durch sein Beyspiel angefeuert, folgen ihm entschlossen, und metzeln nieder, was ihnen in den Weg kommt; und dennoch erliegen sie endlich der Uebermacht; und, um nicht seine ganze Mannschaft aufzuopfern, muß sich Wladimir zur Flucht entschließen. Durch Schwimmen über den Fluß müssen sie sich vor den Verfolgungen der wüthenden Feinde retten; aber der unglückliche Rostislaw ertrinkt auf dieser Flucht, ein Prinz in der ersten Blüthe seines Lebens, voll herrlicher Talente und großer Herzensgüte. Wladimir muß seinen geliebten Bruder in den Fluthen umkommen sehen, und kann ihn nicht retten, wenn er nicht selbst den wüthenden Feinden in die Hände fallen will. Er flieht nach Tschernigow, und verflucht daselbst den Trotz des Großfürsten, der ein so großes Unglück über seine Familie und sein Land gebracht hat.

Swiatopolk, der noch am wenigsten gelitten hatte, zog sich zurück und versuchte, die belagerte Stadt Tortschesk zu retten. Aber seine Bemühung war vergebens; die Stadt ergab sich den Feinden, und wurde hart mitgenommen. Der größte Theil der Gebäude wurde ein Raub der Flammen; alle Schätze, welche die Sieger erbeuteten, wurden fortgeschleppt, und das Uebrige vernichtet; mehrere

Einwohner wurden als Gefangene weggeführt, und starben auf dem Wege vor Hunger, Durst und Kälte. Swiatopolk, in der größten Gefahr von allen verlassen, sahe sich nun so weit herabgebracht, daß er jetzt um den Frieden betteln mußte, den er noch kurz vorher sehr ehrenvoll hätte erhalten können. Die Polowczker, denen es nur um Beute, nicht um Eroberungen zu thun war, gestanden ihm endlich den gesuchten Frieden zu, und, um denselben desto fester zu machen, vermählte er sich mit der Tochter des Polowczkischen Fürsten Tugorkan, im Jahr 1094.

Kaum war die Ruhe mit Mühe und Aufopferung wieder hergestellt, als sie auch wieder von neuem unterbrochen wurde. Oleg, der Sohn des Großfürsten Swiatoslaw, der in dem Kriege gegen seinen Oheim Wsewolod, durch Isiaslaws Beyhülfe, den Kürzern gezogen hatte, und flüchtig werden mußte, hatte zwar durch Wsewolods Güte, sein Fürstenthum Tmutarakan wieder erhalten, war aber damit nicht zufrieden, sondern wartete nur die Gelegenheit ab, um von neuem loszubrechen. Besonders hatte er einen unauslöschlichen Haß gegen Wladimir, dem er unversöhnliche Rache geschworen hatte. Zu dem Ende trieb er die Polowczker aufs neue an, sich mit ihm zu vereinigen, und über Wladimirs Erbländer herzufallen. Diese Räuber ließen sich nicht zweymal auffodern; Oleg selbst führte sie an, und mit einem großen Kriegsheer rückte er vor

die Hauptstadt Tschernigow. Als Entschuldigung seines widerrechtlichen Benehmens führte er an, daß Swiatoslaw ehemals dieses Land besessen, und er mithin, als Sohn dieses Fürsten, ein Recht auf dieses Land habe, weshalb er seine Rechte jetzt reklamire. Wladimir hatte seine besten Truppen in der unglücklichen Schlacht bey Trepol verlohren, mithin war er nicht im Stande, dem fürchterlichen Andringen seines Gegners zu widerstehen. Die Vorstädte von Tschernigow wurden niedergebrannt, und die Stadt selbst enge eingeschlossen. Wladimir, in kurzer Zeit aufs äußerste gebracht, mußte den Frieden durch die Abtretung des ganzen Landes erkaufen, und sich nach Perejaslawl zurückziehen, das er von seinem unglücklichen Bruder geerbt hatte. Diese Abtretung besänftigte den Oleg, und machte seinen Foderungen ein Ende, aber nicht den Unfällen, die sein unglücklicher Ehrgeiz erregt hatte. Seine räuberischen Bundesgenossen verwüsteten selbst das Land, das sie für ihn erobert hatten, dehnten ihre Räubereyen immer weiter aus, und beunruhigten die russischen Fürsten immer mehr.

Um sich von ihnen zu befreyen, nimmt man zu einer Treulosigkeit seine Zuflucht, die allenfalls mit dem Gesandtenmorde zu Rastadt in Parallele gestellt werden kann. Itlar und Kilan, zwey Anführer der Polowczker, zeigen sich im Jahr 1095 vor Perejaslawl, um mit dem Fürsten Wladi-

mir einen Frieden zu unterhandeln. Sie hatten damals auf einem Zuge gegen Griechenland ungemein viel eingebüßt, mithin schien es ihnen jetzt ein Ernst um den Frieden mit Rußland. Wladimir, um seine aufrichtige Neigung zum Frieden zu beweisen, gab ihnen seinen Sohn zur Geißel, und schickte ihn ins Lager der Polowczker, indeß sich Itlar in die Stadt begab, um die Vergleichspunkte abzumachen. Um die nehmliche Zeit hatte der Großfürst Swiatopolk einen gewissen Slawata zum Wladimir geschickt, um gewisse Familienverhältnisse zu berichtigen. Dieser Slawata nun war ein niederträchtiger, treuloser Bösewicht, dem es auf eine schändliche Handlung mehr oder weniger nicht ankam, wenn er nur seine Absicht dadurch erreichte. Dieser Schurke suchte den Fürsten zu überreden, daß er die Gelegenheit nicht ungenutzt vorbey lassen sollte, wo ein treuloser Feind in seiner Gewalt wäre. Der ganze Anschlag war auf die Ermordung des Itlar angesehen; allein Wladimir setzte sich mit Ernst und Abscheu gegen diese treulose That. Seine Großen stimmten dem Vorschlage des Slawata bey, ohne daran zu denken, daß dadurch die Feinde zu einer größern Rache berechtigt würden. Wladimir wollte nicht einwilligen; er stellte seinen Räthen vor, daß er dem Itlar auf das Kreuz Sicherheit zugesagt habe, und daß sein eigner Sohn in Gefahr sey, wenn er diesen Schwur bräche. — Slawata hingegen

antwortete, daß er auf keine Weise verbunden sey, den Feinden des Glaubens und des Vaterlandes Wort zu halten; und daß eine solche Rache blos Wiedervergeltung für den so oft gebrochenen Frieden sey, den diese Barbaren so oft beschworen hätten. Was aber seinen Sohn beträfe, so müßte er freylich denselben erst aus den Händen der Feinde befreyen, ehe Itlar geopfert würde; und dieß wolle er selbst übernehmen. — Wladimir, vom Slawata und seinen Räthen überlistet, zum Theil auch von eigner Rachsucht gegen den Eroberer seiner besten Länder angetrieben, willigte endlich in das verrätherische Unternehmen, und Itlars Opferung wurde beschlossen. So hatten also die weisesten Menschen damals ihre ganz eigenen Ansichten von Gerechtigkeit! Wladimir war gewiß Einer der besten und weisesten Fürsten seiner Zeit, und doch ließ er sich zu einer so schändlichen Handlung überreden, blos, weil er, nach den damaligen rohen Begriffen glaubte, daß Rache an einem Feinde keine unverantwortliche That sey! — Ob man etwan bey dem Gesandtenmorde in Rastadt einen ähnlichen Glauben gehabt hat? — Aber, wie räumt sich das mit unserm so hoch gepriesenen und so geläuterten Völkerrecht? Sollte man es wohl glauben, daß Handlungen aus der finstern Epoche des eilften Jahrhunderts, noch in der erleuchteten Zeit des achtzehnten wiederholt werden könnten? Und doch zeigt uns die Geschichte unserer Tage Barba-

reyen, gegen die jene oft nur Kinderspiel sind!! — O, über die abscheulichen Inkonsequenzen! Da prahlen wir mit unserm Licht, mit unserer Verfeinerung, mit unserer Menschenveredlung, und sind ärgere Wilden, als unsere Vorfahren, über die wir lachen, oder vor denen wir schaudern; und begehen Infamitäten, die so recht das Tiegerartige zeigen, das um und an uns ist, und das wir nur besser zu verstecken verstehen, als unsere dummen Vorältern!! —

Wladimir hatte also in den Schurkenstreich eingewilligt, und Slawata machte sich an die Ausführung. In Begleitung einiger Türken, die sich im Dienste des Fürsten befanden, verließ er bey der Nacht die Stadt, und schlich sich ins feindliche Lager. Der Prinz ward leicht gefunden, und eben so leicht entführt, da er nur schwach bewacht wurde. Das war aber dem Bösewicht noch nicht genug; er benutzte vielmehr die Sicherheit der schlafenden Feinde, tödtete fast alle ohne Gegenwehr, richtete eine schreckliche Metzelung unter ihnen an, und auch der Feldherr Kilan ward ein Opfer seiner thörichten Rache.

Itlar erfuhr indessen nichts von dem Unglücke seiner Landsleute. Gestützt auf die heiligen unverletzlichen Gesetze der Gastfreyheit und gegenseitig beschworner Gelübde, lebte er ruhig in einer Stadt, wo man seinen Untergang beschlossen hatte. Er zeigte auch nicht einen Funken von Verdacht oder Furcht, er glaubte, unter Freunden zu seyn, und es

fiel ihm nicht einmal ein, die Möglichkeit eines so schändlichen Entwurfs zu ahnden. Slawata hatte sich in sein Vertrauen eingeschlichen, und, indem er an seinem Untergang arbeitete, überhäufte er ihn mit freundschaftlichen Gefälligkeiten. Sobald alles in Ordnung war, nöthigte ihn der Bösewicht zu einem Mittagsessen, in einem Hause, das ausdrücklich schon vorher zu dem schändlichen Vorhaben eingerichtet war. Itlar, ganz ohne alle Ahndung, begab sich mit seiner Gesellschaft dahin. Kaum aber war er daselbst angekommen, als man ihn mit seinen Leuten einschloß, das Dach des Hauses abdeckte, und sie alle von oben herab mit Pfeilen tödtete. Itlar war Einer der ersten, welcher fiel, und die Mörder hörten nicht eher auf, bis keiner mehr athmete. Kaum war die schändliche That vollendet, als Wladimir auch zur Besinnung kam und sie aufrichtig bereute. Er entfernte den Verräther, Slawata, und alle die, welche an dem Morde Theil genommen hatten; und that, was er konnte, um die durch diese Verrätherey tief gekränkten Polowczker zu versöhnen. Allein, seine Bemühung war vergebens; der Verlust ihrer heldenmüthigen Anführer hatte sie zu sehr erbittert, als daß sie irgend einem Vorschlage hätten Gehör geben sollen. Sie griffen zu den Waffen, und drohten ganz Rußland zu überschwemmen.

Jetzt blieb den russischen Fürsten kein anderer Weg übrig, als sich gemeinschaftlich zur Vertheidi-

gung zu rüsten. Swiatopolk und Wladimir vereinigten also ihre Armeen, und eilten den Polowczkern entgegen. Auch Oleg ward aufgefodert, sein Heer zu dem ihrigen stoßen zu lassen; und er versprach es auch; aber er hielt nicht Wort, vielmehr neigte er sich auf die Seite der Polowczker, nahm den flüchtigen Sohn des Itlar bey sich auf, und verweigerte dessen Auslieferung, worauf die russischen Fürsten bestanden. — Oleg war in diesem Falle edler, als die Uebrigen; denn er handelte gerecht, daß er einen Schuldlosen schützte, der von den Uebrigen verfolgt ward. Indessen machte man ihm dieß zu einem großen Verbrechen, und beschloß, ihn gelegentlich zu bestrafen.

Die Polowczker hatten durch den letzten Ueberfall eine Menge Menschen eingebüßt, konnten also nicht widerstehen, als die vereinten großen Armeen gegen sie anrückten. Sie wurden geschlagen und mußten sich zurückziehen; ein großer Theil der gemachten Beute wurde ihnen wieder abgenommen, und sie verlohren noch viel von ihren Heerden. Doch wurden sie durch diesen Verlust nicht gedemüthigt. Kaum hatten die Sieger den Rücken gewendet, so zogen ihnen die Polowczker auf dem Fuße wieder in Rußland nach, überfielen die Stadt Jurgow in der Ukraine, machten sie zu einem Aschenhaufen, und nahmen Beute und Gefangene mit sich. Jetzt schlossen sie endlich den Frieden ab, brachen ihn aber

so=

sogleich wieder, und Rußland wurde im Jahr 1096 durch drey ihrer Armeen verwüstet. Tugorkan selbst, der Schwiegervater des Großfürsten, führte Eine dieser Armeen an, und zeigte sich als ein fürchterlicher Verwüster. Zwar wurde sein Heer geschlagen, und er selbst getödtet; aber so groß auch diese Niederlage der Feinde war, so gab sie doch dem Lande keinen Frieden. Dazu kam noch die herrschende Uneinigkeit unter den russischen Fürsten selbst, wo jeder nur auf eine Gelegenheit wartete, dem andern seine Länder zu entreißen. Was das allgemeine Elend noch vermehrte, war, der furchtbare Besuch großer Heuschrecken, die in ungeheuren Schwärmen über die Felder herfielen, und ganz unaussprechliche Verwüstungen anrichteten, dergleichen man in Rußland noch nicht erlebt hatte.

Swiatopolk und Wladimir fühlten Beyde das dringende Bedürfniß, Ordnung und Ruhe im Lande wieder herzustellen; allein der Großfürst war zu unentschlossen, um etwas Entscheidendes zu unternehmen. In Nowgorod regierte damals der Prinz David, ein Bruder des Olegs, und ein eben so unruhiger Kopf als dieser. Die Einwohner von Nowgorod waren schon längst gegen ihn erbittert, und jetzt benutzten sie seine Abwesenheit, indem er eine Reise nach Smolensko machte, entsetzten ihn der Regierung und schickten eine Gesandtschaft an den Prinzen Mstislaw, Wladimirs Sohn, den

sie ersuchten, die Herrschaft anzunehmen. David machte zwar einige schwache Versuche, sein Erbland wieder zu erobern; da er aber nirgends Beystand fand, so begnügte er sich vor der Hand mit der Herrschaft über Smolensko, ohne deswegen seine Ansprüche auf Nowgorod aufzugeben. Auch Isiaslaw, Wladimirs zweyter Sohn, wurde von den Einwohnern von Murom als Regent anerkannt, indeß der Statthalter, den Oleg daselbst gesetzt hatte, ins Gefängniß geworfen wurde. So allgemein war damals der Haß und der Widerwillen gegen die Söhne des Swiatoslaws.

Nach langen Vorschlägen brachte es denn doch endlich Wladimir bey dem Großfürsten dahin, daß im Jahr 1096 ein Kongreß zu Kiew angesetzt wurde, und man schickte eine Gesandtschaft an den Oleg, die ihn einladen mußte, auf dieser Fürstenversammlung zu erscheinen, um daselbst, in Gegenwart der Geistlichkeit und des gesammten Volks, die Beschwerden beyzulegen, welche die russischen Fürsten bisher von einander entfernt gehalten hatten, und die Ordnung im ganzen Reiche wieder herzustellen. Man sieht aus dieser Einladung, daß es damals nicht in Rußland war, wie jetzt, daß nicht allein der Klerus und die Bojaren auf den Fürstentagen abstimmten, sondern auch alle Bürger, als freye Leute, in eben dieser Absicht versammelt wurden. An eine Knechtschaft, wie heut zu Tage daselbst herrschend ist,

war damals noch nicht zu denken; das gesammte russische Volk war frey; als Knechte galten nur die Kriegsgefangenen, und diejenigen, welche sich freywillig der Sklaverey unterworfen hatten. Wenn es das Interesse der Bürger foderte, so konnte man ihnen öffentliche Zusammenkünfte nicht versagen; der Fürst, bey all' seiner Unbeschränktheit durfte doch nicht ganz gegen den Willen der Bürger handeln, wenigstens mußte er sich auf der einen Seite sicher stellen, wenn er auf der andern das alte Herkommen verletzen wollte. Indessen fand der Fürst, wenn er nur selbst wollte, noch immer Mittel und Wege genug, seine Herrschaft zu vergrößern; und dem Volke wurde die Kinderklapper gelassen, deren Geräusch es ergötzte, ohne daß der Regent sich weiter um seine Unternehmungen, Vorschläge und Abmachungen bekümmerte.

Oleg schlug die Einladung nach Kiew aus, und entließ den Gesandten mit der beleidigenden Aeußerung: er würde sich weder von Bischöfen, noch von Pfaffen, noch von den Bürgern einer lumpigten Stadt richten lassen. Der Gesandte hinterbrachte diese Antwort den versammelten Fürsten; sie, und die beleidigten Bürger wurden dadurch in Wuth gesetzt, man schwur dem Rebellen ausgezeichnete Züchtigung, und rüstete sich, ihn mit aller Macht anzugreifen. Die vereinigten Fürsten brachen mit ihrer Armee schleunigst nach Tschernigow auf. Oleg

erfuhr ihren Marsch, flohe aus der Hauptstadt, wo er nicht sicher war, und schloß sich in Starodub ein. Swiatopolk und Wladimir eilten ihm nach, und belagerten ihn in dieser Stadt. Er vertheidigte sich einen ganzen Monath lang, mit dem ausgezeichnetesten Muthe. Endlich aber wurde er doch aufs äußerste gebracht, und bat unter jeder Bedingung um Frieden. Er mußte versprechen, mit seinem Bruder David von Smolensko, in Kiew zu erscheinen, und daselbst der Entscheidung der Fürstenversammlung sich zu unterwerfen. Oleg verpflichtete sich durch einen Eid, zu thun, was man von ihm foderte; aber, er hatte nichts weniger im Sinn, als, Wort zu halten. — Um indeß die Fürsten zu täuschen, geht er wirklich nach Smolensko; aber sein Bruder David ist eben abwesend, und die Einwohner, die mit seinem unruhigen treulosen Charakter bekannt sind, verweigern ihm den Eintritt in die Stadt. Dieser Umstand war in seinem Plane nicht berechnet; indessen dachte er noch immer nicht an Unterwerfung. Statt dessen sammelte er eine Armee, und brach mit derselben gegen Murom auf, wo der Prinz Isiaslaw, auf Bitten der Einwohner, regierte. Der Prinz war zu seinem Empfange bereit, und ging ihm an der Spitze einer ansehnlichen Armee entgegen. Oleg bemerkt kaum, daß sein Gegner stärker sey, als er, so nimmt er andere Maaßregeln. Er stellt sich, als sey er geneigt zum Frieden,

doch ersucht er den Prinzen um die Zurückgabe der Stadt Murom, und fodert ihn auf, ihre gegenseitigen Streitigkeiten dem Wladimir zu übertragen. Isiaslaw aber verwirft diese Vorschläge, entweder, weil er den Oleg kennt, oder, weil er nicht Lust zur Abtretung hat. Oleg sieht sich nun zum Schlagen genöthigt, und mit ungemeiner Tapferkeit kämpft er gegen die Ueberlegenheit seiner Gegner. Gewiß ist es, daß die gerechte Sache diesmal auf Olegs Seite war, und deshalb zeigte er auch festen Muth im Kampfe. Isiaslaw wurde geschlagen, seine Armee wurde zersprengt, er selbst blieb auf dem Schlachtfelde, und Oleg zog als Sieger in Murom ein. — Der Leichnam des Prinzen wurde vor der Hand in ein dasiges Kloster gebracht, und in der Folge nach Nowgorod abgeführt, wo er in der Sophienkirche beerdigt wurde. Oleg selbst vermehrte jetzt wieder seine Macht; er eroberte Susdal, Rostow und Bielosero, und ließ die Einwohner dieser Städte zur Strafe ihres Abfalls in Eisen schmieden, verbannte auch viele von ihrem väterlichen Heerde. Allenthalben zeigte er sich als Räuber und grausamer Tyrann, niemals schonte, niemals vergab er.

Mstislaw, der Bruder des erschlagenen Isiaslaws, hörte mit Schrecken die Nachricht von dem Unglücke seines Bruders, und von Olegs überhandnehmender Macht. Er schickte daher eine Gesandtschaft an ihn ab, und ließ ihm Friedensvorschläge

thun, die dahin abzweckten, daß Oleg das Fürstenthum Murom behalten, alles andere aber zurückgeben sollte, dagegen wollte es Mstislaw übernehmen, ihn mit dem Großfürsten, und mit seinem Vater wieder auszusöhnen. Oleg hatte aber nichts weniger im Sinn, als, mit einer so kleinen Appanage zufrieden zu seyn; er hatte vielmehr schon seine Rechnung auf Nowgorod gemacht, und schickte deshalb die Gesandtschaft zurück, ohne ihr eine entscheidende Antwort zu geben. Jetzt konnte Mstislaw leicht ahnden, was ihm nach Olegs Plane bevorstand; deshalb beschloß er, sich so viel als möglich sicher zu stellen. Zu dem Ende rief er die vornehmsten Einwohner von Nowgorod zusammen, stellte ihnen die Lage der Sache vor, und bat sie, seinem Interesse treu zu bleiben, und sich mit ihm gemeinschaftlich gegen einen Tyrannen zu verbinden, der ihnen, wenn er siegte, gewiß nicht das Kleinste ihrer Vorrechte lassen würde. Dagegen drohte er, sie auf der Stelle zu verlassen, wenn sie ihm den nöthigen Beystand verweigern würden. Die Nowgoroder gelobten den Eid der Treue in seine Hand, versprachen ihm allen möglichen Beystand, und rüsteten sich so schnell als möglich zum Kriege.

Oleg ließ seinen Bruder Jaroslaw in Murom zurück, und setzte sich mit seinem Heere bey Rostow. — Mstislaw rückte ihm muthig entgegen, und wo er sich zeigte, da fand er Anhang, in-

deß Oleg, von seinen Unterthanen gehaßt, es nicht wagen konnte, ihm eine entscheidende Schlacht anzubieten. Er zog sich deshalb von Rostow nach Susdal zurück; da ihm aber Mstislaw auch hierhin verfolgte, so ließ er Susdal in Brand stecken, und ging nach Murom. Mstislaw, der jetzt schon als Sieger sprechen konnte, ließ ihm noch einmal Friedensvorschläge anbieten. Oleg stellte sich, als wenn er dieselben eingehen wolle, und Mstislaw entließ den größten Theil seiner Armee. Allein, kaum war dieser unvorsichtige Schritt geschehen, so rückte Oleg mit großer Kriegsmacht gegen ihn an. Zum Glück war Mstislaw ein tapferer Krieger, der leicht Anhang fand. Er sammelte also eiligst ein Heer, und ging muthig dem Feinde entgegen. Vier Tage lang standen die Armeen einander gegenüber, ohne daß Eine den Angriff wagte. Mstislaw erwartete noch Hülfstruppen von den Polowczkern, die ihm sein Bruder Wätschislaw zuführen sollte. Zu spät griff Oleg an; einige Tage früher hätte er vielleicht gesiegt; allein, die Ankunft der Polowczker entschied gegen ihn; er wurde völlig geschlagen, und flohe nach Murom. Mstislaw eroberte diese Stadt, und der flüchtige Oleg schloß sich in Resan ein. Aber auch dieser Zufluchtsort fiel in die Hände des Siegers, und nur die Großmuth seines Gegners rettete den Oleg vom gänzlichen Untergange. Oleg erhielt

Frieden, da er es am wenigsten vermuthete, und zwar unter sehr mäßigen Bedingungen.

Der mächtigste Ruhestörer war also jetzt gedemüthigt, und mußte noch froh seyn, daß ihn sein großmüthiger Feind nicht ganz unterdrückte. Jetzt dachte man endlich mit Ernst darauf, den Frieden zu befestigen, und das getrennte Interesse der verschiedenen russischen Fürsten wieder zu vereinigen. Deshalb wurde im Jahr 1097 ein Kongreß zu Lubitsch, im Fürstenthum Tschernigow, angesetzt, zu dem alle russische Fürsten eingeladen wurden. Auf demselben erschienen, der Großfürst Swiatopolk, Wladimir, David Igoricz, Wasiliko Rostislawicz, David Swiatoslawicz, und Oleg Swiatoslawicz. Hier fing man nun an, sich über das allgemeine Beste des Vaterlandes zu berathen. Die bisherigen Uneinigkeiten und Mißverständnisse wurden beygelegt; man machte eine neue Theilung, und schwur auf das Kreuz, den Frieden unter sich zu erhalten, und denjenigen mit vereinter Macht zu bekriegen, der zuerst neue Unruhen anfangen würde. — Daß es indessen den Wenigsten der versammelten Fürsten ein rechter Ernst mit diesem Vertrage war, das sieht man aus den nachfolgenden Begebenheiten.

Nach geendigtem Kongreß begab sich der Großfürst mit dem Prinzen David, einem Sohne Igors, und Enkel Wladimirs des Großen, nach Kiew; die Einwohner bezeigten eine herzliche Freude

darüber, daß endlich die Vereinigung der Fürsten zu Stande gekommen war; dachten aber nicht, daß dieselbe nur von so kurzer Dauer seyn würde. Der Großfürst selbst war der erste, der den Zank wieder anfing. Mehrere böse Menschen, die sich in Davids Vertrauen eingeschlichen hatten, beredeten diesen boshaften und schwachsinnigen Fürsten, daß Wladimir gegen ihn und den Großfürsten betrüglich handle, und durch seine Verstellung nichts weiter beabsichtige, als Beyde sicher zu machen, und sich sodann auf ihre Kosten zu vergrößern. David, dem eigentlich an der Erhaltung des Friedens wenig gelegen war, nahm die erhaltene Nachricht sogleich für wahr an, und theilte sie dem Großfürsten mit. Swiatopolk hatte Zutrauen genug, um die Sache anfangs für Verleumdung zu erklären; aber David wußte ihm das ganze Spiel so begreiflich zu machen, daß er endlich daran glauben mußte. Zu gleicher Zeit machte David dem Großfürsten auch den Prinzen Wasiliko Rostislawicz verdächtig. Gegen diesen Prinzen hatte David einen persönlichen Haß, und es lag ihm viel daran, endlich einmal eine Gelegenheit zu finden, um ihn zu schaden. Er machte es dem Großfürsten begreiflich, daß Wasiliko mit dem Wladimir einverstanden sey, daß er es gewesen sey, der den Jaropolk, den Bruder des Großfürsten, erschlagen habe, und daß er jetzt auch darauf ausgehe, sie beyde aus dem Wege zu räumen, und

sich mit dem Wladimir in ihre Besitzungen zu theilen. Der schwache Swiatopolk glaubte dem Betrüger, trotz dem, was sein eignes Herz dagegen einwandte; und so ließ er sich aufs neue zum Bruche des eben beschwornen Friedens verleiten. Doch beschwor er ihn noch einmal, ihn nicht durch Unwahrheit zu einer verdammlichen That zu überreden, und rief Gott zum Zeugen und Richter auf, wenn er ihn betröge. Allein David blieb bey seiner Aussage; der schwache Großfürst ließ sich überreden; und nun nahm man gemeinschaftliche Abrede, wie man sich des Wasiliko am besten und leichtesten bemächtigen könnte, weil, wenn man nicht eilte, Swiatopolk wohl am längsten in Kiew, und David in Wolodimir regiert haben möchte. Und so ward denn das Bubenstück beschlossen! —

Jetzt sieht man mit Schrecken die Bestätigung der Wahrheit, daß ein schwacher Fürst, weil er so leicht von bösen Menschen gegängelt werden kann, eben so schreckliche Handlungen begehen kann, als ein eigentlicher Tyrann. Swiatopolk war gewiß kein Bösewicht; aber schwach am Geiste, und so hatten die Schurken, die ihn umgaben, alle mögliche Gewalt über ihn, und verleiteten ihn zu den abscheulichsten Bubenstücken. O Gott, die größten Henker deiner Menschheit sind jene abscheulichen Wesen, die sich um den Thron der Majestät herlagern, jedes wohlwollende Wort des Fürsten auffangen, Un-

terthan und Herrscher von einander absondern, für die Thränen der Angst keinen Sinn, für den Jammer der Verzweiflung kein Herz haben, dem Fürsten alles durch die Brille des Eigennutzes und der Selbstsucht sehen lassen, ihn nur so weit führen, als sie selbst es wollen, und, mit teuflischer Schadenfreude, nur darauf sehen, nur darauf denken, daß alles um sie her untergehe, jedes Restchen Freude zerknickt werde, und sie nur allein haben und genießen! Ja, oft ist auch dieß Letztere nicht einmal der Fall; sie selbst genießen oft nichts davon; oft ist es nur Eigensinn, Laune, Ehrgeiz, Rachsucht, und wie die verdammlichen Dinge alle heißen, welche die Menschen zu Teufeleyen führen! O, diese Menschen — wenn die Allegorie deines letzten Gerichts sich einmal in Wahrheit auflösen sollte — zu ihnen würdest du gewiß sagen: „Weichet von mir, ihr Verruchten! Ich habe Euch noch nie erkannt!“ — In der That, mein Freund, es muß jedem Menschen, dem ein wohlwollendes Herz im Busen schlägt, manche quaalvolle Stunde bereiten, wenn er nur einen Blick wirft auf das mannichfache Elend, womit Menschen dieser Art ihre Mitbürger belasten. — Verdienen sie wohl Wesen einer Art mit denen zu seyn, die sie unter die Füße treten? Ihre Handlungen sind thierartig; wie Wölfe lauern sie auf Raub, wie die Hyäne vernichten sie alles, wie Tieger morden sie aus Laune — und doch fodern sie, daß man sie vergöttern soll! —

Was könnte die Welt nicht für ein Paradieß seyn, wenn diese mächtigen Bösewichte nicht alles zerstörten? Wie manchen guten, redlich gesinnten Fürsten haben sie schon irre geführt, wie manche Freude vernichtet, wie manches Unheil mit der schrecklichsten Gewissenlosigkeit unter Menschen gebracht, die Gott zum Frieden und zur Freude schuf! Es ist schrecklich, und das Herz blutet; aber es ist noch immer nicht so, wie es seyn soll; wir Armen sind noch oft genug, Spielwerk der Launen, der Rachsucht, des Ehrgeizes dieser Mächtigen, die selbst daran Schuld sind, daß man sie nicht liebt, sondern blos fürchtet!! —

Kaum sah David des Großfürsten Einwilligung zu dem neuen Bubenstück, so geht er auch, aus persönlicher Rache, rasch an die unglückliche Ausführung. Der unglückliche Wastliko ahndet nichts von dem, was gegen ihn geschmiedet ist; im Bewußtseyn seiner Unschuld überliefert er sich selbst seinen Feinden. Den vierten November des Jahrs 1097 kommt er in Kiew an, um daselbst verschiedene Produkte seines Landes, gegen Austausch anderer, zu verkaufen. Jetzt setzt Swiatopolk seiner niedrigen Schurkerey die Krone auf; nicht offen rückt er gegen den Feind an; er mordet ihn heimtückisch. Durch eine niedere List sucht er ihn in seine Gewalt zu bekommen. Er nimmt die Larve theilnehmender Freundschaft vor, um den Unglücklichen zu täuschen. Sehr dringend bittet er ihn, sich zu

ihm in seinen Pallast zu begeben, und sein Haus für das Seinige anzusehen. Wasiliko, der keinen Verrath ahndet, nimmt die Einladung an, und begiebt sich zum Großfürsten. Auf dem Wege dahin begegnet ihm ein fremder Mann, der ihn warnt, sich nicht nach Hofe zu begeben, sondern eiligst Kiew zu verlassen, weil daselbst sein Untergang beschlossen sey; der Prinz stutzt, aber die Warnung scheint ihm lächerlich; er ist sich keines Verbrechens, keines Verraths bewußt; gestützt auf sein gutes Gewissen setzt er seinen Weg fort. So erreicht er den Pallast, wo ihm der Großfürst selbst entgegen kommt, ihn mit allen Zeichen freundschaftlicher Aufmerksamkeit empfängt, und ihn als einen geliebten Verwandten in ein Zimmer führt, in dem sich nur der Prinz David befindet. Nach einigen gleichgültig gewechselten Worten, bittet der Großfürst um die Erlaubniß, seinen Gast auf einige Augenblicke allein zu lassen, und geht, um Anstalten zur Ausführung des schändlichen Entwurfs zu machen. David bleibt allein bey dem Prinzen; aber, von Gewissensangst gefoltert, antwortet er auf alle Fragen Wasiliko's fast gar nicht, und geht am Ende ebenfalls hinaus, unter dem Vorwande, den Großfürsten aufzusuchen. Dieß sonderbare Benehmen macht denn endlich Wasiliko's Verdacht rege, und er beschließt, den Pallast sogleich zu verlassen; aber er findet die Thüre des Zimmers verriegelt, und gleich darauf treten Bediente

ein, die ihn fesseln, und ihn ins Gefängniß werfen, wo er die ganze Nacht hindurch sehr marternden Vorstellungen unterworfen bleibt.

Um indeß seinem abscheulichen Benehmen einen Anstrich von Rechtmäßigkeit zu geben, versammelt Swiatopolk gleich am folgenden Morgen seine Bojaren, und die vornehmsten Einwohner der Hauptstadt, und meldet ihnen, daß David den Wasiliko angeklagt habe, als habe derselbe seinen Bruder erschlagen, und arbeite jetzt in Verbindung mit dem Fürsten Wladimir, ihn des Thrones und seiner Länder zu berauben. Aber der größte Theil der Versammlung stimmt für die Falschheit der Anklage, und für die Unschuld des Wasiliko, und so weiß der Großfürst nun abermals nicht, was er thun soll. Auch die Geistlichkeit benutzt dießmal die schöne Gelegenheit nicht, sich eine entscheidende Stimme anzumaßen, sondern spricht nur für Menschlichkeit und Recht, behauptet Wasiliko's Unschuld, und bittet um Schonung für den unglücklichen Verkannten. Aber David, der böse Geist des Großfürsten, läßt nicht nach, jeden Gedanken an Schonung bey ihm zu unterdrücken, und fährt fort dem schwachen Fürsten zu beweisen, wie schädlich es sey, einen so listigen Feind ungestraft aus den Händen zu lassen. Swiatopolk, von allen Seiten geängstigt, weiß sich am Ende keinen bessern Rath, als daß er sich aller weitern Anwartschaft auf den unglücklichen Wasiliko

begiebt, und ihn den Händen seines Todtfeindes David überliefert. Das war es aber, was dieser Unmensch nur wünschte, da er wohl einsahe, daß der Großfürst zu keinem festen Entschlusse zu bewegen sey. Noch in der nehmlichen Nacht läßt er das unglückliche Schlachtopfer seiner Rache nach Bielgorod abführen. Hier ist schon alles zu der Teufeley vorbereitet, die seinen Durst nach Rache sättigen sollte. Der gefangene Fürst wird in ein entlegenes Haus geführt, wo die bestimmten Marterwerkzeuge bereit liegen. Um ihn her stellen sich die Mörder, unter denen er mehrere von Swiatopolks Hausbedienten ansichtig wird. Sobald der Prinz erscheint, springen sie hinzu, und stürzen ihn zu Boden, aber der Unglückliche, der viel körperliche Stärke hat, rafft sich empor, schlägt die nächsten seiner Gegner nieder, und vertheidigt sich eine geraume Zeit gegen sie mit Vortheil. Aber was vermag die Kraft eines Einzelnen gegen eine Menge von Feinden? Der Prinz wird endlich wieder zu Boden geworfen, ein starkes Brett wird ihm über die Brust gelegt, und auf jedem Ende desselben setzen sich mehrere Menschen, so, daß der Unglückliche, trotz der schrecklichsten Anstrengung, dennoch unterliegen muß. Sobald man ihn erst so weit hat, daß er sich weder rühren, noch athmen kann, so bringt man die Marterwerkzeuge hervor. Ein Bösewicht, Nahmens Berdi, schärft, in Gegenwart des halbtodten Prinzen, das schreckliche Messer. Nun

werden dem Unglücklichen die Augenlieder abgeschnitten, und der Mörder benimmt sich dabey so ungeschickt, daß er dem Armen das ganze Gesicht verletzt. Alsdann werden dem Prinzen die Augen ausgerissen, und, überwältigt vom Schmerz, bleibt er wie ein Todter auf dem Boden liegen. — Nun holt man die Bedienten des unglücklichen Schlachtopfers herbey, die über den Zustand ihres Herren, den sie lieben, die bittersten Thränen vergießen. Sie erhalten Befehl, den Prinzen, unter einer sichern Bedeckung, nach Wolodimir abzuführen, wo David ihm ein Gefängniß bereitet hat. Unterweges halten sie bey einem Flusse an, und lassen daselbst die Kleider des Prinzen von dem starrenden Blute reinigen. So naß, wie es ist, decken sie das Gewand wieder über ihn hin, und dieß verursacht, daß der Prinz von seiner wohlthätigen Ohnmacht erwacht. Er bittet um einen Trunk Wasser; kaum aber hat er denselben genossen, so preßt ihm der Schmerz einen Schrey aus, und er sinkt aufs neue ohnmächtig nieder. Nach einer Weile erwacht er, und fodert seine Blut-befleckten Kleider zurück; man sagt ihm, was damit vorgegangen sey; schmerzvoll ruft er aus: „Warum habt Ihr mir das gethan? In diesem blutigen Gewande wollte ich sterben; so wollte ich vor den ewigen Richterstuhl treten, und meine Mörder anklagen!“ —

Als Wladimir diese verruchte That erfuhr, die

in

in dem nehmlichen Augenblicke begangen wurde, da man sich Treue und Freundschaft feyerlich geschworen hatte, vergoß er nicht nur über das Unglück des schuldlosen Wasiliko die bittersten Thränen, sondern er dachte auch auf Rache. Der beschworne Friedensbruch war jetzt auf die abscheulichste Art verletzt, mithin sollten auch die Verletzer die dafür bestimmte Strafe leiden. Zu dem Ende benachrichtigte er Swiatoslaws Söhne, David und Oleg, von dieser greuelvollen That, und foderte ihre Hülfe zur Bestrafung der Verbrecher auf. Diese beyden Fürsten wurden eben so aufgebracht, als Wladimir es war, und stießen mit ihrer Mannschaft zu der Seinigen. An der Spitze ihrer Armeen schickten nun die Fürsten eine Gesandtschaft an den Großfürsten ab, die demselben um die Ursachen eines Verbrechens befragen sollte, das bis jetzt noch in Rußland ohne Beyspiel war. Die Gesandten hatten zugleich den Auftrag, dem Großfürsten zu melden, daß er durch eine solche That in die Strafe gefallen sey, die dem Verletzer des innern Friedens zuerkannt wäre; daß er nicht befugt gewesen sey, Selbstrichter in seiner eigenen Sache zu seyn, sondern die Entscheidung den versammelten Fürsten hätte zugestehen müssen, im Fall Wasiliko wirklich strafbar gewesen wäre. Swiatopolk suchte sich, so gut als möglich zu entschuldigen, warf die größte Schuld auf den Prinzen David Igorewicz, der ihn, als Angeber,

verführt, und auch die Bestrafung des Wasiliko selbst übernommen habe; doch konnte er es nicht leugnen, daß er um das schreckliche Verbrechen gewußt, und seine Einwilligung dazu gegeben habe.

Die vereinigten Fürsten rückten nunmehr der Hauptstadt näher, und machten sich bereit, über den Dnepper zu setzen. Swiatopolk, der den Erfolg dieser Unternehmungen fürchtete, entschloß sich zur Flucht; aber die Einwohner von Kiew hielten ihn zurück, und gaben es ihm deutlich zu verstehen, daß sie nicht gesonnen wären, für sein Privatverbrechen zu büßen. — Wladimirs Stiefmutter, die Wittwe des Großfürsten Wsewolod, trat in dieser dringenden Verlegenheit als Friedensstifterin auf, und begab sich, in Gesellschaft des Metropoliten, eines frommen und biedern Mannes, in das Lager der vereinigten Fürsten. Wladimir empfing diese verehrungswürdige Frau mit Liebe und Vertrauen. Sie erschien weinend, und in tiefer Trauer; mit eindringender Herzlichkeit schilderte sie ihm das neue Unglück, das er über das Land zu verbreiten gesonnen sey; sie zeigte ihm, daß ein längerer Streit der russischen Fürsten unter einander, das Vaterland auf ewig verderben, und den wilden Feinden den Weg ins Innere desselben öffnen müsse; sie bat ihn um Frieden, um Wiederherstellung der Ruhe. Wladimir liebte seine Mutter mit der kindlichsten Liebe; ihre Worte drangen ihm ins Herz; er war nicht

taub gegen ihre Bitten, gegen die Stimme des Vaterlandes, das durch sie um Frieden bat; er opferte seine Rache der bessern Ueberzeugung; gerührt bewilligte er ihr den Frieden, und die Uebrigen thaten ein Gleiches; doch unter der einzigen Bedingung, daß Swiatopolk es selbst übernehmen sollte, den grausamen David zu bestrafen, und ihn aus seinen Erbländern zu vertreiben.

Die verwittwete Großfürstin kehrte nun nach Kiew zurück, und benachrichtigte dem Swiatopolk von der glücklichen Beendigung ihrer Sendung. Der Großfürst unterzeichnete alle ihm vorgelegte Bedingungen, und schwur auf das Kreuz die Haltung derselben. Nun vereinigten sich die Fürsten zu Davids Bestrafung, und Swiatopolk gab ebenfalls seine Truppen her. Diese Nachricht schreckte den David aus seiner Sicherheit auf. Er eröffnete einige Unterhandlungen mit seinem Gefangenen; Wasiliko war auch geneigt zum Frieden, sein Unglück hatte ihn gedemüthigt, er wollte nicht, daß um seinetwillen mehr Blut vergossen werden sollte. Allein David meynte es nicht ehrlich, die Fürsten rückten ihm immer näher auf den Hals, und er beschloß, ein altes Verbrechen durch ein neues zu verfahren. Zu dem Ende fiel er plötzlich über die Staaten des Wasiliko her. Allein Wolodar, der Bruder des unglücklichen Gefangenen, kam ihm mit einer wohlgerüsteten Armee bey der Stadt Buschka entgegen;

und David, der auf einen so starken Widerstand gar nicht gerechnet hatte, mußte sich in diese Stadt einschließen, weil er dem Wolodar im Felde nicht gewachsen war. Nunmehr wurde Buschka belagert, und David litt sehr bald an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel. Durch die Noth auf den höchsten Grad der Verzweiflung gebracht, mußte er endlich den Frieden erbetteln. Er erhielt aber nichts weiter, als die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen; dagegen aber mußte er dem Wasiliko die Freyheit zugestehen, und allen Ansprüchen auf dessen Erbländer entsagen.

Wasiliko, sobald er in Freyheit gesetzt war, konnte sich doch der Begierde nach Rache nicht enthalten. Er hatte zuviel gelitten, als daß er seinen Mörder hätte ungestraft lassen sollen. In Verbindung mit seinem Bruder setzte er also den Krieg gegen dieses Ungeheuer nachdrücklich fort. Gleich zu Anfange des Krieges wurde eine kleine Stadt erobert, und Wasiliko, der im Gefängnisse auf jedes Blutvergießen zu seinem Vortheile resignirte, dachte jetzt so grausam, daß er den entsetzlichen Befehl gab, alle Einwohner zu ermorden; gerade, als wenn diese unschuldigen Menschen etwas dafür konnten, daß ihr Fürst ein Ungeheuer war! — Jetzt wurde die Hauptstadt Wolodimir, in welche sich David eingeschlossen habe, belagert. Den Einwohnern wurde sogleich kund gethan, daß die Fürsten nicht gekommen

wären, um die Stadt zu verderben, sondern daß sie blos die Auslieferung jener Bösewichter verlangten, die bey dem Verbrechen gegen Wasiliko so thätig gewesen wären. Die Einwohner erklärten, daß sie diese Verbrecher gerne ausliefern wollten, wenn sie noch in ihrer Gewalt wären; da sie sich aber schon nach Luczko retirirt hätten, so bäten sie um Schonung. Sogleich hoben die Fürsten die Belagerung auf, und eilten nach Luczko. Hier waren schon Einige der Verbrecher weiter geflohen; zwey derselben aber wurden den rachsüchtigen Brüdern ausgeliefert, die sie an Pfähle befestigen, und mit Pfeilen langsam zu Tode martern ließen.

Jetzt rückte auch Swiatopolk mit seiner Armee gegen den David vor. So vielen Feinden konnte er freylich nicht widerstehen; er verließ also die Hauptstadt, und suchte Hülfe bey den Polen. Wladislaw, der damalige König, ließ sich von ihm funfzig Griwnen Goldes bezahlen, und versprach, ihn mit dem Großfürsten auszusöhnen. Dieses mißlang, nicht, weil Swiatopolk gegen den Verbrecher so erbittert war, sondern weil er sich durch die Eroberung von Davids Erbländern bereichern wollte. Nunmehr rückte eine polnische Armee in Rußland vor, welche Bereft am Flusse Bug belagerte. Swiatoslaw bot den Polen ansehnliche Summen, wenn sie den David ausliefern wollten, aber das Ansuchen wurde ihm abgeschlagen. Eine

Schlacht entschied endlich zum Vortheil der Russen; die Polen wurden in der größten Sicherheit überfallen, fast von allen Seiten eingeschlossen, und erlitten eine vollkommene Niederlage. David mußte flüchten, seine Länder standen dem Feinde offen, und die Hauptstadt ging an den Großfürsten über.

Kaum aber war das Schicksal von Wolodimir entschieden, als der Großfürst plötzlich seine Waffen gegen seine bisherigen Bundesgenossen wandte, und die unglücklichen Brüder Wolodar und Wasiliko unter dem Vorwande angriff, als hätten ihre Länder ehemals seinem Vater angehört. Die Brüder hatten noch ihre Armee beysammen, und stellten sie dem ehrgeizigen Swiatopolk entgegen. Wasiliko, seiner Augen beraubt, und also außer Stand, selbst zu fechten, ging von Reihe zu Reihe, und hielt das Kreuz hoch in den Händen. „Auf dieses Kreuz," rief er seinen Soldaten zu: „Auf dieses Kreuz hat „Swiatopolk geschworen, uns zu lieben, uns zu „beschützen, wie seine Brüder! Seine Bundbrüchig„keit hat mir das Gesicht gekostet; jetzt will er mir „auch das Leben nehmen; aber Gott sey Richter zwi„schen uns beyden!" — Diese Anrede befeuerte den Muth der Soldaten; sie schwuren, ihn zu rächen; wüthend stürzten sie sich den Feinden entgegen; das Glück unterstützte ihren Enthusiasmus, der Großfürst erlitt eine vollkommene Niederlage im Jahr 1099.

Nunmehr rief der Großfürst den König von Un-

garn, Kolomann, zu Hülfe gegen Wolodar, Wasiliko und David. Er erhielt eine ansehnliche Armee, und rückte nun abermals vor. David, bisher der Todtfeind der beyden Brüder, hielt es nun seinem Interesse zuträglicher, sich mit ihnen gegen den ehrgeizigen Swiatopolk zu vereinigen, und suchte um ihre Freundschaft an. Wolodar und Wasiliko hatten für diesen Augenblick keine weitere Wahl, sie versöhnten sich mit ihrem grausamen Verwandten, und schlossen eine gegenseitige Verbindung ab. David übergab nun seine Gattin dem Prinzen Wolodar, und ging zu den Polowczkern über, um diese grausamen Feinde des Reichs zur Hülfe gegen einen ehrgeizigen Verwandten aufzurufen.

Das Glück, oder das Unglück wollte es, daß er gerade auf dem Wege, einen ihrer wildesten Anführer, Nahmens Boniák, antreffen mußte, der sich in Rußland schon durch unmenschliche Grausamkeiten, durch Raub, Mord und Verwüstung einen furchtbaren Nahmen gemacht hatte. Diesen Bösewicht foderte David zur Hülfe auf, und die neue Aussicht zur Plünderung, die er vor sich sahe, bestimmte ihn auf der Stelle, die Einladung anzunehmen. Sobald er diese Hülfe erhalten hatte, suchte David die ungarische Armee auf, die er bey Peremisle antraf, wo sie sogleich angegriffen und so völlig geschlagen wurde, daß nur ein ganz kleiner Rest davon übrig blieb, mit dem sich der König rettete. Aber zwey

seiner Bischöfe, die bey diesem Treffen gegenwärtig waren, mußten ihre Verwegenheit mit dem Tode bezahlen. Dieß war aber auch der einzige entscheidende Streich, den die Polowczker ausführten; übrigens thaten sie nichts als rauben und plündern. Zwar fielen verschiedene kleine Gefechte mit dem Prinzen Stoscha, des Davids Swatoslawitsch Sohne, vor; allein der Vortheil war bald auf dieser, bald auf jener Seite, und im Grunde wurde nichts dadurch entschieden. Endlich scheint es aber doch, als wenn sich der Vortheil auf Davids Seite geneigt habe; denn der Prinz Stoscha schloß einen Frieden mit ihm ab, ging zu seinem Vater nach Tschernigow zurück, und David machte sich wieder zum Herrn von Wolodimir.

So dauerten nun die Streitigkeiten der russischen Fürsten, zum großen Nachtheil des Landes, fort; bald entzweyten, bald vereinigten sie sich; bald siegte dieser, bald jener; entschieden wurde aber nichts. Endlich schien man von allen Seiten des ewigen Siegens sowohl, wie der ewigen Niederlagen gleich müde zu seyn; und die Fürsten Swiatopolk, Wladimir, David und Oleg vereinigten sich im Jahr 1100 zur Haltung eines neuen Kongresses, auf welchem man die gegenseitigen Streitigkeiten abmachen wollte. Da noch alle Armeen gegen oder mit einander im Felde standen, so wurde abgemacht, daß die Zusammenkunft der Fürsten in einem Zelte gehal-

ten werden sollte. Auch David Igorewicz, noch immer der gemeinschaftliche Feind, auf dessen Demüthigung man allgemein dachte, wurde herbey gerufen, um sich von den versammelten Fürsten richten zu lassen. David erschien mit imposanter Frechheit, nicht als Angeklagter, sondern als Richter. Er begrüßte die Fürsten mit stolzer Gleichgültigkeit, und nahm seinen Platz unter ihnen ein. Dieses auffallende Betragen machte die Fürsten stutzig, und man saß eine Weile bey einander, ohne etwas zu sprechen. — Endlich nahm David selbst das Wort, und foderte die Fürsten auf, ihm zu sagen, warum man ihn hieher berufen habe, und daß, im Fall einer Anklage gegen ihn, man nur reden solle, um seine Vertheidigung zu hören. — Wladimir antwortete darauf: „Du hast uns wissen lassen, daß du dich über viele Eingriffe zu beschweren habest, die man gegen alles Recht, und gegen den gemeinschaftlich abgeschlossenen Vertrag, an dir verübt hat! Jetzt nenne uns diese Beschwerden, und dir soll Recht wiederfahren, wenn sie gegründet sind! Du sitzest hier unter deinen Brüdern! Gebe Gott, daß du dich, deiner vielen Vergehungen wegen, verantworten kannst! Also sprich: wen von uns klagst du an?" — David wurde über diese ernste Anrede in Verwirrung gesetzt, sein bisheriger Trotz verließ ihn, er wußte nichts zu antworten, vergebens warteten die Fürsten auf seine Vertheidigung, oder auf seine Anklage. Nach einer Weile verließen

die Fürsten stillschweigend ihre Plätze, bestiegen ihre Pferde, und riefen ihre Räthe und Feldherrn zusammen, um mit ihnen das Weitere zu berathen. David blieb allein im Zelte zurück, und wußte selbst nicht, ob er die Versammlung für aufgelößt ansehen sollte, oder nicht. Die Fürsten debattirten unterdessen, und die allgemeine Stimme fiel dahin, daß David für schuldig erklärt wurde. Man ließ ihm also sagen: er sey als Anstifter alle des Unheils überwiesen, das gegenwärtig Rußland betroffen; er selbst habe den Krieg angefangen, der das Vaterland verwüste; er habe freventlich Blut vergossen, und den Vertrag der Fürsten unter einander durch ein Bubenstück gebrochen, desgleichen man noch nicht in Rußland erhört hatte; mithin verdiene er es nicht mehr, daß er über Wolodimir herrsche, und von diesem Augenblicke an habe er weiter keinen Anspruch auf das Erbe seiner Väter. Was ihm übrig bleibe, sey die Hoffnung auf des Großfürsten Gnade, und diese wolle man ihm auch angedeihen lassen. Man schenke ihm zu dem Ende nicht allein Freyheit und Leben, Swiatopolks Großmuth überlasse ihm auch die Städte Darogobusch, Ostrog, Duben und Tschertorinsk; überdem mache ihm Wladimir ein Geschenk von 200 Grivnen, und Swiatoslaws Söhne verbänden sich zur Bezahlung einer gleichen Summe; damit möge er zufrieden seyn, seine Völker auf der Stelle entlassen, die Einwohner von

Wolodimir von Eid und Pflicht gegen ihn entbinden, und keine weitere Versuche zur Störung des Friedens machen, der jetzt durch eine allgemeine Uebereinstimmung der Fürsten wieder hergestellt sey. — David empfing diesen Bescheid nicht ohne Ingrimm, aber er mußte sich zur Abtretung und zur Ruhe bequemen, wenn er nicht die ganze Macht der vereinten Fürsten gegen sich reizen wollte. — Er that also, was er thun mußte, und begnügte sich mit dem, was man ihm überließ, weil er der Mindermächtige war. David nahm seine Residenz in Dorogobusch, wo er auch gestorben ist; Wolodimir aber ging an den Swiatopolk über, der seinem Sohne Jaroslaw die Herrschaft über dieses Land abtrat. — Wolodar und Wasiliko erhielten zu gleicher Zeit Nachricht von dem neuen Fürstenverein, und Wolodar erhielt die Auffoderung, entweder seinen unglücklichen Bruder bey sich zu behalten, und mit ihm gemeinschaftlich über Peremisle zu regieren, oder denselben auch den Fürsten zu überlassen, die für seinen Unterhalt Sorge tragen wollten. Eigentlich waren beyde Brüder nicht mit dieser Entscheidung zufrieden; sie hatten auf eine Entschädigung mit einem Theile von Wollhynien gehofft; indeß mußten sie sich vor der Hand fügen, und blieben beysammen. Nach Beendigung dieser innern Streitigkeiten machten die Fürsten auch im Jahr 1101 mit den Polowczkern Frieden, und

glaubten dadurch dem Lande die so nöthige Ruhe gesichert zu haben; aber sie selbst fingen den Krieg wieder an.

Blos Laune, Eitelkeit, Ehrgeiz, war es, wodurch die russischen Fürsten bewogen wurden, ein Bündniß mit einander zu machen, um mit vereinigten Kräften über Polen herzufallen. Dieser Einfall geschah in dem nehmlichen Jahre, da man mit den Polowczkern den Frieden abgeschlossen hatte. Aber, sie hatten bald Ursache, dieses Unternehmen zu bereuen; es war eine Expedition gleich der famösen Egyptischen; es wurden Menschen verlohren, man posaunte die errungenen Vortheile aus; und am Ende war nichts gewonnen. Wladislaw der Deutsche, der damalige König von Polen, sammelte eine Armee, und ging damit den vordringenden Russen entgegen. Es ging am Ende, wie es gewöhnlich immer zu gehen pflegt, wenn man eine mißliche Sache hat; Wladislaw schlug die Feinde, zerstreute ihre Armee, trieb sie von seinen Grenzen zurück, machte eine große Anzahl Gefangener, und nahm ihnen alle Beute wieder ab, mit der sie schon so groß gethan hatten.

Bald darauf entstand ein neuer Streit zwischen dem Großfürsten Swiatopolk und dem Fürsten Wladimir über die Regentschaft in Nowgorod. Mstislaw, Wladimirs Sohn, hatte daselbst mehrere Jahre in ununterbrochenem Frieden geherrscht,

und sich die Liebe der Bürger erworben. Jetzt aber trat Swiatopolk auf, und foderte Nowgorod für sich oder für seinen Sohn. Die Nowgoroder, die nicht gerne mit sich spaßen ließen, schickten sogleich zum Großfürsten, und ließen ihm melden, daß sie weder ihn, noch seinen Sohn, und wenn er auch zwey Köpfe hätte, zum Fürsten haben wollten, sondern, daß sie sich den Mstislaw wieder zurück erbäten, den sie allein als ihren rechtmäßigen Fürsten erkennen wollten. Dieß entschied denn zum Besten des Prinzen; Swiatopolk sahe ein, daß er nicht durchdringen würde, versöhnte sich mit dem Wladimir, und schickte den Prinzen Mstislaw nach Nowgorod zurück.

Jetzt machten die Fürsten den Entwurf, die Polowczker zu bekriegen, und diese unversöhnlichen Feinde Rußlands endlich zu demüthigen. Dieses Volk hatte damals gerade keine Gelegenheit zum Friedensbruche gegeben; es war also ein neuer Beweis von Treulosigkeit, den die Fürsten damals so häufig gaben, daß sie ein Volk überfallen wollten, das, im Vertrauen auf den beschwornen Frieden sich keiner Hinterlist gewärtigte. Oleg war der Einzige, der diesen Kriegszug widerrieth, weil er überzeugt war, daß ein Krieg gegen diese Nation über kurz oder lang für Rußland aufs neue verderblich werden mußte. Indessen wurde er überstimmt, und der Krieg nahm im Jahr 1103 seinen Anfang, und zwar sollten sie

diesmal in ihrem eigenen Lande angegriffen werden. Die Russen nahmen ihren Weg längst dem Dnepper, und marschirten so schnell als möglich gegen die polowczkische Grenze. Die Polowczker, beunruhigt durch den Anmarsch der Russen, hielten nun Rath, was weiter zu thun sey. Einige riethen zum Frieden, aus Furcht, die Russen möchten ihnen jetzt alle die Drangsale fühlen lassen, die sie bisher von ihnen erlitten hatten; die Meisten aber stimmten für den Krieg, aus Hoffnung zur Beute. Altunopa, ein sehr tapfrer General, wurde also den Russen mit einer kleinen Armee entgegen geschickt, der den Auftrag hatte, gleich nach erfochtenem Siege, in Rußland vorzudringen. Aber, die Fürsten ahndeten seinen Plan, griffen ihn unvermuthet an, und richteten eine solche Niederlage unter den Polowczkern an, daß fast kein Einziger davon kam. Der General selbst, der mit unerschütterlichem Muthe kämpfte, befand sich unter den Todten. Außerdem aber kamen noch zwanzig Fürsten der Polowczker in dieser fürchterlichen Schlacht ums Leben.

Gleich nach diesem Siege verdunkelte Wladimir seinen bisherigen Heldenruhm durch eine unmenschliche That. Unter den Gefangenen, die lebendig in die Hände der Russen fielen, befand sich auch der berühmte Waleduſa, ein General, der seinen Nahmen in Rußland so furchtbar gemacht hatte, daß Armeen vor ihm flohen. Dieser Waleduſa

nun konnte natürlich erwarten, daß die Russen das Gesetz des Krieges ehren, und ihn als einen gefangenen Edlen behandeln würden. Auch kannte man damals schon das Völkerrecht wenigstens in so weit, daß man von der Unrechtmäßigkeit überzeugt war, einen Gefangenen grausam zu behandeln, und man hatte es bey mehreren Gelegenheiten bewiesen, indem man die Kriegsgefangenen gegenseitig auswechselte. Auch die Polowczker hatten sich dieser Gewohnheit unterworfen, mithin durfte Waleduſa von den Russen die nehmliche Schonung erwarten, die jedem Kriegsgefangenen zukam. Sobald er also vor den Großfürsten geführt wurde, bot er demselben Gold, Silber, Pferde und allerley Lastthiere für seine Auslösung an. Der Großfürst sagte weder Ja noch Nein, sondern schickte seinen Gefangenen dem Wladimir zu, mit der Bitte, über sein ferneres Schicksal zu entscheiden. Wladimir, statt das Unglück eines tapfern Mannes zu ehren, wie er doch sonst wohl gethan hatte, empfing den Waleduſa mit Spott und bittern Vorwürfen, machte ihm ein grelles Gemählde der Unglücksfälle, welche sein Volk über Rußland gebracht hatte, und drohte, das so häufig vergossene Christenblut jetzt an ihm zu rächen. Umsonst protestirte Waleduſa gegen dieses unrechtmäßige Verfahren, Wladimir blieb bey seinem Entschluß, und bewieß eine häßliche Freude, als er den unglücklichen Feldherrn zu seinen Füßen bluten sah. — Diese

That war durchaus unverzeihlich, man sage dagegen, was man will! Ich selbst habe den Wladimir als einen edlen Fürsten aufgestellt, aber ich kann nicht umhin, sein Benehmen gegen Itlar und Waledusa, als häßliche Flecken seines Charakters, anzurechnen, die sich nicht leicht verwischen lassen. —

Unterdessen dauerte der Krieg mit den Polowczkern immer noch fort, und wurde jetzt wüthender geführt, als jemals, da die Polowczker, voll Rache über ihre großen Niederlagen, und über den Verlust so vieler Fürsten und Feldherrn, durchaus an keinen Frieden denken wollten. Indessen half ihnen die Anstrengung wenig, sie waren fast immer die Besiegten; das vereinte Rußland war leicht im Stande, auch den grimmigsten Feinden zu widerstehen, und nur die bisherigen innern Streitigkeiten hatten die Russen zu diesem Widerstande untauglich gemacht. Mit Blut wurden die Felder gedüngt, von beyden Seiten war offenbarer Verlust; aber Niemand wollte nachgeben, keine Parthey wollte der andern weichen; und so dauerten die blutigen Fehden, kleine Unterbrechungen abgerechnet, fort, bis in das Jahr 1112, wo eine neue Schlacht, zum Vortheile der Russen, die Polowczker so weit demüthigte, daß das Land wenigstens für einige Jahre vor ihren Besuchen gesichert wurde. — Bald nach dem Abschlusse des Friedens ging der alte Großfürst

Swia-

Swiatopolk im Jahr 1113 mit Tode ab, der, während seiner langen Regierung wenigstens das einzige Gute bewirkt hatte, daß unter ihm die Vereinigung der russischen Fürsten zu Stande gekommen, und dadurch der lang entbehrte innere Friede wieder hergestellt worden war.

Vierzehnter Brief.

Sie wundern sich, mein lieber Freund, über das gräßliche Gemählde so vieler Abscheulichkeiten, das ich Ihnen hier aufgestellt habe; und, in der That, es ist schrecklich! — Krieg, Blutvergießen, Treulosigkeit, Bundesbruch, Brudermord und Bürgerfehde, das sind die Hauptzüge in dieser Epoche der russischen Geschichte. Tausend Bosheiten und Greuel gegen eine einzige gemeinnützige That, das ist das Verhältniß — mehrere schreckliche Tyrannen oder Schwachköpfe gegen einen guten, oder wenigstens bessern Fürsten! Unter allen Regenten des russischen Reichs, die wir jetzt fast seit drittehalb hundert Jahren haben kennen lernen, erscheint uns Jaroslaw noch immer als der Erste und Vorzüglichste. Zwar ist seine Jugendgeschichte ebenfalls nicht ohne große Flecken, aber er macht seine frühern Fehler doch endlich wieder gut, und man muß ihn lieb gewinnen, so sehr man auch anfangs gegen ihn eingenommen war. Mit der

edelsten Aufopferung geht er zu Werke, und macht sich um die Bildung der Nation einen unsterblichen Nahmen. Nur das unglückliche Theilungssystem, das auch er befolgt, wird Veranlassung, daß seine schönsten Unternehmungen keinen Fortgang gewinnen, daß die Nation abermals verwildert, und eine Unglücksepoche einbricht, wie sie noch nie in Rußland gewesen war. Isiaslaw, mit all seiner natürlichen Herzensgüte, mit all seinem guten Willen wird durch die unglücklichen Zeitumstände abgehalten, etwas Entscheidendes für die Bildung seines Volks zu unternehmen, und, da er endlich alle seine Feinde besiegt hat, und nun etwas von ihm zu erwarten steht, streckt ihn der Tod, in der Blüthe seines Lebens, ins Grab. Wsewolod, sein Bruder ist gutmüthig, aber schwach; herzlich gern will er seine Nation glücklich sehen, aber, es fehlt ihm an Muth, an Ausdauer; an seinem guten Willen liegt es nicht, aber, er ist der Mann nicht, der ernst zu Werke gehen kann, er ist zu nachgiebig, zu gefällig, zu furchtsam. Swiatopolk der Zweyte hat weder des Vaters Kopf noch Herz; es mangelt ihm durchaus Konsequenz in seinen Handlungen; er will gerade das Böse nicht, aber er hat auch keinen Muth für das Gute; ein unerlaubter Ehrgeiz verleitet ihn oft zu ruchlosen Thaten; er ist das Spielzeug in den Händen jedes verschmitzten Bösewichts; seine Schwachheit bringt dem Lande Verderben, und nur mit Mühe kommt

denn endlich jener Fürstenverein zu Stande, der ihm die letzten Jahre seines Lebens einige Ruhe schenkt!

Gleich nach Swiatopolks Tode entsteht in Rußland eine Art von Interregnum. Die Söhne des verstorbenen Großfürsten werden bey der Thronfolge übergangen, und der größte Theil der Nation fodert den Prinzen Wladimir, als den Würdigsten, auf den großfürstlichen Thron. Allein Wladimir, um nicht zu einem neuen bürgerlichen Kriege Gelegenheit zu geben, weigert sich, die ihm angetragene Würde anzunehmen, und resignirt, zum Besten der Söhne Swiatopolks, auf die Erbfolge. Dies ist wieder ein sehr edler Zug in Wladimirs großem Charakter, und beweißt zur Genüge, wie weit seine Tugend über seinen Ehrgeiz erhaben war. Es kostet ihm nichts als sein Ja, um die höchste Würde des Reichs zu gewinnen, er hat die Wünsche des Volks für sich, und doch thut er Verzicht darauf, weil er sein Vaterland liebt, und es nicht durch neue Bürger- und Familienkriege ins Verderben stürzen will; doch begnügt er sich mit einer untergeordneten Würde, um seinem Vaterlande desto thätiger zu dienen! — Hätte Bonaparte eine gleiche großmüthige Resignation gekannt, so wäre er jetzt zwar nicht lebenslänglicher Souverain; aber sein Heldenruhm stünde dann fester begründet, als er ihn jetzt durch all seine Allmacht begründen kann!

Wladimirs Weigerung verdrießt die Großen,

und sie können sich nicht einigen. Noch sprechen alle Stimmen für einen Prinzen, der sich schon bey den wichtigsten Unterhandlungen einen entscheidenden Einfluß verschafft hat, dessen gütigen, festen und entschlossenen Charakter man kennt, und dessen Regententugenden man schon längst bewundert und angestaunt hat. Allein dieser bleibt bey seiner Weigerung, und fodert die Bojaren auf, dem ältesten Sohne des verstorbenen Großfürsten den Thron nicht länger vorzuenthalten. Aber, umsonst sind seine Vorstellungen, man bleibt bey seinem Eigensinn. Unterdessen entsteht eine Anarchie im Lande, die bald in eine offne Empörung ausbricht. Die Juden in Kiew haben, durch eine höchst unerlaubte Wucherey, das Monopol des Alleinhandels an sich gerissen, und die Christen fast ganz davon verdrängt. Darüber ist schon längst Unwille unter den Christen ausgebrochen, und schon Swiatopolk wird mit häufigen Bitten überströmt, dieser unerhörten Wucherey der Juden Einhalt zu thun. Allein, er kann oder will nichts darüber entscheiden; genug, die Sache bleibt, wie sie ist, und die Juden bereichern sich immer mehr auf Kosten der Christen. Kaum aber hat der alte Swiatopolk die Augen geschlossen, und die Streitigkeiten über die Thronfolge sind noch nicht entschieden, als die Christen los brechen, um ihre lang verhaltene Rache gegen ihre Tyrannen zu sättigen. Man überfällt die Wohnungen der Juden, plündert

sie, raubt ihnen ihre zusammengewucherten Schätze, und mordet Mehrere auf eine sehr quaalvolle Weise. Jetzt sind diese Unglücklichen ein Gegenstand der öffentlichen Beschimpfung, und, von den Zeitumständen begünstigt, erlaubt man sich gegen sie alle möglichen Gewaltthaten. Umsonst suchen mehrere gutgesinnte Große die Wiederherstellung der Ruhe; da der Souverain fehlt, so wirken sie nichts. Wer sich der Juden jetzt annimmt, der wird ein Gegenstand der Volkswuth, und so sieht sich jeder ruhige Bürger genöthigt, die Unglücklichen ihrem Schicksale zu überlassen, das von Tage zu Tage immer schrecklicher wird. In dieser dringenden Noth entschließt sich endlich Wladimir zur Annahme des Throns, und sein Entschluß wird mit lauter Freude aufgenommen. Sobald er sich in Kiew zeigt, hört die fürchterliche Selbstrache auf, und jede Parthey giebt ihr Schicksal in die Hand eines Fürsten, von dem man überzeugt ist, daß er allen Beschwerden abhelfen werde. Dieß thut er denn auch zur allgemeinen Zufriedenheit. Ueberzeugt, daß die unerlaubte Wucherey der Juden dem Lande Verderben bringe, und den Handel seiner Staaten mit dem Auslande erschwere, giebt er den zwar strengen, aber nothwendigen Befehl, daß die Juden das Land verlassen, und sich nie wieder innerhalb den Grenzen des russischen Reichs sehen lassen sollten. Die Juden, nur froh, daß sie ihre Schätze retten, befolgen den Befehl des neuen Groß-

fürsten ohne Widerrede, und dieser sieht nun darauf, daß sie weiter auf keine Weise beschimpft, oder gekränkt werden, und ihr Auszug geht ruhig von Statten. Seit dieser Zeit ist es um das weitere Fortkommen der Juden in Rußland geschehen; sie sind daselbst nie mehr geduldet worden, so tolerant auch die Regierung in neuern Zeiten sich bewiesen hat.

Wladimirs zehnjährige Regierung ist die Regierung eines guten Fürsten, der nicht ehrgeizig nach neuen Eroberungen trachtet, nicht aus Laune blutige Kriege anfängt, nicht den Ruhm seines Nahmens in Unterdrückungen und Gewaltthaten setzt; sondern ruhig und still das Wohl seiner Nationen befördert, die eingerissenen Mißbräuche aufhebt, über die Haltung der Gesetze wacht, Ungerechtigkeiten verabscheut, und jedem Menschen, ohne Ansehen der Person, sein Recht zugesteht. Er ist kein wilder Krieger, aber auch kein Schwachkopf; er fängt keine Fehde an, aber er behauptet sein Recht mit Ernst und Nachdruck; er glänzt nicht in der Geschichte durch Eroberungen, wohl aber durch wohlthätige, gemeinnützliche Handlungen, die seinen Nahmen verewigen! Den appanagirten Fürsten zeigt er den muthigen, entschlossenen Gegner, der bereit ist, jeden Bruch der alten Verträge nachdrücklich zu bestrafen, und seine Oberhoheit zu behaupten, aber auch den gütigen Verwandten, der auf das gemeinschaftliche Beste denkt,

und ihre Rechte gegen jede Usurpation vertheidigt. Er vergrößert sein Reich nicht, aber er befestigt die innere Ruhe, und giebt demselben mehr Haltbarkeit, mehr innere Konsistenz. Sein Werth unter den russischen Fürsten ist entschieden, so wenig Kriegsthaten er auch gethan hat.

Dagegen zeichnen sich Wladimirs Söhne als Krieger und Helden aus, die, indeß der Vater an der innern Befestigung des Reichs arbeitet, dem Lande von außen Ruhe verschaffen. Mstislaw bekriegt die Tschuden in Liefland, und macht daselbst beträchtliche Eroberungen. Jaropolk wagt einen Einfall in das Land der Polowczker an den Ufern des Dons, macht viele Gefangene und eine große Beute, und erobert drey ihrer Städte, im Jahr 1117. Auch unternimmt er einen Kriegeszug gegen Griechenland, und nimmt dem Kaiser mehrere Städte an der Donau weg. Drey Jahre darauf zieht er aufs neue gegen die Polowczker, fällt in ihr Land ein, findet aber weder Feinde noch Einwohner, und muß, aus Mangel an Lebensmitteln, wieder umkehren, ohne daß ihm der ganze ermüdende Zug den geringsten Vortheil bringt. Joury oder George, Wladimirs dritter Sohn, zieht gegen die Bulgaren, besiegt sie gänzlich, und bringt eine Menge Gefangener nach Rußland zurück. Auch Andreas unternimmt einen Zug gegen Polen, schlägt die ihm entgegengestellte Mannschaft, bezeichnet seinen Weg

durch Verwüstungen, und gewinnt große Beute. So glücklich aber auch der Prinz Andreas gegen die Polen kämpft, so unglücklich endet der Versuch Wolodars, des Bruders des geblendeten Wasiliko, dessen Ehrgeiz durch die Siege des Andreas rege gemacht wird. Ohne Veranlassung fällt er in Polen ein, gewinnt anfangs einige Vortheile, wird aber in der Folge geschlagen, und vom Könige Boleslaw zum Gefangenen gemacht, der ihm nicht eher die Freyheit wieder giebt, als bis er ein sehr großes Lösegeld bezahlt hat.

An allen diesen auswärtigen Händeln seiner Söhne und Neffen nimmt Wladimir weiter keinen Antheil; das Land gewinnt dadurch mehr, als es verliert, und die unruhigen Feinde des Reichs werden gedemüthigt. Kleine Streitigkeiten im Innern werden bald beygelegt, und sind von keinem weitern Belang. Die wichtigsten Händel entstehen mit dem Prinzen Jaroslaw, dem Sohne des verstorbenen Großfürsten, der sich gegen Wladimir aufhetzen läßt, und die Waffen ergreift. Zwar erfolgt bald nachher wieder die Aussöhnung, allein sie ist nicht von Dauer; Jaroslaw geht nach Polen, um Hülfe zu suchen, der Großfürst erklärt ihm seines Erbes für verlustig, und übergiebt die Regierung über Wlodimir seinem Prinzen Roman, der aber bald darauf stirbt, wo alsdenn sein Bruder Andreas ihm succedirt. Jaroslaw setzt mit Hülfe

der Polen den Krieg fort, kömmt aber im Jahr 1123 bey Wolodimir ums Leben. Dieses Jahr zeichnet sich noch durch eine schreckliche Feuersbrunst aus, die den größten Theil der Hauptstadt Kiew in die Asche legte. Nach der Angabe sollen allein 600 Kirchen ein Raub der Flamme geworden seyn, welches mit als ein Beweis gelten kann, welchen ungeheuren Umfang diese Stadt damals gehabt haben muß. Wladimir erlebt den Wiederaufbau seiner Hauptstadt nicht; er stirbt den 19ten May des Jahrs 1124 in einem Alter von 73 Jahren. Er hinterläßt den Ruf eines edeln, großmüthigen und menschenfreundlichen Fürsten, der dem Lande ungemeine Wohlthaten erwiesen hatte, und für das Glück jedes einzelnen Bürgers mit der väterlichsten Sorgfalt bedacht gewesen war. Seine treulosen und rachgierigen Unternehmungen gegen Itlar und Waleduſa ausgenommen, war Wladimir ein Fürst, der in der Geschichte Rußlands Epoche macht, und in jeder Rücksicht Verehrung und Liebe verdiente. Seine Regierung ist ohne große historische Fakta, und doch ist sein Nahme in den Jahrbüchern des russischen Reichs unverlöschlich!! —

Wladimirs ältester Sohn und Erbe, Mstislaw besteigt, gleich nach des Vaters Tode, den Thron von Kiew ohne das geringste Hinderniß; ja, es ist vielmehr der Wunsch der Nation, daß die Erbfolge dieser Linie verbleibe. Er folgt der väterlichen Ma-

xime, und sucht den innern und äußern Frieden im Lande zu erhalten; allein, ohne seinen Willen wird die Ruhe unterbrochen. Die Polowczker hatten bisher nur die Macht Wladimirs gefürchtet, und sich deshalb in Acht genommen, seinen Zorn zu reizen. Kaum aber erfahren sie jetzt seinen Tod, so vereinigen sie sich mit den Türken, und fallen aufs neue über Rußland her. Allein Jaropolk, der Bruder des neuen Großfürsten, der, als Herr von Perejaslawl, am meisten von ihnen zu befürchten hatte, ein tapferer und muthiger Prinz, eilt den Feinden entgegen, ohne die Hülfe seiner Brüder abzuwarten, erreicht sie in den Kostenischen Feldern, greift sie muthig an, und schlägt sie so vollkommen, daß sie eiligst auf ihre Flucht denken, und viele Menschen im Strome ums Leben kommen. Und so wird Rußland durch eine einzige kühne und entschlossene That von diesen wilden Barbaren befreyt, ehe noch ein großer Theil des Landes etwas von ihren Einfällen ahndet.

Allein, so großmüthig sich auch Jaropolk für die gute Sache geopfert hat, so ist der Friede doch von keiner Dauer. Wsewolod, Olegs Sohn, der des Vaters unruhige Gemüthsart geerbt hat, bricht den beschwornen Vertrag, überfällt seinen Oheim Jaroslaw in Tschernigow, verjagt ihn aus seinen Erbländern, plündert die Einwohner aus, und tödtet eine Menge unschuldiger Menschen. Der

Großfürst, über dieses Verfahren äußerst aufgebracht, sammelt seine Schaaren und verpflichtet sich in der ersten Hitze, durch einen theuren Eid, seinem Freund wieder zum Besitz seines Erbes zu verhelfen, und den muthwilligen Verletzer des beschwornen Fürstenvereins auszeichnend zu bestrafen. Er verbindet sich deshalb mit seinem Bruder Jaropolk, und einigen andern Fürsten zum Kriege gegen den Friedensstörer. Wsewolod, der leicht einsieht, daß er der Menge seiner Gegner unterliegen muß, ruft im Jahr 1127 die Polowczker zur Hülfe, und diese unversöhnlichen Feinde Rußlands sind sogleich zum Kriege bereit. Unter ihrem Anführer Oseluk erscheinen sie, 7000 Mann stark, bey Ratimir, wo sie sich festsetzen, um vorher noch einige Bedingungen mit ihrem neuen Bundesgenossen abzumachen, ehe sie weiter aufbrechen. Zu dem Ende senden sie eine Gesandtschaft an den Wsewolod, die aber auf der Rückreise von den verbundenen Fürsten aufgefangen wird. Die Polowczker erwarten also umsonst ihre Gesandten, sie glauben sich endlich hintergangen, und, da sie nicht stark genug sind, etwas Entscheidendes zu wagen, kehren sie, voll Wuth und Rache gegen den Wsewolod, wieder in ihr Land zurück.

Dieser Umstand macht den Rebellen zum Frieden geneigt, und da er nicht im Stande ist, sich zu vertheidigen, so bittet er um Frieden, und läßt die Negotiationen dazu einleiten. Der Großfürst allein

bleibt sein Gegner, so friedliebend auch sonst seine Gesinnungen sind; er glaubt sich durch den Eid, den er dem Jaroslaw geleistet hat, zum Kriege verpflichtet, und denkt gewissenhaft genug, diesen Eid nicht zu brechen. Die andern Fürsten alle rathen zum Frieden, Mstislaw schwankt, und weiß nicht, was er thun soll, um sein Gewissen nicht zu verletzen, und Menschenblut zu schonen. Endlich wendet er sich an den Archimandriten Gregorius von St. Andreä, einen Geistlichen, der uns in der Geschichte als ein exemplarisch frommer und heiliger Mann aufgestellt wird. Diesen fragt er seines Verhaltens wegen um Rath, und der Archimandrit stimmt zur Beybehaltung des Friedens, indem er hinzusetzt, daß es weit besser sey, einen übereilten Eid zu verletzen, als aus Rache unschuldiges Menschenblut zu vergießen. Und so wird Mstislaw beruhigt, er geht den Frieden ein, und Jaroslaw verliert einen Theil seiner Erbländer. Aber der Großfürst hat von diesem Augenblicke an keine Ruhe, sein Gewissen plagt ihn, daß er seinen Eid gebrochen hatte. —

Indessen ist der Friede wieder hergestellt; und das Land darf alles von dem guten Willen des Großfürsten hoffen, der mit redlichem Eifer zu Werke geht, um das lange Elend des Landes zu mildern, und bessere Tage herbey zu führen. Allein, es scheint, als wenn die Epoche noch nicht vorhanden war, da Rußland endlich den seligen Genuß des Friedens

und der Ruhe schmecken sollte. An des Großfürsten Bemühen liegt es in der That nicht; auch verwüstet die Fackel des Krieges nicht mehr die Ländereyen; dagegen aber droht jetzt die Natur selbst Empörung und Untergang. Nowgorod war das erste Land, das sie sich zum Verderben ausersehen hatte. Im Jahr 1128 reißen wüthende Orkane ganze Waldungen nieder, begraben Menschen unter dem Schutte ihrer Wohnungen, und richten greuliche Verwüstungen an. Auf sie folgen fürchterliche Ueberschwemmungen, die alle Feld- und Gartenfrüchte zu Grunde richten, und die Hoffnung des Landmanns zerstören. Diese schrecklichen Begebenheiten haben andere zur Folge. Da man damals noch nichts von Magazinen wußte, um Mißjahre dadurch auszufüllen, so reißt natürlich eine fürchterliche Hungersnoth im Lande ein. Das wenige Getreide, was man mit Mühe und Noth gerettet hat, wird um so theure Preise verkauft, daß der gemeine Mann es gar nicht bezahlen kann. Nur die Reichen müssen große Summen hingeben, um sich eine hinreichende Unterstützung zu verschaffen. Bald aber fehlt es auch diesen, und der Mangel wird allgemein. Bisher hat man noch Thiere zur Unterhaltung gehabt, allein auch diese sterben aus Mangel an Nahrung. Die äußerste Verzweiflung reißt unter den Menschen ein, und man ist genöthigt, trockne Blätter und die Rinde der Lindenbäume zu sammeln, zu zerstoßen, und daraus

eine Art von Brod zu backen, welches die Unglücklichen begierig verzehren. Natürlich nimmt das Unglück von Tage zu Tage zu; die Menschen fallen wie Fliegen hin, und bleiben mit dem Vieh unbegraben liegen; der Verwesungsgeruch verpestet die Luft, das ansteckende Gift wird immer weiter verbreitet, und immer schrecklicher wüthet der verheerende Tod. Wer noch Kraft übrig behält, der verläßt mit Weib und Kind sein Vaterland, und flieht in andere Gegenden; oder, wer sich nicht selbst retten kann, rettet wenigstens seine Kinder, und verkauft sie den Fremden als Sklaven. Endlich kommt Hülfe aus entfernten Gegenden; Mstislaws Vorsorge rettet, was gerettet werden kann; aber die Hälfte der Einwohner von Nowgorod hat bey dieser fürchterlichen Landplage sein Leben auf eine schreckliche Art eingebüßt. —

Kaum war diesem Unglücke abgeholfen, so erforderten neue Kriege die Aufmerksamkeit des Großfürsten. Die Polowczker fallen im Jahr 1129 aufs neue in Rußland ein, werden aber von dem Großfürsten so muthig angegriffen, und so vollkommen geschlagen, daß ihre Fürsten mit Weib und Kind bis nach Konstantinopel flüchten müssen. Im folgenden Jahre werden die Tschuden dem russischen Reiche zinnsbar, und im Jahr 1131 geht der Großfürst gegen die Litthauer zu Felde, schlägt sie, und bringt eine große Anzahl Gefangener mit. Noch sind

diese Kriege nicht beendigt, so stirbt der Großfürst Mstislaw nach einer sechsjährigen Regierung, und hinterläßt den Ruhm eines guten, menschenfreundlichen und tapfern Fürsten.

Abermals sieht man jetzt die Söhne des verstorbenen Großfürsten übergangen, und seinen Bruder Jaropolk an dessen Stelle gewählt. Mstislaw wußte dieses sehr wohl voraus, und doch wagte er es nicht, etwas über die Erbfolge zu bestimmen. Zwar hatte er zu Gunsten Wsewolods, seines ältesten Sohnes, Einrichtungen getroffen, die ihm die Herrschaft über Nowgorod sichern sollten; allein er machte seine Entwürfe darüber nie bekannt, weil er wußte, daß ein altes Herkommen keinen immediaten Nachfolger erlaubte, sondern, daß es von dem Willen der Nation abhing, wen sie als den Würdigsten auf den Thron erheben wollte. Deshalb hielt er seine Wünsche zurück, und glaubte, besser zu thun, wenn er das Schicksal seiner Kinder einem Bruder überließ, den er immer als einen gutmüthigen und redlichen Mann erkannt, und der schon oft Beweise gegeben hatte, wie sehr er seine Neffen liebte. Wirklich war Jaropolk auch der Mann, der das Vertrauen seines Bruders zu schätzen wußte, und ihm auch im Tode bewieß, daß er sich nicht in ihm getäuscht hatte. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so war es eine seiner ersten Unterhandlungen, seinen Neffen Appanagen zu ertheilen, mit denen sie zufrie-

den

den seyn konnten. Auch setzte er sich mit seinen übrigen Brüdern und Verwandten, und opferte der Liebe zum Frieden so ungemein viel, daß er jetzt wohl mit allem Rechte hoffen durfte, er werde dadurch allen Saamen der Zwietracht vertilgen, und die Einigkeit unter den russischen Fürsten erhalten.

Allein er hatte sich dennoch verrechnet. Das Fürstenthum Nowgorod war von jeher mit Kiew vereinigt gewesen, und, obgleich es immer seinen eigenen Fürsten gehabt hatte, so war es doch immer ein Bruder, oder Sohn des regierenden Großfürsten, der daselbst die Herrschaft führte. Um also dem Beyspiele seiner Vorgänger zu folgen, so gab er seinem Neffen Wsewolod das Fürstenthum Perejaslawl, und setzte seinen Bruder Jury oder George zum Beherrscher von Nowgorod ein. Allein dieser ehrgeizige Prinz überfiel seinen Neffen Wsewolod, als er eben von seiner neuen Herrschaft Besitz genommen hatte, nahm ihm die Hauptstadt Perejaslawl weg, und vertrieb ihn aus seinem Erbe. Dieser Friedensbruch verdroß den Jaropolk, er selbst marschirte gegen seinen Bruder, und trieb ihn nicht nur aus Percjaslawl, sondern zwang ihn auch, dem Wsewolod das Fürstenthum Nowgorod abzutreten. Nun wurden neue Einrichtungen und Verordnungen gemacht, die bald wieder gebrochen wurden, bis endlich neue Friedensschlüsse die Ruhe wieder auf eine Zeitlang befestigten. So ging

es fast durch die ganze Regierungszeit des zweyten Jaropolks, und das ganze Leben dieses Fürsten war eine Kette der sonderbarsten Ereignisse, die nahe an das Romanhafte grenzen. — Uebrigens erscheint dieser Fürst in der Geschichte, als ein weiser, menschenfreundlicher und edler Mann, der alles für das Beste seiner Nation aufopferte, und mit der strengsten Gewissenhaftigkeit über Recht und Gerechtigkeit waltete. Ein einziger Flecken seines Charakters, der wenigstens aus seinen Handlungen zuweilen hervorleuchtete, war ein unerlaubter Hang zur Hinterlist, die er mehr zu lieben schien, als offnen Krieg.

Nach einer zweyjährigen Ruhe brechen nunmehr die unglücklichen und blutigen Kriege zwischen Rußland und Polen aus, die in der Folge mit immer größerer Erbitterung erneuert und fortgeführt werden. Die Veranlassung dazu giebt ein Verdacht von Seiten der Polen, der vielleicht mehr als Verdacht war. Es war ihnen nehmlich hinterbracht worden, daß Jaropolk auf einem Kongreß der russischen Fürsten, den Vorschlag zu einem allgemeinen Fürstenverein gemacht habe, um mit vereinter Macht über Polen herzufallen. Daß der Großfürst es mit Polen nicht ehrlich meynte, ist wohl gewiß, daß er aber schon einen eignen Plan für seine Absicht entworfen habe, läßt sich wenigstens nicht bestimmen. Boleslaw der Dritte von Polen, war durch zwey unglückliche Kriege mit Böhmen und Ungarn sehr ge-

schwächt worden, mithin konnte ihm die Nachricht von den Entwürfen des Großfürsten nicht gleichgültig seyn. Fielen die vereinigten Russen, in diesen Augenblicken der Schwächung, über ihn her, so war er nicht im Stande, zu widerstehen, und er mußte wenigstens einen ansehnlichen Theil seines Landes aufopfern, um den Frieden zu erhalten. Nachgeben lag aber nicht in Boleslaws Charakter; da er noch fast in allen Feldzügen Sieger gewesen war, so war er dadurch stolz, und zum Theil übermüthig geworden. Jetzt sahe er es voraus, daß er unterliegen mußte, und dieser Gedanke machte ihm sehr lebhafte Unruhe. Konnte er also mit Gewalt nichts ausrichten, so beschloß er, zur List seine Zuflucht zu nehmen, und so wurde denn folgender bübischer Entwurf ausgeführt.

Peter Wlastowid, ein Senator, ein verschmitzter und heimtückischer Mann, erscheint mit einer kleinen Anzahl Menschen am Hofe zu Kiew. Der ganze Plan ist unter diesen Bösewichtern verabredet, und geht einzig dahin, durch die Gefangennehmung des Großfürsten die Vereinigung der russischen Fürsten zu hintertreiben. Wlastowid erscheint als ein Vertriebener, der sich bitter über Boleslaws Grausamkeiten beklagt, und beym Jaropolk um Schutz und Aufnahme bittet. Er giebt vor, der König habe ihn, aus bloßer Laune, alle seine Güter abgenommen, und ihn gezwungen, sich ins Ausland zu flüchten,

weil er in Polen seines Lebens nicht mehr sicher gewesen. Der edle Jaropolk glaubt dem Schurken, nimmt ihn gütig an seinem Hofe auf, überhäuft ihn mit Beweisen seiner Freundschaft und seines Wohlgefallens, und schenkt ihm sein ganzes Vertrauen. Stundenlang unterhält sich der betrogene Fürst mit dem Verräther allein, und öffnet ihm sein ganzes Herz. Jetzt rückt der Bösewicht mit seinem Entwurfe weiter vor. Mit lebhaften Farben mahlt er ihm die Bedrückungen des Königs von Polen, und das Elend, unter dem die Nation schmachtet; deutlich giebt er ihm zu verstehen, daß seine Landsleute einen lebhaften Haß auf den König geworfen hätten, und daß es nur eines entschlossenen Mannes bedürfe, um diesen verhaßten Fürsten zu entthronen, und sich selbst an dessen Stelle zu setzen. Natürlich wird durch diese Erzählung Jaropolks Ehrsucht gereizt; er sieht hier eine Möglichkeit, seine geheimsten Wünsche zu erfüllen, und einen verhaßten Nachbar wenigstens zu schwächen, wenn auch nicht vollkommen zu unterdrücken.

Von nun an hat Wlastowid das unbegränzte Vertrauen des leichtgläubigen Großfürsten, der ihm sogar entdeckte, daß er wohl gesonnen sey, mit ihm und den Mißvergnügten Parthey gegen Boleslaw zu machen, wenn er nur der Unterstützung der Polen gewiß wäre. Wlastowid seiner Seits versicherte den Großfürsten, daß der größte Theil der

Magnaten auf seine Seite treten würde, und bezeigte seine Freude über die geäußerte Gesinnung. So falsch auch dieser Vorschlag war, so brachte er doch dem niederträchtigen Verräther ersprießlichen Nutzen. Nun war er nicht allein der unzertrennliche Begleiter des Großfürsten, sondern er nahm auch Theil an den geheimsten Berathschlagungen, erfuhr alles, was abgemacht wurde, und berichtete es getreulich seinem Könige. Unvorsichtig genug eilte Jaropolk seinem Verderben entgegen; zu seinen geheimsten Gängen wurde der Bube mitgenommen. Eines Tages befand er sich mit dem Verräther allein, in einiger Entfernung von Kiew. Dies war der Augenblick, auf den Wlastowid gerechnet hatte, und alle seine Maaßregeln waren schon genommen, daß der betrogene Fürst jetzt nicht mehr entkommen sollte. Als Jaropolk sich bey der Mahlzeit befand, drangen plötzlich die Begleiter des Verräthers ins Zimmer, nahmen ihn auf, und führten ihn als einen Gefangenen nach Krakau. Boleslaw hatte die Frechheit, den betrogenen Fürsten noch durch niederträchtige Vorwürfe immer mehr zu erbittern, und ihn als einen Gefangenen öffentlich zu behandeln. Im Grunde nützte ihm aber diese niedrige Hinterlist gar nichts; denn auf die Drohung der übrigen russischen Fürsten mußte er doch endlich dem Jaropolk die Freyheit wieder geben; und, außer einer Summe Geldes, die dieser für seine Ranzion bezahlen mußte,

brachte ihm dieser ganze schlechte Streich nichts weiter ein, als daß er ihm die Rache des Großfürsten über den Hals zog, der von diesem Augenblick an darauf bedacht war, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Die Intrigue, welche Jaropolk jetzt zur Sättigung seiner Rache anspinnt, ist so unbeholfen, daß man fast an der Möglichkeit zweifelt, wie Boleslaw dadurch ins Netz gelockt werden konnte. Der ganze Plan war nichts als eine Wiederholung des Vorigen, und doch konnte Boleslaw vergessen, daß er selbst kurz vorher eine ähnliche Betrügerey angab, um seinen Feind in die Falle zu locken. Unter den Bedienten, welche dem Großfürsten mit ganz besonderer Treue ergeben sind, befindet sich ein Ungar, ein listiger und verschmitzter Mensch, der ganz dazu gemacht zu seyn scheint, eine Intrigue auszuführen. Dieser Mensch wird in den Plan des Großfürsten eingeweiht, und übernimmt es, die Hauptrolle darin zu spielen. Er begiebt sich an den Hof des Königs von Polen, und erscheint daselbst ebenfalls als ein Bittender, der eine Zuflucht sucht, weil ihn sein Vaterland vertrieben hat. Er giebt vor, daß er durch den König Bela von Ungarn all' seiner Güter beraubt worden sey, weil er sich mit patriotischem Eifer für das Beste seines unglücklichen Neffen interessirt habe. Boleslaw, der von dieser Gelegenheit zu profitiren hofft, nimmt den quasi Emigrirten sehr

freundschaftlich auf, und dieser macht sich bald durch allerhand kleine Dienste dem Könige so interessant, daß er ihm die Starostey von Vislicza, und das Palatinat von Sendomir ertheilt. Hier sitzt er nun an der Grenze, und der König selbst erleichtert durch diese Schenkung den gemachten Entwurf, den Russen einen freyen Weg ins Innere von Polen zu eröffnen, da diese als Herren der beyden Fürstenthümer Galitsch und Vollhynien nur den günstigen Augenblick abwarten dürfen, um in das Herz der polnischen Staaten vorzudringen. Der Zufall erleichtert die Verrätherey noch mehr, und Boleslaw sieht sich in dem Augenblicke verrathen, da er sich gerade am sichersten dünkt. —

Gerade um die nehmliche Zeit sieht sich der König von Polen genöthigt, eine Reise nach Bamberg zu machen, um mit dem Kaiser Lothar einen Frieden zu unterhandeln. Sogleich benutzt der Starost von Vislicza des Königs Abwesenheit, und verbreitet das falsche Gerücht, daß sich die Russen mit einer starken Armee den polnischen Grenzen näherten. Er stellt sich dabey sehr patriotisch, scheint über die Gefahr, welche dem Lande bedrohte, sehr erschrocken zu seyn, und giebt den Polen den Rath, sich und ihre Schätze in die festesten Plätze einzuschließen. Vislicza war gerade damals einer der haltbarsten Plätze, mithin gelingt ihm diese Intrigue so glücklich, daß er jetzt den größten Theil der

Schätze der polnischen Magnaten in seine Gewalt bekommt, welche alles in Wislicza, als einem sichern Zufluchtsort niederlegen.

Unterdessen erhält der Großfürst die umständlichsten Nachrichten von den Unternehmungen seiner Abgesandten; eine Armee ist schon zum Aufbruche bereit, und sobald alles vorbereitet ist, rückt er über die polnische Grenze vor, fodert die Stadt Wislicza zur Uebergabe auf, und der Starost, ohne einen Versuch zur Vertheidigung zu machen, öffnet ihm die Thore. Jaropolk zieht triumphirend ein, und bemächtigt sich der unermeßlichen Reichthümer, die er daselbst aufgehäuft findet. Sobald dieß Unternehmen glücklich vollendet ist, denkt der Großfürst wieder auf den Rückzug; aber die russischen Fürsten wollen jetzt mit vereinter Macht weiter vordringen, und den Boleslaw im Innern seiner Staaten anfallen. Doch gelingt es dem Großfürsten endlich, sie zu überzeugen, daß sein Plan, auf eine fast unfehlbare Hinterlist gebaut, weit sicherer sey, als ein ungewisses Kriegsglück; und so lassen sie sich den Rückzug gefallen.

Jaroslaw, ein natürlicher Sohn Wladimirs des Zweyten, hatte in der Theilung das Fürstenthum Galitsch erhalten. In der Folge aber unterhandelte er, oder wurde wenigstens beschuldigt, unterhandelt zu haben, mit Boleslaw von Polen, zum Nachtheil der beschwornen Verträge. Dadurch er-

bittert, machte sich der Großfürst auf, vertrieb ihn aus seinen Erbländern, und zwang ihn, nach Polen zu flüchten, wo er vom Könige Boleslaw Schutz und Unterstützung erhielt. Dieser vertriebene Prinz nun sollte in Jaropolks Plane die Hauptrolle unternehmen, ohne daß er es selbst wußte. Die Einwohner von Galitsch, welche der Großfürst ganz für sein Interesse gewonnen hatte, wurden unterrichtet, an den König von Polen eine Gesandtschaft zu schicken, die ihn bitten mußte, seinen treuen und ergebenen Unterthanen ihren rechtmäßigen Fürsten Jaroslaw zurück zu schicken, und ihn mit seiner ganzen Macht gegen die Usurpationen seiner Brüder und Verwandten zu beschützen. Boleslaw empfing die Gesandtschaft mit großer Achtung, und da er die Vortheile wohl einsahe, die ihm daraus fließen mußten, wenn er seine Alliirten in Galitsch wieder einsetzte, und dadurch einen offnen Weg erhielt, in Rußland einzubrechen, wenn es ihm selbst beliebte, so beschloß er sogleich das Ansuchen der Einwohner zu erfüllen, und den vertriebenen Prinzen in seine Erbländer einzusetzen.

Im Jahr 1135 zieht nun der König eine ansehnliche Macht zusammen, und rückt, an der Spitze derselben, in Galitsch vor. Ohne Widerstand zu finden, nähert er sich der Hauptstadt, und findet den benachbarten ungarischen Adel, nebst den Einwohnern der Stadt versammelt, welche ihn mit allge-

meinem Jubel empfangen. Es war fast eine ganze Armee, die ihm entgegen kam; da er aber keinen Trug ahndete, so nahm er die Huldigungen derselben an, und rückte, unvorsichtig genug, immer weiter. Kaum aber haben ihn die Verschwornen so in die Enge, daß er nicht mehr entrinnen kann, so kehren sie ihre Waffen gegen ihn, und greifen ihn an. In diesem Augenblicke sieht er die Falle, in die man ihn gelockt hat; mit großer Besonnenheit sucht er nun die zerrissene Ordnung unter seinen Soldaten wieder herzustellen, und sich wenigstens einen Rückzug zu sichern; allein, indem er noch damit beschäftigt ist, sieht er den Großfürsten an der Spitze einer furchtbaren Macht ihm gegenüber zum Kampfe gerüstet. Boleslaws Erbitterung steigt bey diesem Anblicke; die drohenden Gefahren, die ihn umringen, schwächen seinen Muth nicht; er hofft auf sein gutes Glück, auf die erprobte Tapferkeit seiner Soldaten; in diesen entscheidenden Augenblicken zeigt er den entschlossenen und besonnenen Helden. „Kinder, ruft er seinen Leuten zu: wir sind verrathen; aber, laßt uns die Verräther bestrafen!“ — Ruhig theilt er seine Armee in zwey Kolonnen, übergiebt das Kommando der Einen dem Woyewodden Usebor von Krakau, er selbst stellt sich an die Spitze der Andern, und mit dem Entschlusse, entweder zu siegen oder zu sterben, wirft er sich den Russen entgegen, mit einem Ungestüm, der die Russen fühlen

läßt, welchen entschlossenen Feind sie zu bekämpfen haben. Wahrscheinlich wäre Jaropolk selbst in die Schlinge gefallen, die er seinem tapfern Gegner gelegt hatte, wenn Usebor dem Beyspiele seines Fürsten gefolgt wäre. Aber dieser feige Schurke ergreift niederträchtiger Weise die Flucht, da Boleslaw schon halb den Sieg erkämpft hat, und nun, von der Hälfte seiner Armee verlassen, wird er natürlich von allen Seiten eingeschlossen und überflügelt. Und dennoch bleibt ihm sein Muth, der durch Verzweiflung erhöht wird; den Sieg kann er zwar nicht mehr erringen, aber er kämpft um einen ehrenvollen Tod. Ganze Haufen seiner Feinde stürzt sein Schwerdt nieder, der Großfürst selbst kommt in Gefahr, aber endlich verläßt ihn seine Kraft; mit Wunden bedeckt, stürzt er neben seinem getödteten Pferde nieder, seine Sinne verlassen ihn, halb betäubt achtet er jetzt weder Gefangenschaft noch Tod. Da tritt ein gemeiner Soldat zu ihm hin, verbindet schnell seine Wunden, giebt ihm sein Pferd, und ermahnt ihn, sich auf bessere Tage für sein Vaterland zu erhalten. Diese Ermahnung trifft sein Herz, er verspricht zu folgen, bahnt sich einen Weg mitten durch die Feinde, und erreicht glücklich die Grenze seines Vaterlandes. Aber Boleslaw, der aus sieben und vierzig Feldschlachten als Sieger zurückgekehrt war, kann diese einzige Niederlage, die er während einer sechs und dreyßigjährigen Regierung erlit-

ten hat, nicht verschmerzen; umsonst ist der Trost seiner Freunde, umsonst macht man die Hoffnung der Wiedervergeltung bey ihm rege; der Schmerz nagt an dem Marke seines Lebens, und im Jahr 1138 streckt der Tod diesen gewaltigen Krieger ins Grab.

Aber auch Jaropolk ärndtet den Lohn nicht, den er von seiner Hinterlist erwartet hatte. Zwar kehrt er als Sieger nach Kiew zurück, aber innere Unruhen verbittern ihm den Rest seines Lebens. Olegs Söhne, die von dem Großfürsten Swiatoslaw dem Zweyten herstammen, können es nicht vergessen, daß sie durch die Nebenlinie des Wsewolods von der Thronfolge in Kiew ausgeschlossen sind. Um sich zu rächen, verbinden sie sich mit dem Fürsten Wsewolod von Nowgorod, und dessen Bruder, gegen den Jaropolk. Wsewolod, der von seinem Oheim mit der äußersten Güte behandelt worden ist, denkt doch so undankbar, sich in dieses abscheuliche Bündniß einzulassen, und gegen seinen gütigen Oheim ein Verräther zu werden. Die Einwohner von Nowgorod werden aufgefodert, sich zu rüsten, aber man verhehlt ihnen, gegen wen der Zug gehen soll. Sobald sie aber hören, daß sie gegen den Großfürsten gebraucht werden sollen, so weigern sie die weitere Heeresfolge, denn, alle lieben den Jaropolk; vielmehr ziehen sie nach Nowgorod zurück, und zwingen den Wsewolod, daß er von dem Bündnisse abtreten muß.

Kaum aber hat Wsewolod einen Partikularfrieden mit Jaropolk abgeschlossen, so ändern die Einwohner plötzlich ihre Gesinnung, und fodern den Krieg, den sie vorher verweigert haben. Wahrscheinlich verursachen diese Aenderung einige geheime Emissaire der verbündeten Rebellen, die sie, nach französischer Art, im Lande herum schicken, um Fürsten gegen ihre Völker, und Völker gegen ihre Fürsten aufzuhetzen, und so den Unfrieden und die Rebellionswuth in der ganzen Welt allgemein zu machen, wie denn die Neurepublikaner zur Genüge gezeigt haben. — Wsewolod denkt anfangs gewissenhaft genug, den einmal abgeschlossenen Frieden nicht zu brechen, und nimmt deshalb zu den Waffen der Religion seine Zuflucht, indem er dem Metropoliten zu überreden sucht, die Bürger von Nowgorod mit dem Interdikt zu belegen. Diese furchtbare Spielerey, wodurch die Pfaffen sich den größten Theil ihrer Allmacht errungen haben, hatte damals auch bey den Russen ihre fürchterliche Wirkung. Von der Kirche, und dem Genusse der sogenannten Gnadenmittel ausgeschlossen zu seyn, galt bey ihnen eben so viel, als wären sie dadurch von dem Glücke dieses und jenes Lebens ausgeschlossen worden. Deshalb erscheinen auch die Einwohner von Nowgorod, gleich nach der Bekanntmachung des Interdikts, demüthig vor dem Metropoliten, und bitten um Gnade, und um den wiedergeschenkten Genuß

der geistlichen Güter. Der Metropolit bestimmt einen Tag, wo die alte Ordnung wieder hergestellt werden soll. Unterdessen aber erfahren die Einwohner, daß das Ganze nur ein angelegtes Spiel sey, um sie zu täuschen, und sie von den Vorkehrungen zum Kriege abzuhalten. Diese Nachricht erbittert sie gegen den Metropoliten und den Fürsten gleich stark. Das Volk stellt sich zahlreich an dem bestimmten Tage ein, nicht aber mehr in der Absicht, nochmals um Aufhebung des Interdikts zu bitten, sondern, um dem Prälaten zu zeigen, daß man seine geistliche Komödie verachte. Kaum zeigt sich daher der Metropolit mit einem zahlreichen Gefolge seiner geistlichen Mitschauspieler, so fällt das Volk über ihn her, mißhandelt ihn, und nimmt ihn mit seinem ganzen Gefolge gefangen. Noch weiß der Fürst nichts von dieser neuen Begebenheit, als die Nowgoroder schon gerüstet vor dem Pallaste erscheinen. Sie achten weder Bitten noch Vorstellungen, selbst die schreckliche Kälte des Winters hält sie von ihrem Vorhaben nicht ab; sie zwingen den Fürsten, sich an ihre Spitze zu stellen, und rücken gegen Rostow vor. Allein es reißen wüthende Krankheiten unter ihrem Heere ein; und das Ende des ganzen Zuges ist, eine sehr nachtheilige Schlacht, die ihnen im Jahr 1136 den Kern ihrer Soldaten, und ihre besten Generale kostet.

Mit den Trümmern seiner Armee zieht sich

Wsewolod nach Nowgorod zurück; allein, er findet nicht Ruhe in der Hauptstadt; das Schicksal selbst scheint ihn für seine Undankbarkeit gegen den edlen Jaropolk bestrafen zu wollen. Ganz Nowgorod ist mit ihm unzufrieden, so sehr er sich auch nach dem Willen seiner Unterthanen bequemt hat. Kaum ist er in der Hauptstadt angekommen, so nimmt man ihn, seine Gemahlin und Kinder gefangen, und giebt sie unter die Aufsicht von hundert Menschen, die den Befehl erhalten, sie strenge zu bewachen. Umsonst beschwert sich der Fürst über diese widerrechtliche Behandlung, umsonst sucht er seine Unschuld zu behaupten; man hört ihn nicht. Mit bitterm Ungestüm wirft man ihm vor: er habe den abgeschlossenen Bund mit Olegs Söhnen widerrechtlich gebrochen; obgleich sie selbst es gewesen waren, die ihn dazu zwangen. Man klagte ihn an, daß er bey Rostow nicht mit demjenigen Muthe gekämpft habe, der einem Fürsten gezieme, sondern, daß er feige geflohen sey, und die Vertheidigung seiner Unterthanen vernachläßigt habe. Ueberhaupt wollte man, daß er mehr den Vergnügungen und der sorglosen Unthätigkeit ergeben sey, als den Pflichten eines weisen und besorgten Regenten. Und aus dem allen wird denn der Schluß gezogen, daß man ihn nicht länger an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten haben wolle, daß er auf die Regierung Verzicht thun, und sie den Händen des Prinzen

Swiatoslaw, des Sohns Olegs, übergeben müsse, den sie von nun an als ihren rechtmäßigen Fürsten anerkennen wollten. Wirklich läßt man den unglücklichen Wsewolod auch nicht eher aus seiner Haft, bis Swiatoslaw auf Verlangen der Einwohner in Nowgorod ankommt, ihm die Regierung übertragen wird, und Wsewolod auf alle weitere Ansprüche resignirt.

Den schönsten Beweis von Jaropolks edlem und großem Herzen giebt sein großmüthiges Betragen gegen seinen vertriebenen Neffen. Dieser Prinz wirft sich in die Arme seines so beleidigten Oheims, und der Großfürst vergiebt nicht allein, sondern denkt auch nicht mehr der erhaltenen Beleidigung, und nimmt ihn so liebreich, so väterlich auf, als wäre nie etwas unter Beyden vorgefallen. Konnte er ihm auch unter den jetzigen Umständen in Nowgorod sogleich nicht wieder einsetzen, so suchte er wenigstens sein Ungemach zu lindern. Vor der Hand gab er ihm die Stadt Wischegrod als Appanage ein, wo er auch ein ganzes Jahrlang residirt hat.

Unterdessen dauert der Krieg zwischen den beyden streitenden Partheyen mit aller Anstrengung fort. Durch die Schlacht bey Rostow hat der Großfürst zwar einige Ueberlegenheit gewonnen; allein die Olegschen Fürsten sind deshalb noch nicht gedemüthigt. Da sie nicht stark genug sind, dem Großfürsten zu

wider-

widerstehen, so verbinden sie sich mit den Polowczkern, rücken vor die Städte Trepol und Chariep, und erobern sie nach kurzem Widerstande. Jaropolk rückte ihnen entgegen, und bietet ihnen im Jahr 1136 eine neue Schlacht an. Allein, er wird besiegt, und flüchtet mit den Trümmern seiner Armee nach Kiew. Schnell sammelt er indeß neue Truppen, und bereitet sich zur Vertheidigung seiner Hauptstadt. Die Feinde rücken vor, und Jaropolk bietet ihnen mit gewaffneter Hand den Frieden an. Er erhält, was er wünscht, und die Feinde ziehen sich zurück.

In Nowgorod herrschte indeß der Geist des Aufruhrs und der Kabale. Wsewolod, obgleich aus der Stadt vertrieben, und seines Fürstenthums beraubt, trachtet doch noch immer nach der Wiedererlangung desselben. Kaum erfährt er, daß Faktionen im Lande wüthen, und mehrere Bürger ihm noch anhängen, so eilt er nach Pleskow, einer von der Republik abhängigen Stadt, und wird daselbst von den Einwohnern mit Beweisen der aufrichtigsten Anhänglichkeit empfangen. Allein, in Nowgorod nimmt man die Nachricht von der Ankunft des verhaßten Wsewolods mit dem höchsten Mißfallen auf, und die kleine Parthey, welche noch für ihn gestimmt ist, wird vertrieben, und als Vaterlandsfeinde ihrer Güter beraubt. Sie gehen nach Pleskow, und fodern daselbst die Einwohner zur Ver-

theidigung ihres rechtmäßigen Fürsten auf. Indeß man nun in Nowgorod dem Wsewolod Tod und Verderben schwört, so rüstet man sich in Pleskow mit aller Macht zu seiner Vertheidigung. Swiatoslaw, anstatt die empörten Gemüther zu besänftigen, macht sie durch unvernünftige Strenge noch wüthender. Er wagt es, sie mit Auflagen zu belästigen, und einen Krieg gegen Pleskow anzufangen. Wer nicht freywillig die Waffen ergreift, wird dazu gezwungen, selbst Kaufleute werden ergriffen, und zu Soldaten gemacht. Mit einer Armee, die durch Partheyen getheilt ist, und ihren Anführer haßt, zieht Swiatoslaw ins Feld, und rückt gegen Pleskow vor. Allein, er findet die Einwohner so trefflich zu seinem Empfange gerüstet, daß er es nicht wagt, etwas gegen sie zu unternehmen, sondern sich sogleich wieder nach der Hauptstadt zurückzieht. Der mißlungene Entwurf erbittert die Einwohner noch mehr gegen ihren Fürsten; sie werfen ihm die ganze Schuld des fehlgeschlagenen Feldzugs über den Hals; viele Stimmen erheben sich zum Besten des vertriebenen Fürsten. Vielleicht wäre es dem Wsewolod gelungen, sich wieder zum Herrn von Nowgorod zu machen; allein, er starb im Jahr 1137, eben da sein Schicksal eine vortheilhafte Wendung nehmen wollte.

Unterdessen hilft dieser Todesfall dem Swiatoslaw wenig; die Nowgoroder sind einmal über

ihn erbittert; noch ein Jahr lang hält er sich; dann wird er vertrieben, und an seine Stelle tritt der Prinz Rostislaw, der Neffe des Großfürsten, und Sohn seines Bruders George. Swiatoslaw hat noch überdem das Unglück, auf seiner Flucht dem Großfürsten Jaropolk in die Hände zu fallen, der ihm, als seinem eifrigsten Gegner, unter keiner Bedingung die Freyheit zugesteht. — Allein die andern Söhne Olegs setzen den Krieg von neuem fort, verbinden sich abermals mit den Polowczkern, nehmen die Stadt Priluk weg, und wenden sich gegen Kiew. Da sie aber den Großfürsten mit seinen übrigen Brüdern zum Widerstande bereit finden, wagen sie es nicht, ihn anzugreifen, verlassen ihre Marschroute, und gehen nach Tschernigow zurück. Der gefährlichste Feind Jaropolks, Wsewolod, Olegs Sohn, ein wilder, unbändiger und herrschsüchtiger Mensch ist der Einzige, der den Frieden verhindert. Um ihn zu unterdrücken, marschirt der Großfürst mit seiner ganzen Armee, die mehr als 30000 Mann stark ist, gegen Tschernigow, wo er residirt, und fodert die Stadt zur Uebergabe auf. Wsewolod, der einer so großen Macht nicht widerstehen kann, beschließt die Flucht zu den Polowczkern, um daselbst Hülfe zu suchen. Kaum erfahren dieß aber die Einwohner von Tschernigow, so schicken sie eine Gesandtschaft an ihn ab, und lassen ihn bitten: „Er möchte zum Besten des

Vaterlandes die projektirte Flucht aufgeben, und lieber den Frieden abschließen, als neues Unheil über Rußland bringen. Der Großfürst sey dem ganzen Lande, als ein gnädiger, gerechter und schonender Fürst bekannt, der das Glück seines Volkes vor Augen habe, und am Blutvergießen keinen Geschmack finde; mithin könne es ihm nicht fehlen, bey einem solchen Verwandten den gesuchten Frieden zu erhalten, wenn es ihm selbst nur darum ein rechter Ernst wäre!" — Wsewolod, aller weitern Ressourcen zur Vertheidigung beraubt, hört dießmal die warnende Stimme seiner Unterthanen, sucht um den Frieden an, und erhält ihn ohne Aufschub. Man verbindet sich gegenseitig durch Küssung des Kreuzes, Frieden und Freundschaft zu halten, allen Groll aufzugeben, und mit vereintem Eifer an dem gemeinsamen Besten ihres Landes und ihres Volkes zu arbeiten. — Bald nach diesem Friedensschlusse geht der Großfürst Jaropolk, den 18ten Februar des Jahrs 1139 mit Tode ab, und wird von seinem Volke als ein Vater beweint, den man ungern verliert. Sein Leichnam wird in der Andreaskirche zu Kiew beygesetzt.

An seine Stelle trat sein jüngerer Bruder, Wiatczeslaw, der sechste Sohn Wladimirs des Zweyten, ein sanfter, friedliebender Fürst, der nur ungern den Thron von Kiew annahm, und gleichsam nur durch die wiederholten Auffoderungen

der Bojaren und des Volks dazu gezwungen wurde. Auch besaß er den Thron nur zwölf Tage. Wsewolod, der Sohn Olegs, der wohl mit dem Jaropolk den Frieden abgeschlossen hatte, hielt sich, nach dessen Tode, zur Beybehaltung desselben weiter gar nicht verbunden, und, da er jetzt eine Gelegenheit vor sich sahe, seinen Ehrgeiz zu befriedtgen, so beschloß er, davon Gebrauch zu machen. Mit einer ansehnlichen Armee rückte er vor Kiew, und ließ beym neuen Großfürsten anfragen, ob er freywillig zur Räumung des Thrones gesonnen sey, oder, ob er ihn dazu zwingen solle. Wiatczeslaw, wie gesagt, liebte den Frieden, und hatte keine Lust, neues Blut zu vergießen. Er legte also ohne Widerstand die Krone nieder, überließ sie dem Wsewolod, und ging in sein Erbland Turow zurück. Wsewolod aber zog triumphirend in Kiew ein, zwang die Bojaren, ihn als Großfürst anzuerkennen, und gab dem Wladimir Dawidowicz, seinem treuen Begleiter und Freunde, das Fürstenthum Tschernigow, das er bisher beherrscht hatte.

Bisher haben wir einige gute Fürsten nach einander auf dem ersten Throne Rußlands gesehen, und, wenn sie auch nicht ohne Fehler waren, so hatten sie doch im Durchschnitt mehr Gutes als Böses an sich. Jetzt in der Person Wsewolods des Zweyten kommt wieder ein Bösewicht auf den russischen Thron, ein ehrgeiziges Ungeheuer, der den teuf-

lischen Plan entwirft, alle Fürsten aus dem Geschlechte Wladimirs des Zweyten zu vertreiben, und sich und seine Brüder auf den Trümmern ihrer Herrschaft zu vergrößern.

Sein erstes Unternehmen ist gegen den Fürsten Andreas, den Bruder des verstorbenen Großfürsten gerichtet. Dieser lebt ruhig in Perejaslawl, seiner alten Appanage, und nimmt an den Händeln in seinem Vaterlande nur wenig Antheil. Indessen ist er doch auf seiner Huth, da er des neuen Großfürsten Haß gegen die Wladimirschen Fürsten kennt. Dieser zieht gegen ihn, aber die Armee wird auf dem Wege von einem panischen Schrecken ergriffen, und ergreift in Unordnung die Flucht, ohne einmal einen Feind ansichtig geworden zu seyn. Wsewolod, aufgebracht über dieses Hinderniß, sammelt eine neue Armee, stellt sie unter das Kommando seines Bruders Swiatoslaw, der vom Jaropolk in Verhaft gehalten wurde, und giebt gemessene Befehle, die ihm den Sieg verschaffen sollen. Allein Andreas geht seinen Feinden muthig entgegen, schlägt sie, und zwingt den Prinzen zu einem Frieden, der ihm sein Erbe sichert. So mißlingt das erste Unternehmen des Großfürsten gegen die Wladimirschen Fürsten, und so mißlingen mehrere folgende; der abscheuliche Entwurf wird nicht ausgeführt; das Schicksal selbst schlägt sich ins Mittel, und bereitet dem Großfürsten so viele andere Hän-

del, daß es ihm unmöglich wird, seine Absichten zu erreichen. —

Mit dem Jahr 1140 fangen in Nowgorod neue Unruhen an. Bekanntlich wurde daselbst, nach der Vertreibung des Prinzen Swiatoslaw, ein gewisser Rostislaw, Sohn des Fürsten George, und Enkel Wladimirs des Zweyten, als Oberherr der Republik anerkannt. Mit der Regierung dieses Prinzen sind die Nowgoroder jetzt nicht mehr zufrieden, ihre unruhige Gemüthsart fodert abermals eine Veränderung, sie vertreiben ihren Fürsten, und schicken Gesandte an den Großfürsten, die den Auftrag erhalten, ihn zu bitten, ihnen den Prinzen Swiatoslaw wieder zu geben; und, um ihm zu beweisen, daß es ihnen ein Ernst mit ihrer Bitte sey, schicken sie ihm sogar ihre Kinder als Geißeln. Der Großfürst geht ihre Bitte ein, und überschickt ihnen den gefoderten Regenten; kaum aber ist derselbe in Nowgorod angelangt, so verwandelt sich plötzlich die heftige Liebe für ihn in einen eben so heftigen Haß, sie kündigen ihm aufs neue den Gehorsam auf, entsetzen ihn der Regierung, und bitten den Großfürsten um einen seiner Söhne zu ihrem Regenten. Wsewolod, der gegen Brüder und Fremde gleich treulos denkt, ist auf der Stelle bereit, das Interesse seines Bruders, dem seines Sohnes aufzuopfern, und läßt sich dessen Absetzung gefallen, um seinen Sohn zu erheben. Noch ist aber

der neue Regent nicht einmal abgegangen, so erscheint eine neue Botschaft von Nowgorod, die dem Großfürsten erklärt, daß die Einwohner weder ihn, noch seinen Bruder, noch seinen Sohn, noch irgend einen andern Fürsten seines Hauses anerkennen wollten, sondern daß es ihr unabänderlicher Entschluß sey, allein von einem Fürsten aus dem Geschlechte Wladimirs des Zweyten regiert zu seyn. Diese neue Foderung setzte den Großfürsten in Wuth; er hält seine ganze Familie durch die Weigerung der Nowgoroder beschimpft; er läßt ihre Abgesandten, unter denen sich auch der Metropolit befindet, ins Gefängniß setzen, und behandelt die ihm zugeschickten Geißeln mit barbarischer Strenge.

Die Nachricht von der traurigen Lage ihrer Kinder und Verwandten erschüttert den Starrsinn der Nowgoroder einigermaßen. Sie denken jetzt auf einen Mittelweg, um sowohl ihre Neigung für das Wladimirsche Fürstenhaus zu befriedigen, als auch um den Großfürsten zufrieden zu stellen. Swiatopolk, ein Sohn des Großfürsten Mstislaw, war mit dem regierenden Großfürsten als Schwager verwandt; mithin konnten die Nowgoroder auf den Beyfall Wsewolods rechnen, wenn sie diesen Prinzen zu ihrem Regenten wählten. Swiatopolk war der Gemahl von der Schwester des regierenden Großfürsten, und es stand also kein Hinderniß von seiner Seite zu erwarten, vielmehr durfte man seine

völlige Genehmigung zu dieser Wahl hoffen. Allein Wsewolod war der Mann nicht, der sich für seine Verwandten opferte; sobald sein Ehrgeiz ins Spiel kam, kannte er weder Bruder- noch Freundespflicht; in seiner Seele lebte nur der einzige Gedanke: Vergrößerung seiner Familie, und Unterdrückung des Wladimirschen Hauses. Deshalb war ihm auch sein Schwager Swiatopolk eben so verhaßt, als jeder andere Prinz aus der Wladimirschen Familie, und mit Unwillen hörte er die neuen Foderungen der Nowgoroder an. Indessen stellt er sich, als wenn er den Vorschlag genehmige, und läßt seinem Schwager melden, daß er sogleich von dem ihm angetragenen Throne Besitz nehmen könne. Swiatopolk, ohne irgend ein Mißtrauen in diese Zusage zu sezen, begiebt sich auf der Stelle nach Kiew, um mit dem Großfürsten das Weitere zu verabreden; kaum aber ist er daselbst angekommen, so wird er in Verhaft genommen, und ohne Urtheil und Recht in harter Gefangenschaft gehalten. Wsewolod hofft, durch dieses niederträchtige Verfahren die Nowgoroder zu zwingen, sich nach seinem Willen zu richten, und einen Fürsten von seiner Hand anzunehmen; allein, er irrt sich; die gereizten Nowgoroder finden nun ein Vergnügen im Widerstande, und, ohne sich selbst über die weitern Maaßregeln einigen zu können, will doch keine Parthey recht daran, sich dem Willen des Großfürsten zu fügen. Nur ein kleiner Theil

der Einwohner stimmt, aus Furcht für Wsewolods Zorn, für einen Prinzen aus dem Olegschen Hause; die übrigen alle aber bleiben hartnäckig für die Wladimirschen Fürsten gestimmt, ob sie gleich unter sich uneins sind, welchem von den Fürsten dieses Hauses sie die Regierung übertragen sollen. Wsewolod seiner Seits ersann recht teuflische Maaßregeln, um die stolzen Nowgoroder unter seinen Willen zu beugen; er ließ alle fremden Transporte von Lebensmitteln, welche nach der Stadt gingen, auffangen; alle Kaufleute, deren er nur irgend habhaft werden konnte, wurden verhaftet; und alles wurde angewandt, um den Haß eines Volks gegen sich zu erwecken, dessen Regent er seyn wollte. Zwar entstand Hunger und Wehklagen in der Stadt, weil die Lebensmittel nicht hinreichten, und bald völliger Mangel einriß; aber der Großfürst erreichte dennoch seine Absicht nicht.

Edler und großmüthiger denkt George, Fürst von Susdal, der Vater des von Nowgorod vertriebenen Rostislaw. Statt sich zu rächen, zeigt er sich vielmehr als ein helfender Schutzengel. Nowgorods Bürger, durch Partheyen getheilt, müssen Haufenweise ihr Vaterland verlassen, weil sie von stärkern Partheyen unterdrückt werden; sie finden ohne Ausnahme Zuflucht in Susdal, und der Fürst nimmt nicht blos diejenigen gütig auf, welche es mit seiner Familie halten, sondern auch

die, welche erklärte Anhänger des Olegschen Fürstenhauses sind. Sein edles Benehmen macht in Nowgorod keine kleine Sensation; Swiatoslaws Parthey wird immer kleiner; immer enthusiastischer erklärt man sich für einen Fürsten aus dem Hause Wladimir. Die Nowgoroder, von aller Hoffnung verlassen, jemals den Prinzen Swiatopolk als ihren Regenten zu begrüßen, wählen jetzt, theils aus Dankbarkeit gegen Georgs edles Benehmen, theils aus halber Verzweiflung, den Prinzen Rostislaw abermals zu ihrem Beherrscher, nachdem George es ausgeschlagen hat, sich selbst an die Spitze der Regierungsgeschäfte in Nowgorod zu stellen, im Jahr 1141.

Rostislaw erscheint, auf den Ruf der Einwohner, wieder in Nowgorod, und legt, in Gegenwart des Erzbischofs, einen feyerlichen Eid ab, die Privilegien und Vorrechte der Republik und ihrer Bürger aufrecht zu erhalten, und zu beschützen. Dann wird er mit allgemeinem Jubel als Regent anerkannt, und gehuldigt; aber die innere Stimmung der Bürger spricht nicht für ihn; der angebetete Swiatopolk, obgleich ein Gefangener seines Schwagers, ist sein furchtbarer Rival in der Liebe des Volks, und verdrängt ihn aus allen seinen Hoffnungen. So viel er auch aufopfert, um sich Liebe und Beyfall zu verschaffen, so gelingt es ihm dennoch nicht; ihn verfolgt der Haß aller Partheyen;

er muß es leider bald einsehen, daß die Motive seiner Wahl nicht diejenigen gewesen sind, welche eigentlich erfodert werden, um einen Fürsten auf seinem Throne zu erhalten.

Der Großfürst wird über die Wahl Rostislaws aufs neue beleidigt; alle Nowgoroder, welche in seiner Gewalt sind, empfinden die ganze Schwere seines Zorns, und werden mit der grausamsten Härte behandelt. Diese Unbesonnenheit erhält den neuen Herrn von Nowgorod noch eine Zeitlang in dem Besitz seiner Würde. Endlich sieht der Großfürst es ein, daß er einen unrechten Weg zur Erreichung seiner Absichten eingeschlagen habe, und denkt auf gelindere Maaßregeln. Er setzt die Gefangenen in Freyheit, und bewilligt den Nowgorodern den Swiatopolk zu ihrem Beherrscher. Dieser erscheint in der Republik, und der Enthusiasmus für ihn zeigt sich ganz allgemein. Mit frohem Freudengeschrey wird er auf den Thron erhoben, den Rostislaw räumt, und zu seinem Vater zurück geht.

Dieses Nachgebens ungeachtet, das in der politischen Nothwendigkeit seinen Grund hat, giebt der Großfürst doch seinen Plan gegen die Wladimirschen Fürsten nicht auf, vielmehr verfolgt er denselben mit aller Schurkerey seines bösartigen Herzens. Der Hauptgrundsatz seiner verdammlichen Politik war, die kleinern Fürsten bald durch Tausch, bald durch Abtretungen zu schwächen; im letztern Falle bot er

ihnen freylich ein Aequivalent an; dieses war aber nie so groß, als die abgetretene Appanage. Wiatczeslaw hatte sich, gleich nach Renoncirung auf das Großfürstenthum, nach Turow zurück begeben, wo er eine Zeitlang ruhig lebte, bis der Tod seines Bruders Andreas ihn auch zum Herrn von Perejaslawl machte. Ohnerachtet nun der Großfürst es wohl wußte, daß er von dem schwachen, friedliebenden Wiatczeslaw nicht das Geringste zu befürchten hatte, so war es ihm doch nicht gelegen, daß er seine Appanage so ansehnlich vermehrt hatte. Er rückte deshalb, ohne irgend eine Veranlassung zu haben, als seinen bübischen Entwurf, vor Turow, und foderte von dem Regenten, daß er ihm dieses Fürstenthum auf der Stelle abtreten, und mit Perejaslawl zufrieden seyn sollte. Wiatczeslaw, der weder Krieger war, noch auch Ehrgeiz genug hatte, um einem tollkühnen Eroberer zu widerstehen, that, was der Großfürst wünschte, übergab ihm das Fürstenthum Turow, und zog sich nach Perejaslawl zurück.

Kaum aber ist der friedliebende Wiatczeslaw in seinem neuen Staate angekommen, wo er nichts mehr von den Ansprüchen des Großfürsten befürchtet, so erscheint Igor, der Bruder des Wsewolods, in dem Lande, und fodert es für sich. Er verwüstet die Felder, verbrennt Burgen und Städte, plündert die Einwohner, und droht der Hauptstadt wieder-

holt, Untergang und Verderben, wenn sie ihm nicht die Thore öffnen würde. Aber Perejaslawl vertheidigt sich, und Wiatczeslaw, den man auch aus seinem letzten Zufluchtsorte widerrechtlich verdrängen will, ruft die Hülfe seiner Brüder auf, und widersetzt sich dem verwüstenden Feinde. Der Fürst von Smolensko hat den glücklichen Gedanken, den ehrgeizigen und grausamen Igor nicht besser bestrafen zu können, als, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und in seinen Erbländern eben so zu hausen, als er es in Perejaslawl macht. Diese Idee wird ausgeführt; ohne Widerstand durchstreicht der Fürst von Smolensko, Igors Erbländer, verbreitet überall Verwüstung, verheert die Dörfer, und nimmt mehrere Städte weg. Dieser Umstand bestimmt den Igor, eine Eroberung, die er so gerne fortgesetzt hätte, wieder aufzugeben, und sein Erbland zu vertheidigen. Mehrere Fürsten mischen sich nun in diese Händel, und der Erfolg davon ist, daß der Großfürst genöthigt wird, dem Wiatczeslaw seine alte Appanage von Turow wieder zurück zu geben, im Jahr 1142.

Bey allen diesen Fehlschlagungen aber versäumt der Großfürst dennoch nicht, jedes Mittel zu ergreifen, um seinen Lieblingsentwurf auszuführen; fremde Verbindungen scheinen ihm dazu vorzüglich nothwendig zu seyn, da er jetzt wohl einsieht, daß die Wladimirschen Fürsten alles aufbieten werden, um seine

Absicht zu vereiteln. Als daher der König von Polen, Wladislaw der Zweyte, seine Hülfe gegen seine Brüder auffodert, so ist er sogleich zu der verlangten Hülfsleistung bereit, indem er hofft, daß Wladislaw alsdann Gleiches mit Gleichem vergelten, und ihm ebenfalls gegen die Prinzen aus dem Wladimirschen Hause beystehen werde.

Der Umstand, der den König von Polen gegen seine Brüder aufhetzte, war, die verdammliche Ehrsucht eines stolzen Weibes. Boleslaw der Dritte nehmlich, hatte, nach dem damaligen tollen Gebrauch, auf seinem Sterbebette, seine großen Staaten unter seine fünf Söhne vertheilt. Wladislaw, der älteste, erhielt das Hauptland Krakau, mit der Königswürde, und nächstdem die Fürstenthümer, Siradien, Lentschicz und Schlesien. Boleslaw, der zweyte Sohn, erhielt die Massau, Kujavien, Dobrczin und Kulm; der Dritte, Miesko, wurde Herr von Posen, Gnesen und Kalisch; Heinrich aber erhielt die Fürstenthümer Sendomir und Lublin; Kasimir, der jüngste, ein Kind, das noch in der Wiege lag, ging vor der Hand leer aus, und der Vater überließ es dem Willen der Brüder, auf welche Art man diesen Prinzen entschädigen wollte. Zu gleicher Zeit setzte der sterbende Boleslaw fest, daß das Hauptland Krakau, nebst der Königswürde, nicht vom Vater auf den Sohn forterben, sondern, daß es jederzeit

der Aelteste in der Familie erhalten sollte. Dieser Umstand gab die erste Gelegenheit zum Ausbruche der Feindseligkeiten, und wurde von einem herrschsüchtigen Weibe zur Erregung unglücklicher Streitigkeiten benutzt. Dieß war Christina, Tochter Kaiser Heinrichs des Fünften, und Gemahlin König Wladislaw des Zweyten. Die Entwürfe dieser ehrsüchtigen Frau, statt, daß sie ihren Gemahl erheben sollten, geben Veranlassung zu dessen Demüthigung. Kaum hat Boleslaw der Dritte die Augen geschlossen, so schmiedet Christina das teuflische Projekt, die Brüder ihres Gemahls aus ihren Erbländern zu vertreiben, und ihn wieder zum Alleinherrn des ganzen Reichs zu machen. Wladislaw macht einige schwache Versuche, seiner Gemahlin diesen Plan auszureden; da sie ihm aber die Sache sehr leicht macht, so willigt er endlich ein. Zu dem Ende belegt er, als Oberherr, gleich anfangs seine Brüder mit sehr starken Kontributionen, um sie zu reizen. Aber diese Fürsten, so weh es ihnen auch thut, geben her, was man von ihnen fodert, um nur den Frieden zu erhalten, und das gute Einverständniß nicht aufzugeben, welches, nach der Ermahnung ihres Vaters, unter ihnen herrschend bleiben soll.

Wladislaw, immerfort von seinem bösen Dämon gereizt, und zur Rache gegen seine Brüder entschlossen, entwirft nun andere Maaßregeln. Er versammelt die Großen des Reichs, und mahlt ihnen

mit

mit lebhaften Farben die unangenehmen Folgen einer getheilten Macht. Er beweißt ihnen die Unmöglichkeit, daß mehrere Fürsten friedlich neben einander herrschen können, daß immer Inkonvenienzen eintreten müssen, die den Frieden brechen, und die Einigkeit zerstören, und daß durch eine solche Zerstörung nothwendig ein großer Theil der allgemeinen Macht schwinden müsse. Nachdem er sie so vorbereitet hat, rückt er mit seinem Plan weiter. Er giebt ihnen zu verstehen, daß er, als ältester Sohn des verstorbenen Königs, ein ungezweifeltes Recht habe, die gesammte Monarchie an sich zu ziehen, und daher auch entschlossen sey, dieses sein Recht zu benutzen, und die Appanagen seiner Brüder wieder mit dem Hauptlande zu vereinigen, wozu er sich den Beystand seiner Magnaten erbitte. Anfangs wollen zwar die Stände von diesem Vorschlage nichts wissen, nach und nach aber werden sie geschmeidiger, gut angebrachte Geschenke machen sie dem Willen ihres Königs geneigt, und die allgemeine Stimme fällt am Ende, durch allerhand klüglich angewandte Mittel dahin aus, daß es nothwendig sey, den Souverain zu unterstützen, um die getheilte Macht des Reichs wieder unter ein Oberhaupt zu vereinigen.

Kaum ist dieser Beschluß geschehen, so bricht Wladislaw auch los; alle Anstalten sind getroffen; der Großfürst steht schon mit seinen Truppen in der Nähe der Provinzen, die man erobern will.

Noch ahnden die Brüder des Königs nichts von dem zu ihrem Verderben geschmiedeten Plan, als sie sich schon überfallen sehen. Außer Stand gesetzt, sich zu vertheidigen, sehen sie sich zur Unterwerfung genöthigt. Aber, umsonst sind ihre Bitten und Vorstellungen bey dem ehrgeizigen Wladislaw, umsonst flehen sie, man möge ihnen doch ihre Erbschaft lassen, die sie durch ein rechtliches Vermächtniß ihres Vaters erhalten hatten; umsonst schwören sie völlige Unterwerfung unter Wladislaws Befehle, wenn man sie nur im Besitz ihres Erbes lassen wolle; nichts fruchtet bey dem unempfindlichen Könige; ihre Vorstellungen werden durch kränkenden Spott erwiedert; man behandelt sie als Rebellen, die keine Schonung verdienen; man schränkt sie so ein, daß sie fast nichts mehr für sich übrig behalten. Aber, die Büberey geht noch weiter. Die Königin Christina glaubt die Fürsten noch nicht genug gedemüthigt, und fodert von ihrem Gemahl die gänzliche Entfernung dieser Unglücklichen aus dem Reiche. Wladislaw rückt aufs neue, in Verbindung mit den Russen, gegen sie an; die unglücklichen Fürsten, von einer Gegend in die andere verfolgt, schließen sich endlich in Posen ein, der einzigen Stadt, die ihnen von ihrer alten Herrschaft noch übrig geblieben ist. Hier beschließen sie, sich zu vertheidigen, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben. Posen wird belagert, und dieser Stadt hart zugesetzt; eine starke Armee von Rus-

sen und Polen schließt sie enge ein, und hat den gemessenen Befehl, dieselbe zu erobern. Aber, ein Glücksstrahl dämmert den unglücklichen Brüdern durch die Nacht ihres Schicksals. Die Russen, an Unordnung gewöhnt, entzweyen sich mit den Polen und ihren Generalen, und achten auf keine Mannszucht mehr; statt, daß sie die Stadt enge einschließen sollen, durchstreichen sie die umliegende Gegend, verheeren und plündern, wo sie hin kommen, und zeigen sich überall als furchtbare Räuber, nicht aber als entschlossene Soldaten. Diese Unordnung benutzen die Belagerer; sie wagen einen unvermutheten Ausfall auf die, durch ihre Räubereyen sicher gemachten Russen, überfallen sie in der Trunkenheit und im Schlafe, und tödten eine große Menge derselben. Die ganze große Armee wird zerstreut; Wladislaw, in Gesellschaft der russischen Prinzen, kann kaum mit einigen Soldaten sein Leben retten, und das Kriegsglück wendet sich plötzlich. Wsewolod versucht noch einige Mittel, den König zu retten, aber seine Mühe ist vergebens. Die siegreichen Prinzen dringen immer weiter vor; wo sie sich zeigen, finden sie Anhang; ganz Polen ist der tyrannischen Herrschaft Wladislaws des Zweyten müde; er verliert den Thron, und muß als ein Flüchtling sein Leben beschließen. Wsewolod aber kehrt zurück, ohne den geringsten Vortheil von dieser großen Unternehmung gewonnen zu haben, und

muß zufrieden seyn, daß Boleslaw der Vierte, der neue polnische König, ihm den Frieden zugesteht, im Jahr 1145.

Unterdessen dauern die Streitigkeiten im Innern des Landes fort, und Wsewolod hat alle Hände voll zu thun, um sich gegen das Andringen der Wladimirschen Fürsten zu vertheidigen, und seinen Thron zu behaupten. Sein gefährlichster Gegner ist Wladimir, Fürst von Galitsch, ein unerschrockener und tapferer Mann, der, trotz den Kabalen des Großfürsten, seine Besitzungen erweitert. Wsewolod rüstet sich zu seiner Unterdrückung, aber, indem er den Krieg anfangen will, stirbt er im Jahr 1146, und ganz Rußland freut sich seines Todes. Er war ein großer Despot, der nach einer Universalmonarchie strebte, und die schlechtesten Mittel nicht unversucht ließ, um seinen Zweck zu erreichen. Es fehlte ihm nicht an persönlicher Tapferkeit, noch an mehreren männlichen Tugenden, aber, er wandte sie zur Unterdrückung seiner Brüder an, und sein lasterhafter Ehrgeiz verdunkelte seine guten Seiten. Aber freylich gegen seinen Nachfolger war er ein Engel.

Dieß war Igor sein Bruder, den er selbst dazu ernannte, ein grausamer Despot, ein unmenschlicher Barbar, treulos, unredlich und tyrannisch. Ganz Rußland zitterte, als er den Thron von Kiew in Besitz nahm. Zum Glück regierte dieser Tyrann nicht lange. Schon seine ersten Schritte

zeigten, daß er gesonnen sey, das ganze Volk zu Sklaven zu machen; er überließ sich Günstlingen, die im Lande schalten und walten konnten, wie sie wollten; er selbst stellte sich an die Spitze der Tyrannen, die das Volk unterjochen sollten. Sein Betragen vermehrte den Haß gegen ihn. Die Einwohner von Kiew, um sich von dem bevorstehenden Elende zu retten, thaten einen gewagten Schritt, und riefen den Prinzen Isiaslaw, den Sohn des Großfürsten Mstislaw zur Vertheidigung auf. Isiaslaw hatte ein gegründetes Recht auf die Krone; Wsewolod hatte es beym Antritt seiner Regierung versprochen, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen, hatte aber nicht Wort gehalten. Auf den Ruf der Einwohner erschien er jetzt mit einer starken Armee vor Kiew, und foderte die Abtretung des Großfürstenthums. Igor, in Verbindung mit seinem Bruder Swiatoslaw, rückte ihm entgegen, aber es kam nicht zur Schlacht; die Soldaten von Kiew weigerten sich, gegen den Isiaslaw zu kämpfen. Diese Weigerung machte auch die andern Truppen mißtrauisch; man widersetzte sich; die Generale fanden weder Gehorsam noch Achtung; Niemand wollte streiten. Gegen diese unordentliche Macht zog Isiaslaw an, aber Igor erwartete ihn nicht, sondern flohe; der Fürst von Perejaslawl zog triumphirend in Kiew ein, und hatte bald darauf das Glück, seinen gefährlichen Gegner zu erhaschen, den man in

einen Sumpf versteckt fand, und den der neue Großfürst in einem harten und festen Gefängnisse aufbewahren ließ. Und so endigte sich des grausamen Igors des Zweyten Regierung nach sechs Wochen. —

Die Regierungsgeschichte Isiaslaws des Zweyten ist ein Gewebe von Unglücksfällen und blutigen Familienkriegen, woran er selbst wenigstens nicht ganz unschuldig ist, ohnerachtet man sonst seinen Charakter eben nicht tadeln kann. Er war sanftmüthig, wohlwollend, gerechtigkeitliebend, aber auch stolz, unverträglich und herrschsüchtig. So wenigstens kann man ihn aus den Begebenheiten beurtheilen, die seine Regierung merkwürdig machen. Schon die Art, wie er sich gegen den unglücklichen Igor beträgt, ist, nach den Gesetzen der Billigkeit, nicht zu entschuldigen. Immerhin, daß er diesem grausamen Menschen die Macht benahm, mit eiserner Geißel das Volk zu unterdrücken; immerhin, daß er sich auf den Ruf der Nation an die Spitze der Regierung stellte und das Volk von dem lästigen Drucke eines Tyrannen befreyte, immerhin, daß er auch selbst diesen geschlagenen Feind zu fürchten Ursache hatte, und es ihm deshalb, eigner Sicherheit wegen, gleichsam zur Nothwendigkeit gemacht wurde, ihn durch Verhaftnehmung unschädlich zu machen; — aber er mußte dabey doch nicht vergessen, das Unglück dieses Prinzen zu ehren; er mußte, als billiger Fürst, das Schick-

sal seines Gegners mildern, so viel es seine eigene Sicherheit erlaubte; er durfte nicht Richter in seiner eignen Sache seyn; er war verpflichtet, diesem Prinzen seinem Stande und seinen Ansprüchen gemäß zu begegnen, ihn mit einer leidlichen, obwohl festen Haft zu bestrafen, nicht aber ihn in ein dunkles, feuchtes und ungesundes Gewölbe zu sperren, wo er, des Tageslichts und jeder Gemächlichkeit beraubt, den Urheber seines Elendes verfluchte, und bey jedem Blick auf sein Gefängniß, zu neuer Rache gegen ihn angeflammt wurde! — Billigkeit und Schonung muß man auch dem abscheulichsten Menschen nicht versagen; ein Fürst, der blos die Stimme der Rache hört, kann, bey allen guten Eigenschaften, die er etwan besitzen mag, auf den Ruhm eines gerechten Fürsten keinen Anspruch machen. Igor, so wenig er übrigens den Thron verdiente, hatte doch gegen den Isiaslaw nichts verbrochen; er hatte blos den rechtmäßigen Besitz seines Thrones vertheidigt, zu dem ihn sein Bruder, und ein altes Gewohnheitsrecht, in Ansehung der Erbfolge, berufen hatte; die Stimme des Volks war gegen ihn, und für den Isiaslaw; aber diese Stimme ist in der That keine vox dei, so einleuchtend uns das auch unsre neuen kosmopolitischen Philosophen machen wollen; es ist ein inkonsequenter Lärm, der vom ersten Eindruck erregt wird, aber sonst weiter nichts auf sich hat; ein Geschrey ohne eigentlichen Sinn: man weiß selbst nicht,

was man will; heute stimmt man für diesen, morgen für jenen, je nachdem Laune, Zufall, Bestechungen und Ueberredungen es an die Hand geben, und am Ende ist das vielköpfige Ungeheuer, Volk, mit allem zufrieden, was man ihm auftischt, wenn es nur einen Anstrich von den neumodischen Grundsätzen hat, die gerade an der Tagesordnung sind. Die Beweise liegen am Tage, wir dürfen gar nicht ängstlich darnach suchen; und noch nie hat das Volk Konsequenz in seinen Handlungen bewiesen; es ist immer und ewig am Gängelbande von seinen Usurpatoren geleitet worden, und wird immer und ewig daran geleitet werden. Wehe dem, der sich auf den Enthusiasmus des Volks verläßt; er ist verlohren, ehe er noch einmal an die Möglichkeit denkt! Das haben die Begebenheiten alter und neuer Zeit zur Genüge bewiesen, und wir Alle haben es ja, unter den traurigsten Eräugnissen, erlebt. — Volksstimme kann also durchaus nicht als Gottes Stimme gelten. Wie inkonsequent, wie wetterwendisch würde der höchste Regierer aller Dinge erscheinen, wenn er wie das armselige Volk dächte und handelte! Gottlob, daß dem nicht so ist, sonst wären wir ja keinen Augenblick sicher, daß er uns alle, bey der ersten Anwandlung einer bösen Laune, von der Erde vertilgte, ohne weiter den geringsten Vorwand zu nehmen! — Nein, guter Gott, von deiner Güte, von deinem Wohlwollen will ich gerne abhängen, denn ich weiß es,

du meinst es herzlich gut mit mir; und der konsequenteste Mensch in der Welt ist ein wetterwendisches Ding gegen dich, du bist ewig derselbe! — Sollte ich aber jemals den Launen eines ganzen Volks unterworfen werden, wofür mich wohl der Himmel bewahren wird — o, so möchte ich Bonapartens Thron nicht mit der ärmlichsten Hütte vertauschen! Was hilft mir Glanz, und unbedingte Macht ohne Ruhe? Und wo soll ich da Ruhe finden, wo ich für den nächsten Augenblick zittern muß, ob sich der Volksenthusiasmus nicht in Volkshaß verwandelt? Nein, laß mir meine Mittelmäßigkeit, lieber Gott, und gieb mir nur so viel, als ich bedarf, um nicht zu verarmen; dann will ich den allmächtigen Konsul von Frankreich um seine Volksgunst nicht beneiden!! — Doch, verzeihen Sie, mein Freund, diese Abschweifung! Ich lenke jetzt auf der Stelle wieder ein! —

Isiaslaw hatte also die Stimmung des Volks für sich, und, nach dem ziemlich allgemein angenommenen, aber auch ziemlich egoistischen Grundsatze: jeder ist sich selbst der Nächste, durfte er allenfalls von dieser Stimmung zu seinem Vortheile Gebrauch machen, durfte seinen Gegner verdrängen, und — wenn ich so nachgebend als möglich seyn will — er durfte ihn unschädlich machen! Aber, weiter mußte er auch nicht gehen, wenn er den Ruf eines billig denkenden Fürsten für sich erhalten wollte. Den unglücklichen

Besiegten in kalte Mauern einsperren lassen, und ihn von aller Verbindung mit Menschen ausschließen, das war das Werk eines feigen Tyrannen; und Isiaslaw kann sich von dem Vorwurfe nicht frey machen, daß sein Benehmen gegen Igor, mehr aus Selbstrache, als aus Sorgfalt für die öffentliche Ruhe entstand. Denn gerade durch diese Grausamkeit gab er Gelegenheit zu all' den traurigen Scenen, die in der Folge sein Leben verbitterten.

Igor, obgleich er öffentlich gehaßt wurde, hatte doch noch geheime Freunde, und mehrere mächtige Verwandte, die ihn rächen konnten. Auch fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, trotz seiner harten Haft, die Welt mit seinen Unfällen bekannt zu machen. Swiatoslaw, sein Bruder, der ihn aufrichtig liebte, zitterte vor Zorn und Rachsucht, als er das Schicksal seines Bruders erfuhr, und lauerte nur auf günstige Umstände, um gegen den neuen Großfürsten loszubrechen. Noch aber hatte er die Anstalten zu seinem Vorhaben nicht vollendet, als schon ein Anderer auftrat, um ihm die Bahn zu seiner Rache zu brechen! — Dieß war Wiatczeslaw, der sanfte, friedliebende Wiatczeslaw, der in seinen jüngern Jahren, aus Liebe zum Frieden, dem Wsewolod auf dem großfürstlichen Throne gewichen war, und sich auch in der Folge von ihm sein Erbtheil hatte rauben lassen. — Jetzt aber, da dieser Fürst schon mit einem Fuße im Grabe steht,

packt ihn der Teufel der Herrschsucht; auf den Rath seiner Bojaren ergreift er die Waffen, und fodert das Großfürstenthum für sich. Seine ersten Versuche krönt der glücklichste Erfolg; alle Länder, welche ihm Wsewolod abgenommen hatte, fallen in seine Hände zurück, auch wird ganz Vollhynien erobert, und ein naher Anverwandter des Fürsten von ihm auf den Thron von Wolodimir gesetzt. Allein, diese reißenden Fortschritte gewinnen bald eine andere Wendung; einem unerwarteten Glücke folgt ein eben so unerwartetes Unglück nach; alle vom Wiatczeslaw eroberten Länder kommen wieder in die Gewalt des Großfürsten, und der alte Fürst wird sogar genöthigt, seine alte Herrschaft Turow gegen eine weit kleinere Appanage abzutreten.

Ob nun gleich der alte Wiatczeslaw gedemüthigt, und wieder zur Ruhe verwiesen ist, so giebt dieser Sieg dennoch dem Großfürsten keinen Frieden. Er sitzt noch nicht fest auf dem Throne; noch umringen ihn tausend Gefahren, die seinen Sturz drohen; Igor selbst, der gedemüthigte, der gefesselte Igor ist ihm in seinen Ketten fürchterlich; nur an Muth fehlt es ihm, um ein Meuchelmörder zu werden, sonst hätte er sich auch zu diesem Schritte verstanden. Swiatoslaw, der zu seinem Antheil das Fürstenthum Nowgorod-Scwersky inne hat, rüstet sich zum Kriege, um seinen gemißhandelten Bruder zu rächen. Um ihm zuvor zu kommen, wird eine

ansehnliche Armee, unter dem Kommando mehrerer Prinzen, abgeschickt, mit dem Befehl, in die Erbstaaten des verhaßten Swiatoslaws einzufallen. Diese thut, was ihr geheißen worden ist, und richtet ungemeine Verwüstungen an. Swiatoslaw fühlt sich zu schwach, um so mächtigen Feinden zu widerstehen, und bittet deshalb um Frieden. Sein Vorschlag wird angenommen, aber unter der einzigen Bedingung, daß er sich eidlich verpflichten soll, den gefangenen Igor seinem Schicksale zu überlassen, sich gar nicht weiter um ihn zu bekümmern, und nichts, weder zu seiner Befreyung, noch zu seiner Wiedereinsetzung zu unternehmen. Diese Bedingung verwirft Swiatoslaw mit Unwillen, und läßt den vereinigten Prinzen zurück melden, daß er eher sein Leben verlieren, als einen so schändlichen Vertrag unterschreiben wolle. — Isiaslaw, statt die brüderliche Liebe seines Gegners zu ehren, und ihn auf andere Art für sich zu gewinnen, befiehlt vielmehr, daß man auf ihn los schlagen solle. Der unglückliche Swiatoslaw kämpft, so lange es ihm möglich ist; aber endlich sieht er seine Felder verwüstet, seine Burgen niedergebrannt, seine verwüsteten Städte in den Händen der Feinde. Er kann nicht mehr widerstehen; aber voll Wuth und Rache im Herzen gegen den Verderber seiner Familie flüchtet er in die Wälder, schleicht sich unerkannt durch das Heer seiner Feinde, und findet bey dem alten Wiatczeslaw

eine freundliche Aufnahme. Isiaslaw hatte seinen Tod beschlossen, weil er nichts gewisser hoffte, als daß er ihn lebendig in seine Gewalt bekommen würde.

In seinem finstern, kalten Gewölbe erfährt Igor, auf Veranstalten des Großfürsten, das Unglück seines Bruders, und mit ihm das Ende seiner Hoffnungen. Betäubt von den Schrecken eines quaalvollen Gefängnisses, von Reue über seine frühern Handlungen ergriffen, ohne Aussicht zu irgend einer Rettung, und vom Gram überwältigt, wirft er sich in die Arme der Kirche. Er läßt dem Isiaslaw wissen, daß er gesonnen sey, seine Ansprüche auf den Thron von Kiew gegen das Aequivalent seiner Freyheit aufzugeben, und sich als Mönch in einem Kloster einkleiden zu lassen. Gegen diesen Vorschlag kann Isiaslaw rechtmäßiger Weise nichts einwenden. Er gesteht ihm die Freyheit zu; der Metropolit muß ihn mit den Pflichten seines neuen Standes bekannt machen; die Thüren seines schrecklichen Gefängnisses öffnen sich, und Igor sieht wieder Tageslicht und Freyheit, aber freylich nur, um aus einem Gefängnisse in das andere überzugehen, und von nun an in den dunkeln Mauern eines Klosters, das ihm zu Kiew angewiesen wird, als Mönch sein Leben zu verbeten, und die Verirrungen seiner frühern Jahre zu beweinen. Und so wird nun der Mann, der für den Thron bestimmt war, ein ärmlicher Mönch —

die erste Metamorphose dieser Art, die aber in der Folge öfters vorkommt! —

Indessen hat Swiatoslaw die Rache nicht aufgegeben; der unglückliche Vertriebene ist noch immer zur Wiedervergeltung bereit. Wiatczeslaw giebt ihm Beystand, so viel es seine schwachen Kräfte erlauben. Mit einer kleinen Mannschaft rückt Swiatoslaw vor, und erobert einige kleine Städte seines alten Gebiets. Hier findet er Anhang und Freunde; er verstärkt seine Armee, und mehrere Prinzen vom Geblüt treten auf seine Seite. Wladimir, der Sohn des Fürsten George von Susdal, dringt sich ihm fast mit Gewalt zum Bundesgenossen auf, nicht sowohl aus wirklichem Mitleiden für das Unglück des vertriebenen Fürsten, als vielmehr aus Rachsucht gegen Isiaslaw, den er und sein Vater haßt, weil beyde den Plan haben, sich selbst einen Weg auf den ersten Thron des russischen Reichs zu bahnen. So ansehnlich verstärkt, rückt Swiatoslaw weiter vor, und erobert mehrere Städte, die dem Großfürsten gehören. Nun schicken auch die Polowczker Hülfsvölker zu, und zwingen auch die beyden Fürsten von Tschernigow zum Uebertritt zu ihrer Koalition.

Isiaslaw, durch die Fortschritte der Verbündeten beunruhigt, geht nach Tschernigow, um die dortigen Fürsten wieder für sich zu gewinnen. In alle Gegenden seines Reichs schickt er Befehle, daß

man auf die Unternehmungen der Alliirten ein wachsames Auge haben solle. Seinen Bruder Wladimir aber läßt er in Kiew zurück, um, während seiner Abwesenheit, seine Stelle im Hauptlande zu ersetzen. — In Tschernigow drohen dem Großfürsten neue Gefahren; die Untreue der dortigen Fürsten ist erwiesen; kaum kann er sich mit seiner bey sich habenden Mannschaft dem Andringen der Feinde widersetzen. Eine Gesandtschaft wird deshalb nach Kiew abgeschickt, um die Einwohner von der drohenden Gefahr des Großfürsten zu benachrichtigen. Prinz Wladimir beruft eine allgemeine Volksversammlung, schildert den Einwohnern die mißliche Lage des Großfürsten, und bittet um ihren Beystand. Die Bürger schwören, ihren Großfürsten mit Gut und Leben zu vertheidigen. Einer aus der Versammlung hat die Unbesonnenheit, laut zu rufen, daß kein Beystand und keine Vertheidigung etwas helfen werde, so lange Igor lebe. Dieser hingeworfene Funke findet Nahrung und bricht in vollen Flammen aus; der Haß des Volks gegen den unglücklichen Igor erhält durch diese Auffoderung neue Nahrung; eine allgemeine Wuth bemächtigt sich aller Herzen; man schwört Igors Tod, und man bereitet sich, diesen schrecklichen Schwur zu erfüllen. Umsonst spricht der Metropolit gegen dieses abscheuliche Verfahren; sein Ansehen, sonst so unerschütterlich fest gegründet, wird bey der allgemeinen Volkswuth nicht beachtet; seine

Beredsamkeit ist umsonst angewandt. Umsonst wirft sich der Prinz Wladimir mit den vornehmsten und edelsten Bojaren in die Mitte des aufgebrachten Volkshaufens, um das abscheuliche Verbrechen zu verhindern; umsonst wird ihre Beredsamkeit verschwendet; umsonst fodern sie Gehör. Selbst die Gesandten des Großfürsten treten hinzu und schwören, daß Isiaslaw selbst diese verruchte That mit der ihm eigenen Gerechtigkeitsliebe an den Rädelsführern rächen werde, und daß er lieber ihrem Beystande entsagen, als diesen Mordanschlag billigen werde; das empörte Volk ist einmal erbittert, und wiederholt seinen furchtbaren Schwur, durch Igors Tod die Ruhe wieder herzustellen. Mit wüthendem Geschrey eilt man nach dem Kloster, wo das unglückliche Schlachtopfer den Rest seines Lebens in unbemerkter Dunkelheit hinbringt. Igor ahndet nichts von dem bevorstehenden Unglück; er befindet sich eben am Altar, wo er bey der Messe ministrirt. Wladimir hat unterdessen ein Pferd bestiegen, und sucht den Aufrührern zuvor zu kommen, und den Unglücklichen zu retten; aber das Gedränge ist zu groß; er kann nicht durch; er muß einen Umweg nach dem Kloster nehmen. Er eilt, was er kann; doch kommt er erst mit dem Volkshaufen zugleich beym Kloster an. Die Empörer achten nicht mehr der heiligen Gebräuche, für welche sie sonst eine unbegränzte Ehrfurcht hegen. Sie dringen in die Kirche, sie reißen den Unglücklichen vom Altar

weg,

weg, sie mißhandeln ihn fürchterlich. Wladimir hört sein Geschrey, sieht den Unglücklichen sich unter dem Opfermesser seiner Würger krümmen. Ohne auf die Gefahr zu achten, die ihm selbst bevorsteht, eilt der edle Prinz in die Kirche, wirft sich mitten unter das wüthende Volk, das staunend zurück tritt, entreißt den Ungeheuern das blutende Schlachtopfer, und bedeckt ihn mit seinem Mantel. Wie ein Verzweifelnder kämpft er gegen die Wüthenden, die jetzt, nachdem sie von ihrem ersten Erstaunen sich erholt haben, ihr blutiges Werk wieder fortsetzen wollen. Wladimir vertheidigt, als ein Schutzengel, den Unglücklichen, und wird dadurch der Gegenstand der allgemeinen Wuth. Mit einem Arme umfaßt er den Igor, mit dem andern kämpft er, und bahnt sich einen Weg durch die empörte Menge. So erreicht er endlich den Pallast, den die Mutter des regierenden Fürsten bewohnt. Hier tritt der Prinz Michael, der Sohn des Großfürsten, auf seine Seite, und hilft ihn, den unglücklichen Igor gegen die Menge vertheidigen; mit der größten Anstrengung wird der Arme von seinen beyden Beschützern in den Vorhof des Schlosses geführt. Aber umsonst ist ihre großmüthige Aufopferung; sie selbst kommen in Lebensgefahr; das empörte Volk wirft sich jetzt eben so ungestüm über diese edlen Vertheidiger her. Wladimir, von der ungemeinen Anstrengung entkräftet, ist doch noch so glücklich, ihnen zu entkommen; aber

der Prinz Michael wird von ihnen gemißhandelt, seiner Kleinodien beraubt, und muß, um sein Leben zu retten, in den Pallast fliehen, und die Thüren verschließen lassen. Der unglückliche Igor bleibt, sich selbst überlassen, im Vorhofe liegen; die Thore werden erbrochen; die Mörder dringen ein; mit erneuerter Wuth ergreifen sie ihr Schlachtopfer, schleppen ihn hinaus, und ermorden ihn. Dann wird der todte Leichnam mit Kannibalenwuth durch die Straßen geschleift, und mit den niederträchtigsten Beschimpfungen gemißhandelt; bis man endlich der Barbarey satt hat, und ihn außerhalb der Stadt aufs Feld werfen läßt. Wladimir, sobald der Aufruhr gestillt ist, eilt weinend zu der Stätte, wo man den Körper des unglücklichen Fürsten hingeschleppt hat. Des andern Tages ordnet er das Begräbniß an, und läßt ihn in der Michaeliskirche beerdigen. Das ganze Volk folgt der Leiche eines Mannes, den man Tages zuvor, so grausam gemordet hat; die Wuth ist vorüber; man betrauert das arme Schlachtopfer; man erschöpft sich im Weinen und Wehklagen. Während dem Leichenbegängnisse erhebt sich ein wüthender Sturm, vermischt mit Donner und Blitz; dieß dünkt dem Volke ein Zeichen, daß die Gottheit über ihre abscheuliche That zürne; und heulend wirft es sich an der Grabstätte nieder, und fleht um Schonung.

Isiaslaw war über das unglückliche Schicksal

seines Gegners äußerst bewegt; er gab sein Mißfallen darüber laut zu erkennen, und schwur, die That strenge zu untersuchen, und die Rädelsführer nach Recht und Gerechtigkeit zu bestrafen. Wir wollen glauben, daß es ihm darum ein Ernst war; denn, da er uns in der Geschichte eben nicht als ein Unhold, sondern vielmehr als ein sanfter, gutmüthiger Fürst erscheint, so haben wir keine Ursache daran zu zweifeln, daß sein Bedauern wirklich aus dem Herzen kam. Die Hauptsache war indessen doch wohl Furcht vor Swiatoslaws Rache; wenigstens hielt er seinen Schwur nicht, und bestrafte an den Rädelsführern auf keine Weise dieses abscheuliche Verbrechen. Vielleicht hätte er eher Wort gehalten, wenn ihm das Kriegsglück nicht so günstig gewesen wäre; aber, obgleich Swiatoslaw dem Mörder seines Bruders unversöhnliche Rache geschworen hatte, obgleich die Koalition gegen den Großfürsten immer mehr zu- als abnahm, so widerstand doch Isiaslaw allen seinen Gegnern, führte einige glückliche Coups gegen sie aus, und demüthigte sie am Ende so, daß er sie im Jahr 1148 zum Frieden zwang. Dieser Friede schien eine nothwendige Uebereinkunft aller Fürsten zu seyn, er sollte die so nöthige Ruhe wieder herstellen, und dem Lande wieder Erholung gönnen, von den schrecklichen Schlägen. Auch scheint es Isiaslaw ehrlich gemeynt zu haben; denn er

opferte ansehnliche Vortheile auf, und, um den Swiatoslaw für das Schicksal seines unglücklichen Bruders einigermaßen zu vergütigen, so gab er ihm seine Nichte zur Gemahlin. Allein Swiatoslaw konnte weder den Bruder, noch seine eigene Rache vergessen. —

Der Fürst George von Susdal, Wladimirs des Zweyten Sohn, wußte von dem ganzen Friedensschlusse nichts; sein Land war zu weit von dem Schauplatze des Krieges entfernt, als daß er so geschwinde davon hätte benachrichtigt werden können; und die Hülfe, die er dem Swiatoslaw hatte angedeihen lassen, war nie bis zu einer beträchtlichen Macht gestiegen. Sein ehrgeiziger Plan war eigentlich ganz anders berechnet; er wollte Einen durch den Andern schwächen, und am Ende mit einem entscheidenden Uebergewicht aufzutreten, und sich an die Spitze der russischen Regenten zu stellen. Immer aufmerksam auf diesen Plan, bemerkt er mit Vergnügen das allmählige Gelingen desselben; er gewinnt, indeß die andern alle verlieren; er erhält seine Macht ungeschwächt, indeß die andern sich unter einander aufreiben; sein Wunsch ist, diese Uneinigkeiten zu unterhalten, und sie immer weiter auszudehnen. Die Nachricht des abgeschlossenen Friedens kann ihm also unmöglich angenehm seyn; er wüthet darüber, und endlich beschließt er, daß er für seine

Person allein, die Feindseligkeiten gegen den Isiaslaw weiter fortsetzen wolle.

Isiaslaw, über die ehrgeizigen Entwürfe seines Gegners aufgebracht, eilt, ihm zuvor zu kommen, und greift ihn im Herzen seiner Staaten an. Er hat eine ansehnliche Armee, wird von allen seinen Brüdern unterstützt, und verstärkt sich durch eine Koalition mit Nowgorod. Seine ersten Versuche sind so glücklich, als er es nur immer wünschen kann, mehrere Städte des Fürstenthums werden erobert, und viele Gefangene werden fortgeschleppt. Aber, der ganze Plan ist ohne Ueberlegung gemacht; in der Eile hat man die großen Hindernisse übersehen, welche die Natur selbst in den Weg legt; der Feldzug ist zu einer Zeit begonnen, da der Winter sich seinem Ende nähert; statt die trockne Jahreszeit abzuwarten, ist man nur vorwärts geeilt, und der glückliche Anfang hat den Großfürsten noch sicherer gemacht. Jetzt aber schmilzt der Schnee; die Wege fangen an weich zu werden; Menschen und Vieh versinken in Morästen; man kann nicht weiter; man muß auf den Rückzug denken, und man vollendet denselben mit der gewaltigsten Anstrengung. Schon im ersten Frühjahr ist dieser abentheuerliche Feldzug geendigt; die verbündeten Fürsten und ihre Armeen gehen aus einander; die eroberten Städte fallen an ihren alten Herrn zurück, und der Fürst von Susdal bereitet

sich zur Wiedervergeltung. Ein anderer Umstand giebt ihm Gelegenheit, loszubrechen, und seinen Feind zu überfallen.

In dem eben beendigten Kriege mit dem Prinzen Swiatoslaw, hatte Rostislaw, Georgs Sohn, das Oberkommando über die dem Prinzen zugesendeten Hülfsvölker von Susdal. Isiaslaw aber suchte damals diesen Prinzen für sein Interesse zu gewinnen, und schenkte ihm einige Städte zur Appamage. Jetzt aber, da der Krieg beendigt ist, fodert er vom Rostislaw die geschenkten Städte wieder zurück, und, da dieser sich weigert, so überzieht er ihn mit Krieg, nimmt ihm die geschenkten Städte wieder ab, und läßt seine Anhänger und Hausbediente in Eisen schmieden. Den Prinzen selbst nimmt er gefangen, und schickt ihn in einem kleinen Fischerkahne, als einen erwiesenen Verbrecher seinem Vater zu. George, über dieses widerrechtliche Verfahren erbittert, zieht seine ganze Macht zusammen, vereinigt sich mit dem Swiatoslaw, dem Bruder des unglücklichen Igors, und mit andern Mißvergnügten, erhält Hülfstruppen von den Polowczkern, und marschirt mit seiner ganzen vereinigten Macht im Jahr 1149 gegen den Isiaslaw. — Die Bojaren des Großfürsten rathen zum Nachgeben, und zur Erhaltung des Friedens. Isiaslaw aber, stolz auf seine Macht, verwirft mit Ungestüm den gutgemeyn-

ten Rath, und fodert Krieg. Beyde Heere treffen sich bey Perejaslawl; der Großfürst in seinem wilden Ungestüm greift gegen das Ende des Tages an. George vertheidigt sich lebhaft und entschlossen; in wenig Stunden ist diese sehr blutige Schlacht entschieden, und der Großfürst geschlagen. Mit einer ganz kleinen Begleitung flieht er über den Dnepper zurück; seine ganze Armee ist aufgerieben oder zerstreut, er hat keine Hoffnung mehr, sein Unglück wieder gut zu machen. Er eilt nach Kiew, nicht aber, um daselbst sich zur neuen Vertheidigung zu rüsten, sondern blos um einige seiner Schätze zu retten, um mit Weib und Kind nach Wolodimir, der Appanage seines Bruders, und von da weiter nach Ungarn oder Polen zu flüchten. George aber mit dem Beynahmen, mit der langen Hand, begiebt sich in Begleitung seines Bruders Wiatczeslaw, nach Kiew, und besteigt den großfürstlichen Thron.

Und hier, mein Freund, lassen Sie uns eine Pause machen, und unsre Unterhaltungen auf eine Zeitlang abbrechen, da mich anderweitige Geschäfte hindern, vor der Hand in diesem Unternehmen fortzufahren. Sobald jene Geschäfte beendigt sind, kehre ich wieder zu diesen zurück; und in meinem nächsten Briefe erhalten sie die Folge dieser Geschichte voll Unruhen und blutiger Familientriege! Bis dahin

leben Sie wohl, und bleiben Sie eingedenk Ihres Versprechens, mich nicht zu strenge zu beurtheilen, sondern mit dem zufrieden zu seyn, was meine schwache Kraft zu leisten vermag!! —

Ende des zweyten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feyerabend, Carl

Cosmopolitische Briefe über die Geschichte des russischen Reiches

Bd.: 2

Königsberg 1804
Russ. 20-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10782180-9